



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Kopenhagen auf Zeit.

Lokalisierungen eines Zwischenraums

verfasst von

Lennert Pfeiffer

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Europäische Ethnologie

Betreut von: Ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler

Kopenhagen auf Zeit.

Lokalisierungen eines Zwischenraums

Inhaltsverzeichnis

I.	Einleitung	1
<hr/>		
II.	Theoretische Verortungen	5
<hr/>		
	Die Volkskunde zwischen Sesshaftigkeit und Vagabondage	5
	Der Mensch zwischen Ruhelage und Bewegung	7
	Das Alltagsleben zwischen Kontinuität und Diskontinuität	11
	Das Erzählen zwischen Kontingenz und Konsistenz	15
	Zusammenfassung und Fragen	19
<hr/>		
III.	Zur Forschung	21
<hr/>		
	Vorüberlegungen und Fragestellung	21
	Forschungsfeld und ForschungsteilnehmerInnen	22
	Methodik und Forschungsvorgehen	25
	Datenauswertung und Ergebnisdarstellung	29
<hr/>		
IV.	Fallstudien	33
<hr/>		
	Jonas	33
	Zur Person	34
	Der Beginn	36
	Einstweilen	41
	Zu guter Letzt	47
	Zusammenfassung	54
	 Flora	55
	Zur Person	56
	Der Beginn	57
	Einstweilen	63
	Zu guter Letzt	68
	Zusammenfassung	72

Konstantin	74
Zur Person	74
Der Beginn	75
Einstweilen	81
Zu guter Letzt	85
Zusammenfassung	90
 Tina	 92
Zur Person	92
Der Beginn	93
Einstweilen	98
Zu guter Letzt	103
Zusammenfassung	109

V. Resümee	111
 VI. Literaturverzeichnis	 117
 VII. Anhang	 123
Abstract	123
Lebenslauf	125

Leben heißt, von einem Raum zum anderen
gehen und dabei so weit wie möglich zu
versuchen, sich nicht zu stoßen.

Georges Perec

Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis
zu sich selbst Erzähler. [...] Sie lieben das
Ordentliche und Nacheinander von Tatsachen,
weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und
fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben
einen ‚Lauf‘ habe, irgendwie im Chaos
geborgen.

Robert Musil

I. Einleitung

Reisen zählt als eine der ältesten Kulturpraktiken der Menschheit, die Erfahrung von Mobilität gar als *Conditio Humana*¹. Bereits im antiken Griechenland galt Reisen, indem es nicht nur die Möglichkeit bot, Vorträge bekannter Sophisten zu hören, sondern auch als sehenswert betrachtete kulturelle und religiöse Stätten zu besichtigen, als Möglichkeit der Erweiterung des gewohnten Horizontes und damit als ein Weg zur Erlangung von Erkenntnis.² So war es innerhalb einer auf die Vervollkommnung des eigenen Selbst gerichteten Staatsphilosophie bald nicht nur für Gelehrte zur biografischen Notwendigkeit geworden, sich auf Reisen zu begeben: Auch Politiker oder Privatpersonen reisten, um sich zu bilden und so an Ansehen zu gewinnen. Allerdings blieb diese Praxis der Mobilität auf den beschriebenen, bereits gezähmten Raum beschränkt – den eigenen Anschauungen *Differentes* wurde kaum erlebt. Auch im Mittelalter, wenn auch nicht länger die sinnliche Selbsterfahrung der Welt als Weg zur Erkenntnis galt, sondern es nun einer dem Menschen externen, übergeordneten Kontrollinstanz als Garant für die Validität des Wissens bedurfte,³ gehörte Reisen nach wie vor zum Alltag vieler Gelehrter – man reiste, um bestimmte Meisterschulen zu besuchen oder um bedeutende Bibliotheken einzusehen.⁴ Der Zerfall des Römischen Reiches und die Herausbildung eines differenzierteren Staatengebildes erleichterte und erweiterte nun jedoch die Möglichkeiten, auch ungewohnte Alltäglichkeiten in unmittelbarer Nähe und damit einfacher und wahrscheinlicher als vormals zu erleben – und dabei durch direkte Anschauung auch über das Selbst-Verständliche des unmittelbaren Alltags zu reflektieren. Die mit der Renaissance einsetzende Herausbildung eines subjekttheoretischen Erkenntnisimperativs förderte diese Entwicklungen: So galt nicht mehr die religiös geprägte Fokussierung auf das Innere des Menschen und die Konzentration auf eine transzendentale Instanz als Weg zur Erkenntnis, sondern die auf antiken Idealen ruhende sinnliche Erfahrung der Welt durch das sich seiner Individualität bewusste und erkennende Subjekt.⁵ Reisen als Möglichkeit, die Welt in ihrem Innersten zu erkennen und sich als Individuum darin zu verorten, gewann durch die erkenntnistheoretischen Legitimation der Gleichzeitigkeit von direkter Anschauung und kritischer Reflexion als Grundlage der Welt- und Selbsterkenntnis wieder an Popularität. Dieses humanistische Bildungsideal, welches in der *peregrinatio academica* der Renaissance seinen Ausdruck fand, sollte sich in verschiedenen Formen wie der *grand tour* oder der *Bildungsreise* bis in unsere heutige Zeit halten. Auch heute noch gilt der längere Aufenthalt an dem oder der Einzelnen unbekannten Orten zum Zwecke des Erwerbs einer *allgemeinen Menschenkenntnis*⁶, wie Jean-Jacques Rousseau es nennt, als grundlegend für eine

¹ Hlavin-Schulze 1998: Reisen, 19.

² So zeigen Haase und Krämer, dass Reisen zu keinem Zeitpunkt nur aufgrund rein politischer, wirtschaftlicher oder religiöser Interessen unternommen wurden, sondern bereits seit der Antike auch Bildungsaspekte bei vielen Reiseunternehmungen, wenn auch in verschiedenen Ausprägungen, zum Tragen kamen. Vgl. Haase/Krämer 2012: Reisen, 25 ff.

³ Neuser 2013: Wissensgesellschaft, 24 ff.

⁴ Haase/Krämer 2012: Reisen, 28.

⁵ Ebd., 30; vgl. auch Neuser 2013: Wissensgesellschaft, 27 f.

⁶ Rousseau 1762: Emil.

umfassende persönliche Entwicklung im Sinne einer auf Erfahrung und Reflexion beruhenden Bildung. Dabei hat sich dem humanistischen Ideal des *uomo universale* das kosmopolitische Ideal eines nicht mehr nur Staats-, sondern auch Weltbürgers hinzugesellt.⁷ Doch war diese Form der Mobilität lange nur einem moralisch-sittlichen und erkenntnistheoretischen Imperativ unterworfen, so verfestigte sich seit der Aufklärung mit der Entstehung eines selbstbewussten Bürgertums zunehmend auch wieder eine Idee der Weltgewandtheit, welche im Aufenthalt in der Fremde mehr ein Mittel zum Prestigegegn und zur sozialen Distinktion⁸ denn als bloßes Mittel zur Selbstfindung und (Selbst-)Erziehung zu einem vollwertigen Teil einer aufgeklärten Gemeinschaft sah. Erfahrungen im Ausland wurden zunehmend im Sinne von Pierre Bourdieus symbolischen Kapital⁹ als individuellen Ressource begriffen – eine Perspektive, welche auch bis heute noch Bestand hat.¹⁰ Doch trotz der mit der Moderne einsetzenden, wie Marcus Haase und Franziska Krämer feststellen, „Diversifizierung des touristischen Angebotsmarkts und auch der Zielgruppen“¹¹ ist der Wunsch nach „Ansteckung einer unbekannten Luft“¹² zentral für viele Formen des Reisens geblieben. Sei es Work & Travel, Studienauslandsaufenthalt oder Au Pair, ihnen allen ist gemein, dass sie weder der Erholung oder dem Vergnügen wie der Kur- oder Badeurlaub, noch der Arbeit oder dem Geschäft wie eine Handels- oder Dienstreise dienen, noch gesellschaftlich nicht akzeptiert sind oder gar unfreiwillig wie Flucht geschehen, sondern als gesellschaftlich fest etablierte und kollektiv akzeptierte, freiwillige¹³ Form des Reisens primär dem Sammeln von Erfahrungen und Kenntnissen in einem mehr oder weniger unbekannten Gebiet (sei es räumlich oder professionell) und der daraus resultierenden Möglichkeiten, sich als Individuum in der Welt (neu) zu verorten, dienen.¹⁴ Dabei suchen diese Reisepraxen keineswegs nach einer außeralltäglichen, exotischen und verklärten Fremdheitserfahrung, so wie einst Goethe nach Italien zog, um Arkadien zu finden, oder nach einer domestizierten, berechenbaren Fremde, so wie unzählige TouristInnen Tag für Tag in Venedig.¹⁵ Vielmehr hoffen sie, den individuellen lebensweltlich-lebensgeschichtlichen Horizont durch die Konfrontation mit differenten Alltäglichkeiten und den daraus erwachsenden Ansprüchen an sich selbst zur gleichen Zeit zu öffnen, zu erweitern¹⁶ und zu bestätigen, sodass dieser Form des Reisens neben der alltagsweltlichen Komponente auch eine dezidiert biographische Funktion für die AkteurInnen zukommt. Die Möglichkeit zur *Erweiterung* bzw. *Herausbildung* und zur *Realisierung*

⁷ Brooks/Waters 2011: Mobilities, 14 f.

⁸ Vgl. Gyr 1982: Erziehung, 224 f.

⁹ Bourdieu 2005: Kapital.

¹⁰ Brooks/Waters 2011: Mobilities, 139. Vgl. auch die Idee eines sog. „strategic cosmopolitan“ bei Mitchell 2003: Educating.

¹¹ Krämer/Haase 2012: Reisen, 33.

¹² Montaigne 1911: Schriften, 19, zit. nach Dieckmann 2000: Universalismus, 141.

¹³ Im dem Sinne, dass sie nicht aus einer lebensbedrohlichen Notwendigkeit heraus geschehen. Selbstverständlich existieren je nach sozialem Umfeld diverse Erwartungshaltungen an eine Person, welche Mobilität für den oder die EinzelneN notwendig erscheinen lassen. Da diese aber fraglos überall gegeben sind, stellen sie kein charakteristisches Spezifika der hier diskutierten Reiseform dar.

¹⁴ Brooks/Waters 2011: Mobilities, 138.

¹⁵ Vgl. hierzu Pascolo 2013: Abitando, besonders 10 f.

¹⁶ Vgl. Elis 2004: Reisen, 7 f.

eines eigenen Horizonts bedarf dabei jedoch keiner vermeintlichen, absolut gesetzten „kulturell“-alltagsweltlichen Fremde, da die Mobilität selbst bereits einen Bruch mit dem gewohnten Erfahrungshorizont bedeuten und dabei Selbstverständlichkeiten hinterfragen und untergraben kann, sodass die Erfahrung von Fremde, vielmehr verstanden im Sinne einer Konfrontation mit dem Ungewohnten als Möglichkeit zur eigenen Horizonterweiterung, -herausbildung und -realisierung, auch in der Nähe möglich wird.

Auch ist den genannten Reisepraxen die Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Diskontinuität gemein. Sind Urlaubsreisen meist nur auf mehrere Tage oder Wochen beschränkt, so können andere Formen der Mobilität wie Arbeitsmigration viele Jahre andauern. Work & Travel, Studienauslandsaufenthalt, AuPair oder dgl. hingegen nehmen eine Mittelstellung ein: Ist ihre Dauer zwar meist auf mehrere Monate oder vielleicht gar Jahre ausgelegt, so ist ihnen ein baldiges Ende und damit eine Rückkehr in allgemein (vor-)geordnete Verhältnisse inhärent und meist auch jederzeit möglich. Nicht grundlos wurde hier der Begriff des Reisens gewählt, impliziert er doch sowohl die *Dauer* als auch die *Endlichkeit* solcher Formen von Mobilität. Dies bedeutet jedoch auch eine Gleichzeitigkeit von Gelöstheit und Fixiertheit, um Georg Simmel zu zitieren.¹⁷ Menschen, die sich für diese Art des Reisens entscheiden, können somit in Anlehnung an Simmels *Exkurs über den Fremden* (1908) als Wanderer begriffen werden, die heute kommen und zwar morgen bleiben, jedoch übermorgen wieder gehen. Sie eröffnen im Wechselspiel von Sesshaftigkeit und Mobilität einen temporären Zwischenraum mit einer spezifischen Eigenlogik, aus der heraus die individuelle Funktion der Reise für die AkteurlInnen erkennbar wird. Doch wie tatsächlich ist dieser Zwischenraum für den oder die Einzelne charakterisiert, nach welcher Logik funktioniert er und wie wird diese für die AkteurlInnen erlebbar bzw. wie wird sie erlebt?

Diesen Fragen möchte die vorliegende Arbeit nachgehen: Am Beispiel des Erasmus-Aufenthaltes als eine fest institutionalisierte und in der Tradition der idealistischen Bildungsreise stehende, aber dennoch offene und damit nicht auf dieses Ideal reduzierbare, sondern ganz eigene Form edukativen Reisens soll mithilfe von vier Einzelfallstudien gezeigt werden, wie Menschen sich zwischen ihren Orten sowohl *lebensweltlich* als auch *lebensgeschichtlich* lokalisieren und sich dabei trotz oder aufgrund der vorläufigen Erfahrung lebensweltlicher Diskontinuität die Möglichkeit biographischer Kontinuität über mehrere Orte hinweg erschaffen. Dabei ist von Interesse, wie sie sich sowohl in Beziehung zur neuen Umwelt positionieren als auch sich selbst als Person lokalisieren und welche Bedeutung Kopenhagen dabei als Ort zukommt, aber auch, welchen Einfluss das Wissen um die Temporalität des eigenen Aufenthalts für die Qualität der individuellen Aneignungs- und Selbstverortungsprozesse in der neuen Umgebung hat. Ziel ist es, die narrative Verarbeitung der im Ausland angeregten Erfahrungsprozesse unter besonderer Berücksichtigung der individuellen Konzeptionalisierung des Aufenthalts im Spannungsfeld zwischen edukativem und müßigem Reisen aufzuzeigen und die innerhalb und durch die Erzählung als spezifische Signifikationspraktik¹⁸, die gleichzeitig auf Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges verweist, erfolgende lebensweltliche und biographische Verortung bei den jeweiligen Personen nachzuzeichnen. Hierbei soll es allerdings nicht um eine rückblickende Zusammenfassung und Bewertung der während des Auslandsaufenthaltes erlebten Momente und Situationen sowie des Aufenthalts als Ganzes durch

¹⁷ Simmel 1908: Exkurs, 509.

¹⁸ Vgl. hierzu de Certeau 1988: Kunst, 201 ff.

die AkteurInnen gehen – vielmehr erfolgt eine begleitende Auseinandersetzung mit den vor Ort angeregten und realisierten, individuellen Lokalisierungen über die gesamte Zeit des Aufenthalts hinweg.

Entsprechend der Fragestellung ist die vorliegende Arbeit wie folgt gegliedert: Der bereits in der Einleitung erfolgten historischen Annäherung an das Phänomen der edukativen Reise und der konzeptionellen Konkretisierung der Studienreise, im Besonderen Erasmus, folgt eine Auseinandersetzung mit den zentralen Begriffen und Konzepten – Verorten, Veralltäglichen, Erzählen –, mit denen in der Analyse gearbeitet und so die angerissenen Fragen beantwortet werden sollen. Daran anschließend werde ich kurz den Verlauf sowie mein Vorgehen in der vorliegenden Forschung(sarbeit) skizzieren, um nachfolgend die jeweiligen Einzelfälle im Detail zu beschreiben und im Hinblick auf die Forschungsfrage(n) zu analysieren. Abschließen werde ich die Arbeit mit einem kurzen Resümee sowie möglichen weiterführenden Fragen.

II. Theoretische Verortungen

Um die in der Einleitung aufgeworfenen Fragen hinreichend klären zu können, bedarf es zunächst einer genaueren Bestimmung der Begriffe und Konzepte, mit denen im Folgenden gearbeitet werden soll. Hierfür soll zunächst mit einer kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung der Arbeit begonnen werden, um so die der Forschung zugrundeliegenden Prämissen verständlich zu machen. Darauf folgend soll der Aspekt der multilokalen resp. polytopischen Beheimatung, sprich der individuellen Verortung an mehreren Orten, der AkteurInnen im Spannungsfeld zwischen Ruhelage und Bewegung diskutiert und dabei nach der Relevanz des Ortes für Beheimatungsprozesse gefragt werden. Daran anschließend sollen die dem Alltag inhärenten Grundlagen als auch Möglichkeiten zur individuellen Verortung innerhalb einer durch geografische, soziale und kulturelle Diskontinuitäten gekennzeichneten Situation thematisiert werden. Zuletzt soll ein Blick auf das Erzählen als Weg narrativer Weltenherstellung und -ordnung im Alltag als auch in der Wissenschaft und damit als eine weitere Möglichkeit zur lebensweltlichen als auch biografischen Selbst-Lokalisierung geworfen werden.

Die Volkskunde zwischen Sesshaftigkeit und Vagabondage

Bestimmte in der Moderne noch die Ruhelage den wissenschaftlichen Blick auf die Gesellschaft, so war und ist es in der Postmoderne die Bewegung – oder, wie Johanna Rolshoven feststellt: „The age of mobility has replaced the sedentary age.“¹⁹ Ruhelage und Bewegung – zwei Begriffe, die im Folgenden nicht nur helfen sollen, sich den für die Forschungsfrage als relevant erachteten Begrifflichkeiten und den dahinter liegenden Theorien zu nähern, sondern auch als solche selbst zentral für die Auseinandersetzung mit dem vorliegenden Material sein werden.

Zunächst also zur Ruhelage der Moderne: Folgen wir Jean-François Lyotard, so war das moderne Wissen geprägt durch eine alles befriedende große *Erzählung*, welche auf der Suche nach einer ultimativen Letztbegründung die gesamte Welt entsprechend einer normativen Rationalität zu erklären und ordnen versuchte.²⁰ Jegliche soziokulturellen Phänomene und Subjekte besaßen ihren Platz in der allgemeinen Weltordnung bzw. bekamen in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung diesen zugewiesen. Auch in der Volkskunde als der *Wissenschaft vom sesshaften Leben*²¹ bestimmten die beiden komplementären Prinzipien des Geordnet-Werdens und des Geordnet-Seins die Beschäftigung mit soziokulturellen Phänomenen und Realitäten. Dies resultierte in einer normativen Verengung des Blickwinkels auf die Makro-Ebenen von Gesellschaften, welche den individuellen Subjekten kaum bis gar keine aktive Rolle zudachte, sondern lediglich auf die „gesellschaftliche Produziertheit des Individuums“²² fokussierte. Entsprechend dieser Sichtweise galten sie entweder als geschichtslose Objekte, welche ohne gesamtgesellschaftliche Relevanz in Zeit und Raum verharren, oder als passive und unfreiwillige Handlanger einer ihnen äußerlichen

¹⁹ Rolshoven 2007b: Temptations, 17.

²⁰ Vgl. Lyotard 1994: Wissen.

²¹ Köstlin 2010: Heimat, 38.

²² Fuchs-Heinritz 2009: Forschung, 85.

Kultur, welche bar jeder Handlungsmacht nur von dieser mitgerissen wurden. Ihr alltägliches Handeln wurde nicht nach individuellen Motivationen und Bedeutungen befragt und analysiert, sondern es galt lediglich als eine kollektive Realisierung einer ihnen unbewussten soziokulturellen Ordnung.

Allerdings gerieten die darauf aufbauenden Begriffswelten angesichts einer „Dynamisierung unserer Weltbeziehungen“²³ zunehmend in Erklärungsnot. Konfrontiert mit den umfassenden Pluralisierungs- und Dynamisierungsprozessen der Postmoderne zerbrachen die großen Erzählungen in zahlreiche diverse und gegenläufige Sub-Narrative, welche alle zugleich Gültigkeit beanspruchten und damit eine allumfassende Ordnung verunmöglichen – in die Theoriegebäude der Moderne hielt Bewegung Einzug. Propagierte die Volkskunde der Moderne noch das Projekt eindeutiger Verbindungen sozialer Beziehungen mit Zeit und Raum, verfolgt eine nun postmodern orientierte Volkskunde die Idee einer dekonstruktiven Pluralität, welche monokausale Bindungen auflöst und Mehrdeutigkeiten zulässt. Wo früher soziokulturelle Seins-Zustände von Interesse waren, sind es in der Postmoderne Werdens-Prozesse – aus dem Sein wurde ein Werden, welches sich auch in den verschiedenen Begriffswelten niederschlug: So wurde aus Ort Verortung, aus Alltag Veralltäglichung, aus Erzählung Erzählen. Soziokulturelle Phänomene und Subjekte galten nun nicht länger als fest in Raum und Zeit verankert, sondern wurden als in permanenter Bewegung seiend begriffen. Als bewegungsorientierte Alltagskulturwissenschaft versucht die Volkskunde nun, die verschiedenen Wege und Wendungen, die gesellschaftliche Narrative einschlagen, nachzuvollziehen; versucht ihr Werden und Vergehen zu verstehen sowie ihre zahlreichen Realisierungen und Aktualisierungen durch die gesellschaftlichen AkteurInnen auf einer Mikro-Ebene zu begleiten und begreifen. Dem bzw. der einzelnen AkteurIn kommt nun eine herausgehobene Stellung zu, wird sie oder er nicht länger als bloßer Teil eines Ganzen, als Rädchen im System betrachtet, sondern als aktiv HandelndeR begriffen, welcheR die Welt auf seine oder ihre eigene Weise deutet, mit Bedeutung versieht und sich aktiv immer wieder neu und mehrfach selbst in ihr positioniert. Die Fokussierung der Volkskunde auf den oder die sich in permanenter Suchbewegung befindlichen AkteurIn, welcheR im Handeln gesellschaftliche Gegebenheiten hinterfragt, uminterpretiert und neu verhandelt, erfährt in Form des sog. *mobility turn* ihre Steigerung, in dem Bewegung und Beweglichkeit zur Grundbedingung menschlichen Handelns und wissenschaftlichen Erkennens schlechthin werden:²⁴ Der Mensch wird zum/zur Nomaden/Nomadin, zum/zur Reisenden, zum/zur TouristIn, zum/zur Vagabunden/Vagabundin. Doch bedeutet der skizzierte Paradigmenwechsel in den Sozial- und Geisteswissenschaften – von der Ruhelage zur Bewegung – keineswegs eine völlige Auflösung dieses beschriebenen Dualismus zu Gunsten der einen oder anderen Seite – ein Aspekt, der in der postmodernen Zelebrierung des Mobilen und Dynamischen nur zu leicht übersehen wird. Denn würde die Bewegung zur allumfassenden Letztbegründung unserer Zeit geraten, wäre sie dem Stillstand verfallen und müsste somit an sich selbst verzweifeln. Vielmehr haben wir es mit einer dialektischen Beziehung zu tun, welche ein Dazwischen eröffnet, das die Bewegung auch Ruhelage mit sich tragen lässt und der Ruhelage auch Bewegung zugesteht.²⁵

²³ Rosa 2007: Heimat, 14 , zit. nach Seifert 2011/2012: Heimat, 199.

²⁴ Vgl. hierzu Rolshoven 2011: Mobilitätskulturen, 54.

²⁵ Vgl. Rolshoven 2014: Figurativ, 25.

Der Mensch zwischen Ruhelage und Bewegung

Gehen wir vom Raum aus. In der Moderne galt Raum als eines der ordnenden Prinzipien der Gesellschaft, da er als territorial konzeptionalizierter Begriff einen festen Ort versprach und in der wissenschaftlichen Vermessung der Welt eine klare Abgrenzung und Lokalisierung gesellschaftlicher Phänomene und Subjekte, indem diese mit ihm ident gesetzt wurden, ermöglichte. Diese Perspektive verdichtete sich in einem monolokalen Ordnungsfigurativ, welches allem jeweils nur eine deutlich abgrenzbare Position innerhalb einer räumlichen Ordnung zugestand und Subjekte sowie Phänomene eindeutig an diese Position gebunden betrachtete. Eines der populärsten Beispiele stellt wohl die Idee der Heimat dar: Als Gegenwelt zu einer in Begriffen wie Hektik, Schnelllebigkeit und Ungebundenheit gefassten (Stadt-)Welt der Moderne, welche aufgrund ihrer einer kapitalistischen Produktionslogik entspringenden Eigenlogik keine sozialräumliche Verankerung mehr für den oder die Einzelne zuzulassen schien und dem menschlichen Bedürfnis nach Identität, Geborgenheit und Umweltbezug nicht mehr nachkommen konnte,²⁶ versprach Heimat eine klare und feste Bindung der oder des Einzelnen an einen Ort, wobei nicht selten der Geburts- und Kindheitsort zum Schicksalsort für das Subjekt geriet. Denn als Ort der Primärsozialisation bestimmte er nicht nur umfassend über das Verhältnis der betroffenen Person zur Welt und damit sein oder ihr gesamtes Sein und Werden, sondern konnte auch einzige und allein die dem Subjekt entsprechenden Rahmenbedingungen zur vollen Entfaltung der eigenen Persönlichkeit bereit stellen. Mobilität, welcher Art auch immer, führte dementsprechend nicht nur zur Entkoppelung von Raum und Mensch, sondern ging in einem auf eindeutige Verortungen ausgelegten Gesellschaftsverständnis auch mit Devianz, Entfremdung und Verfall einher und artikulierte sich in „binären Ordnungen von Eigenem und Fremden, von lokaler Gebundenheit und enträumlichter Flüchtigkeit, von Verwurzelung und Zerrissenheit“²⁷.

Bis heute hat dieses monolokal-essentialistische Subjekt- und Gesellschaftsdispositiv, wenn auch in verändertem Gewand, nichts an seiner Popularität verloren und erlebt noch immer in Form einiger Globalisierungs- und Stadtentwicklungsdebatten seine Renaissance.²⁸ In diesen ist nicht nur von den Gefahren angeblicher Raumbindungsverluste der (städtischen) Gesellschaft durch das Wegbrechen lokaler Raumbezüge aufgrund einer gesteigerten Mobilität und Heterogenität der AkteurInnen die Rede; gern wird auch die vollständige Auflösung des Raumes postuliert. Nicht nur wissenschaftliche Konzepte wie Marc Augés „Nicht-Orte“ oder Peter Sloterdijks „Orte ohne Selbst“, sondern auch die zunehmende Reaktivierung des Heimatbegriffes als sehnuchtsvolle Utopie von Tradition, Verwurzelung und Authentizität in weiten Diskursfeldern als Ausdruck eines spezifischen Bedürfnisses nach Zugehörigkeit und Umweltbezug zeugen von einer ungebrochenen Gleichsetzung von Ort und soziokulturellem Subjekt bzw. Phänomen. Der Versuch jedoch, sowohl im Alltag als auch in der wissenschaftlichen Betrachtung, komplexe soziokulturelle Gegebenheiten und Beziehungen auf eindimensionale Raumbezüge zu reduzieren, muss zwangsläufig zur Vernachlässigung dynamischer Querverbindungen, welche in einer postfordistischen Gesellschaft sowohl auf Mikro-, Meso- als auch Makroebene existieren, führen und kann somit der durch Mobilität und Bewegung geprägten Situation der Postmoderne nicht gerecht werden. Doch welche Möglichkeiten existieren,

²⁶ Vgl. hierzu Simmel 2006: Großstädte.

²⁷ Binder 2008: Heimat, 10.

²⁸ Vgl. hierzu Schroer 2012: 26 f. und 167 ff. sowie Binder 2008: Heimat, 11.

die Bindung zwischen Subjekt und Raum resp. Ort anders zu begreifen?

1967 postulierte Michel Foucault, dass „[l']époque actuelle serait peut-être plutôt l'époque de l'espace.“ Er stellte fest, dass „nous ne vivons pas dans une sorte de vide, à l'intérieur duquel on pourrait situer des individus et des choses. Nous ne vivons pas à l'intérieur d'un vide qui se colorerait de différents chatoiements, nous vivons à l'intérieur d'un ensemble de relations qui définissent des emplacements irréductibles les uns aux autres et absolument non superposables.“²⁹ Mit dieser Aussage beraubt er dem modernen Gesellschaftsverständnis seine *conditio sine qua non* und löst das Individuum aus seiner monolokalen Ortsfixiertheit heraus. Denn die Definition von Raum als ein Set von Relationen ermöglicht, diesen als eine gesellschaftliche Konfiguration zu begreifen, die erst durch das Individuum im Moment der Raumsynthese durch eine spezifische Anordnung der raumkonstitutiven Teile geschaffen werden muss.³⁰ Dieses relational-handlungstheoretische, d. h. akteursorientierte und dynamische Raumverständnis ermöglicht, Raum von seiner territorialen Verfasstheit zu entkoppeln und ihn neben einen Handlungsräum auch als Vorstellungs- bzw. Bilderraum zu verstehen, welchen der Mensch in seinen alltäglichen Praktiken immer wieder neu realisiert und hervorbringt.³¹

Verortung, sprich die Möglichkeit zur Selbsterfahrung und -entfaltung, bedarf hier nicht länger einer Anbindung an einen geografischen, territorial gefassten „Raum da draußen“. Vielmehr beziehen sich die AkteurInnen auf Raumbilder und -vorstellungen, die sie in ihrem alltäglichen Handeln selbst als Räume realisieren, welche wiederum zwar auf lokalisierbare Orte verweisen, jedoch nicht zwangsläufig nur auf diese, d. h. monolokal, ausgerichtet und gebunden sein müssen.³² In den Dynamiken eines solcherart gefassten relational-handlungstheoretischen Raum- resp. Verortungsbegriffs ein Symptom der für die Postmoderne diagnostizierten Entbettungs- und Auflösungerscheinungen von Orten zu sehen, ist jedoch falsch. Zahlreiche AutorInnen wie Henri Lefèvre, Michel de Certeau, Martina Löw oder Johanna Rolshoven haben in ihren Schriften darauf hingewiesen, dass Raum als gelebter Raum, als *espace vécu*³³, zwar als im Handeln hervorgebracht und damit als einer permanenten Neuverhandlung unterworfen verstanden werden muss, dieses Handeln aber nie in einem luftleeren Raum stattfindet, sondern sich in einer konkreten Umwelt realisiert, sich in und mit diesem *espace perçu* verdichtet und somit zwangsläufig auf diesen Rücksicht nehmen muss.³⁴ Nur ist der Raum als *espace vécu* nicht länger nur auf einen Ort reduzierbar, sodass letzterer als *pars pro toto* für den gesamten Raum und das Leben in ihm stehen und damit zu konstitutiven Notwendigkeit der eigenen Verortung in der Welt werden könnte. Vielmehr kann er als Schauplatz des gelebten Raums begriffen werden, der über lokalisierte Zuschreibungen und Bilder sowie über seine physisch-materielle Manifestation erfahrbar und so, wenn gewollt, zur bewusst angeeigneten Ressource, und nicht *Bedingung*, im Prozess der Selbst-

²⁹ Foucault 1984: Espace, 46.

³⁰ Löw 2001: Raumsoziologie.

³¹ Seifert 2009a: Ordnung, 45 f.

³² Seifert 2011/2012: Heimat, 206 f.

³³ Zu den Begriffen *espace perçu* und *espace vécu* vgl. Elden 2002: Lefèvre.

³⁴ Vgl. Lefebvre, Henri: La production de l'espace (Paris 1974); de Certeau, Michel: L'Invention du Quotidien. Vol. 1, Arts de Faire (Paris 1980); Löw, Martina: Raumsoziologie (Frankfurt a. M. 2001); Rolshoven, Johanna: Zwischen den Dingen: der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (Zürich 2012) 156–169.

Lokalisierung wird.

Durch die praxistheoretisch orientierte Verortung des individuellen Bezugsraumes im Handeln, dass zwar auf Orte ausgerichtet, aber nicht durch diese bestimmt ist, bedeutet Mobilität auch nicht länger den Verlust der eigenen Lebenswelt, sondern lediglich ein Verschieben und Neu-Realisieren dieser an einem und über einen anderen Ort. Den AkteurlInnen ist es so möglich, nicht nur trotz ihrer hohen Mobilität, sondern *durch* diese als Prozess der Wegfindung sich sowohl überall zu verorten als auch über ihre Räume Verknüpfungen und Bindungen zwischen verschiedenen Orten herzustellen und sich in dem dabei eröffnendem Dazwischen gleichzeitig an mehrere zu binden³⁵ – gerade die topographische Diskontinuität ist es, die so die Möglichkeit zur biografisch-persönlichen Kontinuität eröffnet.³⁶ Bernhard Waldenfels hält fest: „Es gibt keinen ‚natürlichen‘ Ort, wohl aber signifikante Orte [...]. Dies kann der Kindheitsort sein [...], aber auch ein späterer ‚Stiftungsort‘, etwa der Studienort, aus dessen Vorratsschätzen wir weiterhin schöpfen. Der Topophilie [...] sind keine festen Grenzen gesetzt.“³⁷ Dies bedeutet allerdings nicht, dass alle Orte über dieselbe Signifikanz für den oder die Einzelne verfügen. So fragen bspw. Regina Bendix und Orvar Löfgren zurecht, ob „the double set of homes combine different moods and modes of domesticity [or does] having two homes might mean all the work involved in getting two sets of everything, from cutlery to feelings of belonging [?]“³⁸ Eine multilokale Verortung kommt also keineswegs einer bloßen Multiplizierung von Raumbindungen gleich, was zu einer undifferenzierten Heimatsphäre und damit zu einem Verlust jeglicher Relevanz für den konkreten Ort führen würde – vielmehr kann es zu einer Aufteilung des eigenen Lebens und Alltags entsprechend der Orte, an die sich die AkteurlInnen anhand verschiedener Lebensbereiche binden, kommen und Anbindungen können mal hier, mal da entstehen, aber auch verschwinden (*moods*); zur gleichen Zeit kann dies aber auch verschiedene Beheimatungsstrategien bedingen (*modes*). Das sich in den multiplen Verortungen der AkteurInnen herausbildende, multilokale Netz individueller Bezugsorte kann somit als durch graduelle Abstufungen zwischen Fremdheit und Bekanntheit, Nichtanbindung und Anbindung, Belanglosigkeit und Bedeutsamkeit, Gleichgültigkeit und Emotionalität geprägt, welche in und mit den jeweiligen Beheimatungsstrategien der AkteurlInnen ständig neu verhandelt werden, verstanden werden. An dieser Stelle bedarf es zunächst allerdings einer Schärfung des Begriffes der Multilokalität durch den Begriff der Polytopizität. Denn im Gegensatz zum Begriff der Multilokalität, welcher im Rahmen wissenschaftlicher Analysen das *gleichzeitige* Wohnen und Leben an und zwischen zwei oder mehreren Orten, sprich die Integration mehrerer Orte in einen Alltag, beschreibt und dadurch den Analysefokus stärker auf Aspekte der Realisierung der jeweiligen Lebenswelt der AkteurlInnen zu richten vermag, bezieht sich der Begriff der Polytopizität auf ein Ortsnetz, welches durch die Erschaffung mehrerer Alltage an lebensgeschichtlich deutlich voneinander getrennten Orten, d. h. erst im individuellen Lebensverlauf, seine Form annimmt, Polytopizität damit also eine *ungleichzeitige* Verortungspraxis beschreibt³⁹ und damit den Analysefokus stärker auf die lebensgeschichtliche Komponente multipler Verortungen zu legen vermag.

³⁵ Rolshoven 2007b: Temptations, 20, 2011: Mobilitätskulturen, 60 sowie 2014: Figurativ 26.

³⁶ Hilti 2007: Multilokalität, 192 f. mit Verweis auf Löfgren 1995: Transit, 352.

³⁷ Waldenfels 1985: Heimat, 40.

³⁸ Bendix/Löfgren 2007: Homes, 13 f.

³⁹ Vgl. hierzu Stock 2014: Mensch, 194 f.

Beide Perspektiven reduzieren die Möglichkeit zur Anknüpfung allerdings nicht auf bestimmte Räume und Orte wie die von Augé beschriebenen Nicht-Orte wie Flughäfen oder innerstädtische Einkaufsstraßen, welche laut Augé durch ihre Uniformität zwar Orientierung und Handlungssicherheit gewähren, durch ihre Geschichtslosigkeit jedoch gleich der mobilen AkteurInnen ortsungebunden sind und somit, Augé zufolge, keine Möglichkeit zur tiefgehenden Anbindung für den oder die EinzelneN bieten.⁴⁰ Die Möglichkeit einer polytopischen Selbst-Lokalisierung ist vielmehr überall gegeben und jederzeit möglich, besteht sie vielmehr in einem in einer aktiven Suchbewegung nach Selbstvergewisserung und Zugehörigkeit herausgebildeten Set veralltäglicher Praktiken und Artefakte, sozialer Beziehungen und ortsbezogener Räume sowie spezifischer lebensgeschichtlicher Erzählungen, welche Handlungssicherheit, Selbstlegitimität und biografische Kontinuität gewähren und entsprechend Hermann Bausinger zu einer erfahrbaren Übereinstimmung von Lebenswelt und Eigenwelt⁴¹ auch in dem durch die Mobilität eröffneten Raum zwischen den jeweiligen Orten führen können. Einer solchermaßen verstandener Verortungs- oder Beheimatungsbegriff verliert seine Ortsexklusivität und Zeitindifferenz und fragt nach den konkreten Strategien, welche es den jeweiligen AkteurInnen *in actu* ermöglichen, sich an verschiedenen Orten als auch *über* diese, teils zur gleichen Zeit, zu beheimaten, aber auch nach den verschiedenen Zuschreibungen und Bildern, welche dabei zum Tragen kommen. Rolshoven spricht hier mit Verweis auf Arjun Appadurai auch von der Lokalisierung als „Strategie und Praxis der lebensweltlichen Kontextualisierung und Selbstverortung“, dessen Ergebnis Lokalität ist.⁴² Es ist wichtig zu betonen, dass Lokalität in diesem Sinne nicht gleichbedeutend mit dem *Ort*, sprich einer Lokalität, und dessen *lokalen* Charakter ist, sondern das Verhältnis einer Person zu seiner Umwelt meint (welches jedoch durchaus über die Lokalität als physisch-räumlichen Manifestation [und den damit verbundenen Imaginationen] vermittelt sein kann, sodass eine Differenzierung der Begriffe hier unbedingt notwendig ist). Diese praxistheoretische Perspektive auf individuelle Raumanbindungen entspricht auch Savages et al. Begriff vom *elective belonging*, welcher „senses of spatial attachment, social position, and forms of connectivity to other places“ umfasst. Zugehörigkeit zu einem Ort ist dabei weder an sich gegeben noch auf bestimmte Orte beschränkt, sondern ist überall dort möglich, wo das eigene Leben sinnvoll mit dem Aufenthaltsort verknüpft werden kann: „Individuals attach their own biography to their chosen residential location [...]. People who come to live in an area with no prior ties to it, but who can link their residence to their biographical life history, are able to see themselves as belonging to the area.“⁴³ Die Möglichkeit zu einer multilokal-polytopischen Beheimatung im Sinne einer Kontinuität subjektiver Sinnstrukturen besteht demnach für den oder die EinzelneN einerseits im individuellen Prozess der Etablierung eines Alltags, sprich über die Möglichkeit zur Routinisierung im individuellen Handeln hervorgebrachter soziokultureller Konfigurationen auf Basis von Personen, Artefakten, Bildern, Praktiken oder Orten über mehrere Orte hinweg, andererseits in der Herstellung von individuellen Zugehörigkeiten durch im Erzählen geschaffene sinnvolle Verknüpfungen zwischen dem eigenen Leben und den jeweiligen Orten.⁴⁴

⁴⁰ Geschke 2013: Doing, 33 f.

⁴¹ Bausinger 1999: Identität, 204.

⁴² Rolshoven 2007a: Multilokalität, 157 f.

⁴³ Savage et al. 2005: Belonging, 7, zit. nach Schiller 2007: Wohnen, 242 f.

⁴⁴ Schiller 2007: Wohnen, 242.

Das Alltagsleben zwischen Kontinuität und Diskontinuität

Somit bin ich beim nächsten Begriffspaar angelangt: Alltag und Veralltäglichung. Gleich dem Raum hat auch der Alltag eine lange Tradition in der ethnologischen Forschung. Und gleich der Beschäftigung mit dem Raum war auch die Untersuchung des Alltages geprägt durch die Suche allgemeiner Gesetzmäßigkeiten, welche die verschiedenen individuellen Realisierungen des Alltags in den Handlungen der jeweiligen AkteurInnen außer Acht ließen.⁴⁵ Dabei standen lange v. a. die sog. „nicht-Kultur-tragenden“ Gesellschaftsschichten im Fokus des Forschungsinteresses, da der „Alltag als die Sphäre des natürlichen, spontanen, unreflektierten, wahren Erlebens und Denkens“⁴⁶ als soziokulturelle Sphäre einer im Gegensatz zu den kulturtragenden, oberen Gesellschaftsmilieus verstandenen, namenlosen Masse galt. Die Konzipierung des Alltags als das, „was die gemeine Meinung auf seiner Seite hat“⁴⁷, entspricht dem Zeitgeist der Moderne, welcher in der analytischen Hierarchisierung gesellschaftlicher Subjekte und Phänomene die Möglichkeit zur Ordnung dieser findet. Die sich in der Untersuchung gewohnheitsmäßiger Handlungen realisierende Suche nach dem als einfach und authentisch angesehenen Alltagsleben der sog. marginalisierten Klassen oder Subalternen sollte bis in die 1970er populär bleiben. Dabei wurden zwar zunehmend alltägliche Handlungen einzelner Subjekte sowie deren Interpretationen der Welt betrachtet, diese jedoch primär als Ausdruck eines gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs im Sinne eines überindividuellen, normativen Handlungsrahmens betrachtet und somit durch diesen determiniert gesehen – das aufkommende Interesse der Sozialforschung an individuellen Zeugnissen kann daher mehr als Ausdruck einer Suche nach allgemeingültigen soziokulturellen Interaktionsmustern und deren Realisierung und Reproduktion im individuellen Alltagsleben verstanden werden. Die mittlerweile als Klassiker angesehenen Studien der Chicago School zu Wanderarbeitern, dem Leben im Hotel oder zu Straßengangs⁴⁸ seien hier nur ein Beispiel für unzählige Studien, welche in den Sozial- und Kulturwissenschaften eine breite Rezeption erfahren haben.

Allerdings kann die Untersuchung gewohnheitsmäßiger Handlungen als Ausdruck normativer Interaktionssysteme im veränderten soziokulturellen Kontext der Postmoderne keinen Bestand haben. Denn der durch die Vervielfältigung von Massenkommunikations- und -transportmitteln in Gang gesetzte Zerfall traditioneller bzw. tradiertes Handlungsmuster und die damit einhergehende Emanzipierung der Subjekte aus eben diesen sowie die daraus resultierende permanente Neu- und Umstrukturierung gesellschaftlicher als auch individueller Lebenswelten bedeutete auch eine Auflösung eines kollektiv geteilten Alltags im Sinne eines festgelegten Sets soziokultureller Konfigurationen gewohnten Handelns. Entsprechend der in den 1970er Jahren erfolgenden Hinwendung der Ethnologie zum einzelnen Menschen wurde nun der Fokus auf die individuellen Veralltäglichungsprozesse gerichtet. Von Interesse war nun, wie sich Menschen in ihrem Leben einrichten, wie sie diesem Sinn verleihen und welche Elemente sie sich zur Herstellung ihres persönlichen Alltages bedienen. Alltag wurde nicht länger als bloße Umsetzung kollektiv geteilter

⁴⁵ Szczepanski 1978: Reflexionen, 318.

⁴⁶ Elias 1978: Begriff, 26.

⁴⁷ Kant 2, 566, zit. nach Grimm 2004: Wörterbuch, Sp. 239, 52.

⁴⁸ Vgl. Anderson, Nels: The Hobo. The Sociology of the Homeless Man (Chicago 1923); Hayner, Norman Sylvester: Hotel Life (Chapel Hill 1936); Thrasher, Frederic Milton: The Gang. A Study of 1.313 Gangs in Chicago (Chicago 1927). Zum Verhältnis subjektiver Deutungen und überindividuellen Handlungsmustern in den Studien der Chicago-School vgl. außerdem Fuchs-Heinritz 2009: Forschung, 96 ff.

Norm- und Wertesysteme verstanden, sondern als Ergebnis permanenter Aushandlungsprozesse zwischen dem oder der EinzelneN und der Gesellschaft – diese Aushandlungsprozesse nachverfolgen und verstehen zu können war nun das Interesse der volkskundlichen Alltagskulturforschung. Es kam Bewegung in den Forschungsalltag, ohne den Aspekt der Ruhelage vollkommen verwerfen zu müssen. Wie auch schon beim Raum ermöglichte die erfolgte Begriffs- bzw. Fokusverschiebung, Ruhelage und Bewegung nicht als etwas sich ausschließendes zu denken, sondern diese beiden gesellschaftlich relevanten Aspekte miteinander zu kombinieren und Alltag als prozessuale Kategorie zu fassen. Unter dieser Perspektive bedeutet Alltag keinen normativen Zwang, sondern die selbstgestaltete Möglichkeit, „durch symbolische und materielle Aneignungsprozesse [...] ein Hier“ zu produzieren.⁴⁹ Dies bedeutet einerseits, dass im Prozess der Veralltäglichung Orte, Praktiken, Artefakte und Handlungen gemäß individueller Handlungs- und Deutungsmuster mit Bedeutung aufgeladen werden müssen, um dem oder der Einzelnen eine (durchaus auch lokal gebundene) Verortung im Sinne einer lebensweltlichen sowie biografischen Kontinuität zu ermöglichen – diese gelten dann nicht länger als austauschbar und dem eigenen Leben externalisiert, sondern besitzen eine individuelle Eigenheit für die AkteurlInnen und werden eng mit dem eigenen Leben verknüpft:⁵⁰ Der oder die Einzelne identifiziert sich mit dem Erlebten und kann es sinnvoll in sein oder ihr Leben integrieren.⁵¹ Andererseits bedarf es neben der Internalisierung der Außenwelt auch der Externalisierung der Innenwelt, sprich der Möglichkeit zur kontinuierlichen Realisierung der eigenen Persönlichkeit in Auseinandersetzung mit der Umwelt. Der Mensch muss die ihn umgebende Umwelt auch als aktivierend und sich darin als handlungsfähig erfahren, sprich zum/zur sprichwörtlichen AkteurIn werden, um sich an einem Ort verorten zu können.⁵²

In einer durch hohe Mobilität geprägten Gesellschaft, welche die Erfahrung von Diskontinuität verschiedener Lebensbereiche bedingt, bedeutet dies, dass permanent neue Identifikations- als auch Realisierungsräume gefunden werden müssen: Gewohnte Räume werden verlassen und müssen neu erschlossen werden, alltägliche Routinen werden gebrochen und müssen adaptiert werden, soziale Beziehungen werden infrage gestellt und müssen neu und auf ungewohnten Ebenen verhandelt werden.⁵³ Dies ist jedoch keineswegs mit einem Zwang zur vollkommenen Neuverortung des eigenen Lebens zu verwechseln; es verschieben sich lediglich, bedingt durch veränderte Rahmenbedingungen am neuen Ort, die konkreten Realisierung der jeweiligen Vermittlungsebenen: Die im Alltag stattfindenden Realisierungen des eigenen Selbst erlauben aufgrund der diesem auf seiner gesellschaftlichen Produziertheit basierenden inhärenten Dynamiken die Erfahrung von Kontinuität trotz Diskontinuität, da zwar Praktiken, Objekte und soziale Beziehungen entsprechend der kollektiven sowie individuellen Handlungs- und Deutungsmuster festgelegt sind, nicht aber die konkrete Umsetzung dieser. Robert Willim spricht in diesem Zusammenhang auch von *menuing*, bei

⁴⁹ Stock 2014: Mensch, 191.

⁵⁰ Wobei die Auswahl passender Elemente allerdings nicht willkürlich, sondern entsprechend spezifischer Relevanzkriterien, welche durch individuelle Dispositionen wie Erfahrungen, Interessen, Bildung etc. bedingt werden, erfolgt.

⁵¹ Vgl. hierzu Grossbergs Ausführungen zu Belonging (2000), zit. nach Hilti 2007: Multilokalität, 193 sowie Geschke 2013: Doing, 104.

⁵² Ebd., 111.

⁵³ Schaffer 2001: Social Change, zit. nach Willim 2005: Menuing, 128.

welchem die AkteurlInnen aus einer begrenzten Auswahl – im Sinne einer Menükarte – in ihrem Alltag einerseits immer wieder neu von der Karte wählen müssen, andererseits aber auch neue Gerichte auf diese Karte setzen können.⁵⁴ Die so dem Alltag innewohnende Flexibilität und Variabilität ermöglicht eine leichtere Integration ungewohnter Elemente in bestehende Sinnstrukturen, sodass die Kontinuität des eigenen Lebens sichergestellt und eine multilokal-polytopische Verortung möglich wird – die Kontingenz des Alltags ermöglicht erst dessen Kohärenz. Da die Verschiebung der jeweiligen Realisierungen für den oder die EinzelneN jedoch einen aktiven Aneignungsprozess voraussetzen, kommt es im konkreten Moment des Übergangs, der Überfahrt und des Wechsels unvermeidbar zu einem Bruch. Um diesen zumindest z. T. zu überbrücken und trotz des Ortswechsels andauernde Kontinuität zu erfahren, bedienen sich die jeweiligen AkteurlInnen verschiedener Strategien. Diese können bspw. in der regelmäßigen Kommunikation mit den Zurückgebliebenen oder der Mitnahme bedeutsamer und für die Gestaltung des eigenen Alltags relevanter Artefakte liegen. Katrin Bauer spricht im Kontext von Erasmusstudierenden bspw. von „Alltagsimporten“, welche als *symbolische* und *virtuelle Verortungen*⁵⁵ durch ihre Alltäglichkeit sowohl in der alten als auch in der neuen Umgebung direkte Kontinuitäten zwischen diesen Orten ermöglichen: „Sie vermitteln zwischen hier und dort, zwischen früher und heute [...] und helfen, räumliche und soziale Dimensionen zu überwinden.“⁵⁶ Allerdings möchte ich Bauers Begriff öffnen und auf konkrete Alltagspraktiken, deren Teil persönlich bedeutsame Artefakte sein können, aber nicht müssen, erweitern. Denn wie auch Artefakte und der Umgang mit ihnen über Zuschreibungen die Möglichkeit der Selbstversicherung innerhalb einer noch unbestimmten Umwelt bedeuten, können auch alltägliche Praktiken ohne gesonderten Verweis auf spezifische Artefakte Raum zur Verortung an einem neuen Ort öffnen (auch wenn die anhaltende Betonung dieser in vielen Schriften deren tatsächliche Bedeutung für die jeweiligen AkteurlInnen von Vornherein überhöht und konkrete Praktiken kaum beachtet). Verstehen wir Alltagsimporte wörtlich, so bedeuten diese die aktive Erschaffung eines Möglichkeitsraums am neuen Ort über die Verknüpfung des Gewohnten mit dem Ungewohnten, welcher trotz der Erfahrung von Diskontinuität die Etablierung persönlicher und biografischer Kontinuitäten auf Basis bereits bestehender Sinn- und Deutungszusammenhänge zulässt. Bei den dargelegten Verortungssphären – Alltagsartefakte und -praktiken – handelt es sich dabei zunächst um asynchrone Verortungsstrategien, da sie zwar am neuen Ort (in ihrer Verwendung) realisiert werden, aber eindeutig auf ein Früher verweisen, das den aktuellen Ort noch nicht kannte. Als Beispiele führt Bauer einerseits, wie sie es nennt, identitätsstiftende Objekte wie eine Kaffeetasse oder Nahrungsmittel an, welche durch ihren funktionalen Charakter, d. h. erst durch ihre Verknüpfung mit routinierten, den Alltag strukturierenden Handlungspraktiken, zur Beheimatung an einem anderen Ort beitragen – so wie auch die Praktiken selbst, ohne gesonderten Verweis auf besonders bedeutsame Artefakte; andererseits kann es sich auch um persönliche bzw. Erinnerungsobjekte handeln, welche über affektive Zuschreibungen zum Gefühl von Kontinuität zwischen den Orten beitragen. Da jedoch erstere durch ihre funktionale Bestimmung als Teile einer stets *ortsbezogenen Praxis*⁵⁷ verstanden werden können und in ihrer alltäglichen Realisierung

⁵⁴ Willim 2005: Menuing.

⁵⁵ Seifert 2010/2011: Heimat, 202.

⁵⁶ Bauer 2011: Beheimatungs-Strategien, 40 ff.

⁵⁷ Stock 2014: Mensch, 187.

permanent auf ein Hier verweisen, stehen sie keineswegs mit dem neuen Ort in Asynchronie, sondern ermöglichen über ihre Alltäglichkeit eine Verortung im Jetzt und Hier, über dieses Jetzt und Hier. Letztere hingegen, nicht über ihre Funktion bestimmt, sondern über individuelle affektive Zuschreibungen, tragen weniger als Teil alltäglicher *Routinen* zur Möglichkeit der Selbstvergewisserung am bzw. über den neuen Ort bei – sie stehen somit zunächst ebenfalls in Asynchrone mit dem neuen Ort, verweisen sie doch auf das Vergangene⁵⁸ –, doch ermöglichen sie gleichermaßen die Herstellung eines bereits, zumindest zum Teil, vordefinierten Raumes am neuen Ort und erleichtern somit die Orientierung an diesem. Güлиз Ger spricht in diesem Zusammenhang von *warming*, bei dem AkteurlInnen „the new and the old, the unfamiliar and the familiar“ zusammenbringen, „in order to make themselves feel at home in a changing world.“⁵⁹ Dabei werden neue und unbekannte Objekte und Räume über und mit bestimmten Praktiken gezielt mit bereits bekannten, großteils emotional aufgeladenen Objekten und Praktiken aus der eigenen Vergangenheit verknüpft und damit in bereits bestehende Deutungszusammenhänge integriert, sodass dem oder der EinzelneN eine Verknüpfung des Ungewohnten und Gewohnten, des Unbekannten und Bekannten, des Unheimlichen und Heimischen als Grundlage einer multilokal-polytopischen Verortung möglich wird.

Allerdings bedeutet *warming* nicht nur die Integration und damit auch die Umwandlung des Ungewohnten in die Sphäre des Gewohnten; es ist außerdem eine Strategie, „which individuals use to make their daily lives more romantic, cozy, hospitable, inalienable and authentic.“⁶⁰ Ger spricht damit an, dass nicht nur die Herstellung bzw. Aufrechterhaltung eines kontinuierlichen Alltags in einer neuen Umgebung durch ideelle (und funktionale) Artefakte sowie durch die Fortführung individueller Alltagspraktiken als Grundlage der Erfahrung eigener Wirkmächtigkeit sowie eines Umweltbezugs relevant für eine Ortsbindung sind bzw. diese erhöhen können, sondern dass durch die im alltäglichen Erleben getroffenen Zuschreibungen Orte, Artefakte und Praktiken in einen Moment besonderer atmosphärischer Gestimmtheit erscheinen können, sodass in einem Gefühl leiblicher Betroffenheit eine gesteigerte Übereinstimmung von Innenwelt und Außenwelt, von Vertrautheit und Geborgenheit empfunden und darüber eine Lokalisierung möglich wird.⁶¹ Jürgen Hasse spricht hier in Bezug auf Hermann Schmitz auch von der „Kultivierung umfriedender Atmosphären“⁶². Über das mehrfache Erleben atmosphärisch dichter Momente in der Wohnung oder im Stadtraum sowie über die aktive Kontrolle dieser affektiv-atmosphärischen Momente wird eine umfassende persönliche Anbindung an einem Ort möglich. So hält Hasse mit Verweis auf Schmitz fest: „Wohnen im allgemeinsten Sinn [ist das] ,Verfügen über Atmosphärisches [...] sofern ihm durch eine Umfriedung ein Spielraum gewährt wird“⁶³. Die Möglichkeit zur Bindung an einen Ort besteht demnach in der „Kunst, Atmosphären, die Gefühle sind, so einzufangen und auszubilden, dass der Mensch sich mit seinem leiblichen Befinden harmonisch auf sie einstimmen [...]“ und durch das wiederholte Erleben dieser ein Gefühl von Geborgenheit und Vertrautheit

⁵⁸ Schwertl 2010: Wohnen, 18 ff.

⁵⁹ Gyr 2005: Warming, 19 ff.

⁶⁰ Ebd., 19.

⁶¹ Geschke 2013: Doing, 93 ff.

⁶² Hasse 2009: Wohnen, 28.

⁶³ Schmitz 2007: Gefühle, 277, zit. nach: Hasse 2009: Wohnen, 28.

entwickeln kann, indem ein umfriedeter Erfahrungsraum geschaffen wird.⁶⁴ Was also über den bloßen Alltag hinaus noch zentral ist, ist die auf „wiederkehrend begegnender Aneignung“⁶⁵ basierende affektiv-atmosphärische Bindung an einen Ort, sei es über Artefakte, Praktiken oder Orte, welche den AkteurInnen eine Definition der jeweiligen Situation als vertraut, gewohnt und damit als handlungssicher erlaubt.

Die Möglichkeit zur Verortung im Sinne einer Kontinuität subjektiver Sinnstrukturen darf dabei jedoch nicht allein in Artefakten, Praktiken und Orten gesucht werden. Einen wesentlichen Bestandteil, um sich selbst als wirksam in der Welt zu erfahren und einen Umweltbezug herstellen zu können, stellen auch zwischenmenschliche Beziehungen dar, welche im alltagskulturellen Fokus auf polytope Verortungspraktiken meist jedoch nur über ihre Vermittlung durch Objekte wie Skype oder Facebook betrachtet werden.⁶⁶ Es zeigt sich hier ein Bild, welches Individuen nach wie vor nur in ihrem Herkunftsland sozial gebunden sieht und jegliche soziale Bindung nur auf diesen reduziert, wobei die am neuen Ort aufgebauten sozialen Beziehungen vernachlässigt werden und somit eine (soziale) Ortshierarchie für das jeweilige Leben aufgebaut wird. Soziale Bindungen vor Ort sind, auch bei nur kurzen Aufenthalten, allerdings ein nicht zu unterschätzender Bestandteil für die Verortungspraktiken der einzelnen AkteurInnen, kann über sie ein Bezug zur Umgebung hergestellt und damit Außen- und Innenwelt in Einklang gebracht werden. Da die gesteigerte Mobilität in den seltensten Fällen⁶⁷ nur für den oder die Einzelne selbst gilt, sondern auch für Familie und FreundeInnen, kann es auch zu zahlreichen sozialen Überschneidungen und Verbindungen der vermeintlich voneinander getrennten Sphären des Zurückgelassenen und Neuen am neuen Ort kommen.

Das Erzählen zwischen Kontingenz und Konsistenz

Kommen wir zum letzten Begriffspaar: Erzählung und Erzählen. Wie auch der Alltag galt das Erzählen lange Zeit als Privileg einer vermeintlichen Unterschicht. Nicht der Schriftsprache fähig, blieb ihr nur mehr das gesprochene Wort, um sich mitzuteilen und Geschichten zu überliefern. Die Erzählung des gemeinen Volkes galt als unverfälscht und authentisch, da es dem alltäglichen, direkten Miteinander entsprach und nicht durch schriftliche Aufzeichnungen verwässert und die Erzählung aus dem ihr eigenen Kosmos herausgelöst werden konnte. Populärstes Beispiel für die Aufzeichnungen solcher als authentisch geltenden, da mündlichen Erzählungen im deutschsprachigen Raum stellten für lange Zeit Grimms Kinder- und Hausmärchen von 1812/1815 dar: Gesammelt von verschiedenen Gewährsleuten und stets nur mündlich weitergegeben, sollten sie eine Verdichtung der „Volksseele“ darstellen und Einblick in den Alltag und das Weltverständnis des gemeinen Volkes geben. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen und anderen Erzählungen bestand dementsprechend in der Systematisierung der jeweiligen Geschichten entlang verschiedener, durch spezifische gesellschaftliche Funktions- und Bedeutungszusammenhänge charakterisierte Kategorien wie Märchen, Schwank, Lied, Sage und dgl. sowie in der topografisch-kulturellen Ordnung bestimmter Erzählmotive. Dabei galten solcherlei gesammelte und kategorisierte Erzählungen in der

⁶⁴ Ebd. sowie vgl. ebd., 33.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Vgl. hierzu Geschke 2013: Doing, 92 f. und 96 f. oder Seifert 2011/2012: Heimat, 202.

⁶⁷ Zumindest im vorliegenden Forschungsfeld.

wissenschaftlichen Auseinandersetzung bereits früh als Ausdruck bestimmter, kollektiv geteilter Werte und Moralvorstellungen, aber auch als Einblick in die Geschichte und Ursprünge der eigenen Kultur.⁶⁸ Grundlegend hierfür ist ein starres Kulturverständnis, welche Kultur nicht als ständigen Prozess der Veränderung begreift, sondern als statisch und damit unveränderliches als auch unveräußerliches Merkmal jedes Menschen bzw. jeder Gemeinschaft. Durch die *mündliche* Weitergabe bestimmter Erzählungen über Generationen hinweg sei so auch heute noch ein direkter und von der soziokulturellen Architektur der Moderne unverstellter Einblick in „die Trümmer eines vormals großartigen Gebäudes germanischer Weltanschauung“⁶⁹ möglich. Auch wenn mittlerweile hinlänglich bekannt ist, dass die Brüder Grimm keineswegs nur mündliche Überlieferungen der „einfachen“ Leute festhielten, sondern die „gesammelten“ Erzählungen zu großen Teilen auf schriftlichen Quellen beruhten, so lösten sie in der damaligen Zeit doch eine regelrechte Sammelwut in den Wissenschaften (als auch bei vielen hobbymäßig orientierten Vereinen) aus. Begünstigt durch den umfassenden Industrialisierungsprozess des 19. Jh., welcher nicht nur „traditionelle“ Lebensweisen sukzessive dem Verschwinden preiszugeben drohte, sondern damit auch die überlieferten Geschichten über die Ursprünge der eigenen Kultur, begaben sich zahlreiche (Hobby-)ForscherInnen auf die Suche nach mündlich überlieferten Erzählungen der einfachen Schichten, um diese vor dem Verschwinden zu bewahren. Dabei interessierte der oder die Einzelne, der oder die ErzählerIn nur wenig, schließlich galt die Erzählung immer als gemeinschaftlich hervorgebrachtes und geteiltes Gut, unabhängig von individuellen Erzählweisen und -interessen. Die Reduzierung von Erzählungen auf bestimmte, als ortsgebunden begriffene Gruppen und deren vermeintliche Historie implizierte dabei nicht nur eine historische Immobilität von Erzählungen, sondern gleichzeitig auch eine räumliche. So galten Erzählungen als Ausdruck einer spezifischen Gruppe und deren unverfälschter Geschichte, als Teil generationenübergreifender, unverfälschter Tradition und gebunden an einen spezifischen Ort – Raum und Zeit verdichteten sich auch hier zu einer steten Einheit.

Ließ sich die Volkskunde auch hier lange Zeit auf Basis ihrer soziokulturellen Prämissen großteils bereitwillig politisch instrumentalisieren, so kam es in und ab den 1950er Jahren zu einer grundlegenden Neuorientierung, nicht nur des Faches im Allgemeinen, sondern auch der Erzählforschung im Besonderen. So wurden Erzählungen zwar immer noch nach Gattungen unterteilt und Sujets, Stoffe und Inhalte nach ihrer topografischen Verbreitung hin untersucht, doch erhielt die seit der Jahrhundertwende entstehende Perspektive der Erzähler- und Kontextforschung, welche Erzählungen nicht länger als unverfälschte Gemeinschaftsüberlieferung einer imaginären Vorzeit versteht, sondern die Erzählpersönlichkeiten sowie -situationen unter Berücksichtigung des Inhalts der Erzählung in den Blick nimmt, zunehmend an Einfluss. Erzählungen galten und gelten hier nicht länger als unveränderliche, aus der Zeit gefallene Überlieferungen, sondern als in einem spezifischen Moment erzählt (Situationskontext) und durch diesen beeinflusst, damit veränderlich und auch Ausdruck einer spezifischen historischen Situation und einer konkreten Lebenswelt (Kontext). Auch wurde unter dem etwas eigenen Begriff der „Biologie des Erzählguts“ der Einfluss des oder der Erzählenden auf die Erzählung berücksichtigt, dessen oder deren Performanz sowie die sich in dieser artikulierenden Absichten und Motivationen als auch die individuelle Bedeutung der

⁶⁸ Bredinich 2007: Erzählforschung, 57 f.

⁶⁹ Ebd., 59.

Erzählung für den oder die Erzählende⁷⁰ – wie auch beim Raum war eine sukzessive Verschiebung des Forschungsfokus auf die einzelnen AkteurInnen zu bemerken, sodass auch der biografische Hintergrund sowie deren soziokulturelle Einbettung zunehmend von Interesse für die Forschung wurde.⁷¹ Mit Hermann Bausingers Artikel „Strukturen des alltäglichen Erzählens“ (1958) (welche Teil seiner Dissertation war) begann sich der Forschungsfokus spürbar zu öffnen, weg von den klassischen Erzählgattungen wie dem Märchen oder dem Schwank, welche in ihrer Realisierung zwar alltäglich sind, jedoch nicht gewöhnlich, da stets eine herausgehobene Stellung im Alltag einnehmend, hin zu den scheinbar nebensächlichen Erzählungen alltäglicher Interaktion. Zwar blieb die Untersuchung dieser zunächst dem traditionellen Gattungskanon verpflichtet, d. h. sie betrachtete die *Erzählungen* und versuchte diese zu kategorisieren, doch wurde zunehmend auch die Bedeutung des *Erzählens* im und für den Alltag von Interesse, es wurde also auch auf den Prozess des Erzählens selbst sowie auf die diesen beeinflussenden Faktoren fokussiert.

Spätestens mit dem Ende der großen Erzählung in der Postmoderne gewinnt das alltägliche Erzählen, nicht nur in der aktiven Suche nach einer Mehrstimmigkeit zu kulturellen Phänomenen (wie in der empirischen Kulturwissenschaft) oder über historische Gegebenheiten (wie in der Oral History der Geschichtswissenschaften), an Bedeutung. Durch die Hinwendung der Volkskunde zum einzelnen Menschen, seiner oder ihrer Lebenswelt und dem damit verknüpften Interesse an der Hervorbringung und Aktualisierung dieser im alltäglichen Handeln rückt auch zunehmend die narrative Verarbeitung dieser Prozesse in den Vordergrund. Denn aufgrund einer fehlenden, kollektiv geteilten Gemeinschaftserzählung, wie sie spätestens wohl seit der Moderne nicht mehr zu finden ist, und der Ausdifferenzierung von Lebensweisen und -stilen bedarf es nicht nur einer zunehmenden Rechtfertigung des eigenen Lebens vor anderen als auch vor sich selbst, sondern auch einer permanenten narrativen Hervorbringung der eigenen Lebenswelt. Das Erzählen über das eigene Leben und den ganz banalen Alltag wurde zu einer allgemeinen kulturellen Anforderung, der Mensch zum *homo narrans*. Die in der Postmoderne gesteigerte soziale, kulturelle als auch räumliche Mobilität vieler Milieus unterstützte diese Entwicklung, Erzählen über das eigene Leben wurde zunehmend auch als Möglichkeit zur Bewältigung des als ungeordnet empfundenen Weltenchaos begriffen, ermöglicht es doch, Erlebtes, zunächst scheinbar noch ungeordnetes in Beziehung zueinander zu setzen, Zusammenhänge herzustellen und somit nachträglich in eine Ordnung zu bringen und damit für sich selbst und andere begreifbar werden zu lassen, aber auch, sich selbst innerhalb dieses Chaos zurechtzufinden und nicht selbst zu verlieren.⁷² Zugunsten einer konsistenten und damit handhabbaren Erzählung werden dabei je nach den in der konkreten Erzählsituation wirksam werdenden Interessen und Absichten der Beteiligten spezifische Aspekte der erfahrenen Wirklichkeit ausgesucht, d. h. erst nachträglich miteinander in Beziehung gesetzt und mit einem übergeordneten Sinn versehen, wobei, je nach Situation, oft banal scheinende, aber auch unliebsame Aspekte nur sehr detailarm erzählt oder gar vollkommen ausgelassen, andere Aspekte wiederum hinzugedichtet oder positiv umgedeutet werden. Die Erzählenden geben somit keine objektiv fassbare Wahrheit oder Realität wieder, sondern produzieren im Sprechen eine zwar auf tatsächlich erlebten Tatsachen beruhende, aber auf individuellen Deutungen dieser basierende,

⁷⁰ Sedlaczek 1997: Erzählerpersönlichkeit, 83 ff.

⁷¹ Ebd.

⁷² Bahrdt 1982: Identität sowie Roth 1996: Erzählen, 69 ff.

eigene Realität. Die Auswahl der einzelnen Aspekte sowie die Zusammensetzung dieser erfolgt zwar situationsabhängig entlang subjektiver Erfahrungen, Sinn- und Deutungszusammenhängen, doch greift der oder die Erzählende hierfür oft auf typisierte Erfahrungen sowie kulturell geteilte, gruppenspezifische Schemata der Erzählgestaltung wie bestimmte Topoi⁷³ oder Stereotypen oder auch Erfahrungskontexte zurück⁷⁴ – Manfred Seifert spricht auch von mentalen Dispositionen sowie gesellschaftlichen Differenzierungen⁷⁵. So kann sichergestellt werden, dass der oder die Gegenüber die Geschichte auch entsprechend der Intention des oder der Erzählenden versteht – denn Ziel einer jeden Erzählung ist nicht nur im Sinne einer Selbstvergewisserung die Sicherstellung der eigenen Subjektivität, sondern auch die Herstellung von Intersubjektivität zwischen Zuhörenden und Erzählenden.⁷⁶ Besonders in einer durch eine hohe kulturelle, soziale sowie räumliche Mobilität gekennzeichneten Gesellschaft stellt dies den oder die EinzelneN immer wieder vor Stresssituationen, kann in solchen Momenten, abgesehen von den Sprachfertigkeiten der jeweiligen AkteurlInnen, nicht unbedingt auf selbstverständliche kulturelle oder semantische Codes zurückgegriffen werden.⁷⁷

Mit dem *linguistic turn* in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, welche jede menschliche Wirklichkeit nun stets als zuallererst sprachlich hergestellt und vermittelt begreifen,⁷⁸ sind Erzählungen auch nicht länger nur mehr Privileg der Erforschten, sind nicht länger Forschungsgegenstand allein, sondern werden auch durch die Forschenden in ihrer Forschung mit spezifischen Absichten und nach bestimmten kulturellen Erzählmustern angeregt sowie auch selbst produziert. Angeregt bedeutet dabei, dass in Interviews und Gesprächen, auch wenn das Erzählen selbst nicht eigentliches Forschungsinteresse ist, durch den Forschungsfokus stets Erzählungen zu bestimmten Themen produziert werden. Auch wenn diese auf konkreten Fragen basieren, so stellen sie dennoch keine reinen Darstellungen tatsächlicher Gegebenheiten dar und können unkritisch als solche gelesen werden, sondern die in der Erhebung getroffenen Aussagen basieren auch und verfolgen ebenso Ziele und Absichten, sind Ausdruck bestimmter Strategien der Befragten sowie Fragenden – auch hier ist bzw. war eine Verlagerung vom Text zum Kontext zu beobachten. Produziert bedeutet, dass eine Volkskunde, die sich als postmodern orientierte Wissenschaftsdisziplin begreift, auch die eigene Produktion an Texten kritisch hinterfragen und den objektiven Geltungsanspruch zugunsten zahlreicher, subjektiver und damit möglicher Perspektiven aufgeben muss, ohne sich dabei jedoch in Beliebigkeit und Belanglosigkeit zu verlieren. So muss es nach wie vor ihr Ziel sein, als eine Form faktuellen Erzählens unter der Gewissheit der eigenen Relativität klare Aussagen zu treffen, diese durch die Transparenz des Vorgehens und der Methoden jedoch nachvollziehbar und plausibel zu gestalten. Denn wie auch die Befragten bedienen sich Forschende des sog. smoothing – „cultural smoothing describes a variety of ways people simplify, regularize, paper over and flatten experience, knowledge, history and social life, making culture and

⁷³ Vgl. zu Topoi Schröder 2005: Topoi.

⁷⁴ Lehmann 2007: Reden, 57.

⁷⁵ Seifert 2009b: Ego-Dokumente, 25.

⁷⁶ Gestrich 1988: Einleitung, 10 f. sowie Dellwing/Prus 2012: Ethnografie, 115 f.

⁷⁷ Roth 1996: Erzählen, 63.

⁷⁸ Vgl. hierzu Saupe/Wiedemann o. J.: Narration.

cultural processes easier to see, describe, and codify”⁷⁹ –, um die grundsätzliche Kontingenz menschlicher Erfahrung in der eigenen Auseinandersetzung mit der Welt zugunsten einer konsistenten und handhabbaren Erzählung entlang bestimmter Achsen und Aspekte zu ordnen.

Zusammenfassung und Fragen

Die hier vorgestellten Begriffe der Verortung, der Veralltäglichung und des Erzählens stellen die drei zentralen Achsen dar, entlang welcher die Erzählungen der drei InterviewpartnerInnen analysiert und so deren darin beschriebene lebensweltliche sowie biographische Situiertheit in Kopenhagen zwischen Ruhelage und Bewegung, Sesshaftigkeit und Mobilität, Kontinuität und Diskontinuität verstanden werden soll. Durch die Verlagerung des Forschungsfokus auf die jeweils prozessorientierten Begrifflichkeiten soll es möglich werden, die individuellen Aushandlungen vor Ort und zwischen den Orten in ihrer Zeitlichkeit zu erfassen und zu begreifen und somit auch der Temporalität des Erasmus-Aufenthaltes sowie des grundsätzlich kontingenten Charakters individueller menschlicher Erfahrungen gerecht zu werden. Um die hier dargelegten Begrifflichkeiten noch einmal kurz zusammenzufassen:

Der Begriff Verortung bezieht sich auf die im individuellen Handeln der AkteurlInnen hervorgebrachte Ordnung aus Orten, Artefakten, Praktiken und Subjekten im Sinne eines individuellen Handlungsräumes am neuen Ort sowie deren mögliche Anknüpfungspunkte sowie Überlagerungen und diskutiert die Bedeutung lokal gebundener Raumqualitäten für die individuellen Lokalisierungsprozesse der AkteurlInnen. Darüber hinaus befragt er das Potenzial des mobilitätsbedingten Dazwischen für die lebensweltliche sowie biographische Verortungen. Der Begriff Veralltäglichung bezieht sich auf die den individuellen Prozessen der Verdichtung, Gewöhnung und Routinisierung innewohnende Möglichkeit zur kontinuierlichen Realisierung subjektiver Sinn-, Deutungs- und Handlungsmuster in einer durch Diskontinuität geprägten Situation als Grundlage der eigenen lebensweltlich-biographischen Verortung am neuen Ort und zwischen den Orten. Der Begriff des Erzählens umfasst die Möglichkeit zur narrativen Welterzeugung und -ordnung durch die AkteurlInnen entsprechend eines zugleich kontingenten als auch konsistenten Sinn-, Deutungs- und Handlungshorizonts im Moment der Diskontinuität, wobei es nicht nur um eine Lokalisierung eines mobilitätsbedingten Zwischenraumes geht, sondern auch um die Einordnung eben dieses Dazwischens in die eigene Biografie.

Um die in den Interviews geschilderten Erfahrungen systematisch darstellen und analysieren zu können, bedarf es auf Basis der hier dargelegten Begriffe jedoch zunächst einiger Fragen, welche einen detaillierten Einblick in das vorliegende Material eröffnen und somit ein angemessenes Verständnis dessen ermöglichen sollen. Mögliche Fragen für die vorliegende Arbeit sind: Welche Elemente ziehen die Austauschstudierenden heran, um sich in Kopenhagen zu verorten? Welche Rolle spielt dabei der lokale Umgebungscharakter der Stadt für die jeweiligen AkteurlInnen? Wie stehen die einzelnen Lebensorte zueinander in Beziehung? Wie ist das sich aus dem Wechselspiel zwischen Kontinuität und Diskontinuität generierende Dazwischen charakterisiert und welche persönliche und biografische Bedeutung hat es für den oder die Einzelne? Wie ist der Alltag für den oder die EinzelneN charakterisiert? Welche Veralltäglichungsprozesse lassen sich erkennen? Wie entwickeln sich die Raumbindungen? Wie wandeln sich die Ortzuschreibungen mit der Zeit? Wie wird Kopenhagen erlebt und welche biographische Bedeutung erhält die Stadt für die AkteurlInnen

⁷⁹ Wilk 2005: Smoothing, 23.

bzw. wie entwickelt sich diese? Welchen Einfluss nimmt das Wissen um die Temporalität des Aufenthaltes ein? Wie wird der Aufenthalt im Interview narrativ dargestellt und bewertet? Welchen Einfluss üben kollektive als auch individuelle Erwartungshaltungen dabei ein?

III. Zur Forschung

Bevor ich zur detaillierten Analyse der jeweiligen Einzelfälle entsprechend der im vorangegangenen Kapitel aufgeworfenen Fragen komme, soll eine umfassende Darstellung des Forschungsverlaufes bzw. des Forschungsvorgehens helfen, die Analyse sowie Darstellung der Ergebnisse für den oder die LeserIn durch die so eröffnete Transparenz der Erhebung, Auswertung sowie Darstellung nachvollziehbar und plausibel gestalten zu können, gleichzeitig aber auch der Kritik zu öffnen und so die vorgestellten Ergebnisse nicht als ultimative und letztgültige Wahrheit zu präsentieren, sondern sie deutlich, entsprechend Lyotards Zeitdiagnose, als nur eine mögliche Lesart unter vielen denkbaren, als nur eine mögliche Erzählung von vielen darzustellen.

Vorüberlegungen und Fragestellung

Am Anfang meiner Forschung stand eine rein pragmatische Überlegung: Ich wollte während meines Studiums gern noch einmal ein Semester an einer anderen Universität verbringen, gleichzeitig aber auch fristgemäß mein Studium abschließen können. Studienplanbedingt war es mir allerdings nur möglich, während des letzten Semesters meine Heim-Universität zu verlassen – da dieses Semester laut Curriculum jedoch für das Verfassen der Masterarbeit reserviert ist, blieb mir nichts anderes übrig, als beides miteinander zu verbinden. Die bei Erasmus langen Vorlauffristen – so waren es bei mir zehn Monate – eröffneten mir ein genügend großes Zeitfenster, um mir bereits frühzeitig über die Themen, die Fragestellungen und die Durchführbarkeit möglicher Forschungsfelder und -interessen an einem anderen Ort, speziell in Kopenhagen, Gedanken zu machen. Zu Beginn meiner Überlegungen standen so bereits drei Dinge fest:

1. der Ort der Forschung würde Kopenhagen sein,
2. die Forschung müsse in sechs Monaten abzuschließen sein und
3. die Arbeit würde sich im weitesten Sinne mit dem Stadtleben vor Ort auseinandersetzen.

Kommen wir zum ersten Punkt: Der Ort meines Auslandsaufenthaltes stand bereits vor jeglichen Überlegungen zu meiner Masterarbeit fest. Ich wollte für meinen Erasmus-Aufenthalt unbedingt nach Kopenhagen. Dies hatte vor allem persönliche Gründe – so kannte ich die Stadt bereits und hatte sie als sehr junge und dynamische, modische und progressive Stadt mit einer hohen Lebensqualität erlebt, in der ich unbedingt einmal leben wollte, sei es auch nur für sechs Monate, wobei auch kollektive und von mir geteilte Bilder wie Architektur, Möbeldesign und Fahrradfahren eine wesentliche Rolle für mein Fernweh spielten. Darüber hinaus war ich auch an den Studienmöglichkeiten interessiert, bot nicht nur die Universität Kopenhagen entsprechend meinen Studien- als auch privaten Interessen Kurse zur Urban Anthropology, zur Stadt- und Raumplanung sowie zur Architektur an – auch viele andere Institutionen wie das Danske Architektur Center oder die Arkitektskolen der KADK versprachen die Möglichkeit einer intensiven Auseinandersetzung mit diesen Themenbereichen, einmal abgesehen von der Stadt Kopenhagen als solche. Darüber hinaus wollte ich wie wohl viele andere auch mein Englisch verbessern und meinen Lebenslauf verschönern. Da ich nicht aus dem Fach komme, sondern meinen Bachelor in der Kultur- und Sozialanthropologie gemacht habe, war mir die Bedeutung mancher Städte wie bspw. Tübingen in der Fachgeschichte der Europäischen Ethnologie nicht bewusst, sodass sich für mich der biografische Wert eines

Aufenthalts vor allem aus der Internationalität ergab und weniger aus einer deziert fachspezifischen bzw. -historischen Topographie heraus. Um meine Chancen auf einen Erasmus-Platz in Kopenhagen zu vergrößern meldete ich mich bereits zu Beginn meines Master-Studiums bei der betreffenden Koordinatoren am Institut und bekundete eindringlich und letztendlich mit Erfolg mein Interesse. Über den Ort meines Auslandsaufenthaltes Gewissheit habend, galt es nun folgendes zu bedenken: Es stand von Beginn an fest, dass ich für meine Forschung Interviews führen würde. Die sprachliche Distanz zur Stadtbevölkerung würde die Durchführung allerdings nicht nur erheblich erschweren, sondern auch das erhobene Material durch eine zusätzliche Übersetzungsebene zu sehr verfremden, sodass es rasch außer Zweifel stand, mir deutschsprachige InterviewpartnerInnen zu suchen. Was lag also näher, mit anderen Erasmus-Studierenden Interviews zu führen. So ergab sich aus praktisch-pragmatischen sowie methodologischen Vorüberlegungen zunächst das Forschungsfeld: Erasmus-Studierende in Kopenhagen.

Dies allerdings führt mich zum zweiten Punkt: Nicht nur ich würde nur für sechs Monate in Kopenhagen bleiben und daher meine Erhebung in dieser Zeit abschließen müssen – auch meine InterviewpartnerInnen würden den Ort nach einer bestimmten Zeit definitiv wieder verlassen. Hatte ich allerdings die Freiheit, meinen Aufenthalt in Kopenhagen notfalls zu verlängern, war die Rückkehr meiner InterviewpartnerInnen an ihre Heim-Universitäten gewiss und stand außerhalb meiner Einflusssphäre. Es musste daher ein Thema sein, welches aufgrund des Forschungsfeldes mit Erasmus bzw. dem Aufenthalt in Kopenhagen zu tun hatte und innerhalb der sechs Monate abzuschließen war. Es lag daher nahe, den Aufenthalt und dessen Temporalität selbst zum Thema der Forschung zu machen. So entschloss ich mich, das Ankommen, Da-Sein und Wegfahren der Austauschstudierenden in Kopenhagen zu thematisieren. Allerdings ließ diese thematische Einengung des Forschungsfeldes noch sehr viel Raum.

Damit komme ich zum letzten Punkt: Da ich mich während meines Studiums auf Stadtethnologie spezialisiert hatte, interessierte mich vor allem das Leben der Studierenden vor Ort und deren Umgang mit der Stadt. Basierend auf Selbst- und Alltagsbeobachtungen in Wien und Anderswo kristallisierte sich bald folgende Fragestellung heraus: Welches Stadtbild entwickeln Austauschstudierende durch ihr Leben vor Ort und wie verändert sich dieses mit der Zeit? Eine Begleitung der Studierenden von Beginn an sollte aufzeigen, wie und wo sich diese bewegen, welche Routinen sich dabei herausbilden und wo es zu stadträumlichen Verdichtungen kommt. Der Fokus meiner Arbeit sollte dabei in Anlehnung an Kevin Lynchs „Image of the City“ (1960) deziert auf der mentalen Repräsentation stadtäumlichen Aspekte und deren Darstellung in Form von Erzählungen, Fotografien und vor allem Mental Maps liegen.

Forschungsfeld und ForschungsteilnehmerInnen

Somit stand zu Beginn meines Aufenthalts das Forschungsfeld fest. Da auch ich Erasmus-Studierender in Kopenhagen und somit von Beginn an Teil des von mir untersuchten Feldes war, stellte sich der Zugang zu selbigen vollkommen unproblematisch dar. Obwohl es mir nicht um eine klassische Feldstudie bzw. eine Ethnografie ging, sondern ich mentale Repräsentationen einzelner Personen erforschen wollte, bedurfte es dennoch eines gezielten Zugangs zu den einzelnen AkteurInnen. Aufgrund der relativen Geschlossenheit des Feldes nach außen sowie der ausgeprägten inneren Vernetztheit sollte sich dies jedoch nicht als problematisch herausstellen. Geschlossenheit meint dabei, dass gerade zu Beginn des Aufenthalts die Austauschstudierenden

großteils unter sich blieben. So verbrachten wohl die meisten jeden Tag der ersten drei Januarwochen gemeinsam in der Dänisch-Sprachschule, der noch ausstehende Semesterbeginn verhinderte ein Kennenlernen dänischer Studierender, ebenso wie die Wohnsituation vieler in Studierendenheimen, welche hauptsächlich von Austauschstudierenden⁸⁰ bewohnt wurden. Aufgrund kaum vorhandener, anderweitiger Möglichkeiten zur Sozialisation verbrachten viele SprachkursteilnehmerInnen auch ihre Freizeit miteinander: Neben dem Social-Activities-Angebot der Universität für Austauschstudierende, welches fast jeden Nachmittag im direkten Anschluss an den Sprachkurs ein gegenseitiges Kennenlernen sowie der Stadt fördern sollte und auch ermöglichte – so waren Stadtführungen, Schlittschuhlaufen oder Museumsbesuche im Angebot –, trafen sich viele bereits am ersten oder zweiten Abend auf ein Getränk ihrer Wahl in einer der vielen Bars und Cafés in der Innenstadt oder auch bei sich zuhause in einem Wohnheim. Dank der unzähligen Flyer, Veranstaltungseinladungen und Facebook-Gruppen gab es zumindest immer jemanden, der oder die wusste, wo etwas los war. Viele Bars warben dabei speziell um (Austausch-)Studierende⁸¹ und konnten zumindest zu Beginn dank freiem Eintritt, gratis Musik und billigen Getränken auch viele anlocken. Aufgrund eines noch mangelnden Wissens um andere Fortgehmgmöglichkeiten in der Stadt waren die Auswahlmöglichkeiten für viele sehr eingeschränkt und reduzierten sich auf vier bis fünf Bars, sodass die Wahrscheinlichkeit, sich zufällig und ungeplant auch mit anderen zu treffen, sehr hoch war. Auch wenn sich dieses Netz aus Bars, Clubs und Cafés sehr rasch ausdifferenzieren sollte, so ermöglichte die mit den ersten Tagen und Wochen erfolgte dichte Vernetzung der Studierenden die Etablierung einer relativ geschlossenen Community. Vernetzung meint dabei, dass wohl jedeR jedeN zumindest einmal irgendwo schon einmal gesehen hatte oder über ein oder zwei Ecken kannte – je weiter die ersten Wochen voranschritten, desto bekannter schienen einem die großteils wohl immer gleichen Gesichter zu sein – nicht selten stellte man im Gespräch fest, dass man schon ein oder zwei Wochen nebeneinander wohnte, nachdem man sich über FreundInnen von FreundInnen kennengelernt hatte, oder man traf sich zufällig in der Waschküche der Siedlung, nachdem man Tage zuvor noch miteinander geplaudert oder getanzt hatte. Allerdings muss angemerkt werden, dass die hier beschriebene Form der Vergemeinschaftung einer aktiven Teilnahme, und somit auch zur Bereitschaft, sich mit anderen zu treffen und auf andere einzulassen, von Seiten der einzelnen AkteurlInnen bedarf – denn ganz von allein kann auch diese nicht stattfinden. So gab es auch mehrere Studierende, die von Beginn an kaum an einer Veranstaltung teilnahmen und meist nur im Sprachkurs anzutreffen waren.

Durch meine Einbettung in ein dichtgeknüpftes Beziehungsnetzwerk erwies sich die Suche nach InterviewpartnerInnen als erwartungsgemäß unkompliziert, da nicht nur der Zugang bereits gegeben, sondern auch leicht in Erfahrung zu bringen war, wer Deutsch spricht und damit die Voraussetzung zur Teilnahme am Interview erfüllt. Auch konnte ich annehmen, dass es sich bei den Studierenden bei besagten Veranstaltungen um aufgeschlossene und interessierte, um ein Kennenlernen bemühte Personen handelte, was meiner Ansicht nach die Wahrscheinlichkeit der Bereitschaft, an meiner Forschung teilzunehmen, erhöhte. Allerdings waren aufgrund meiner

⁸⁰ Zu erklären ist dies vor allem durch die auch für Kopenhagen vergleichsweise hohen Zimmerpreise der Wohnheime. Soweit bekannt, wurden alle von der sog. Housing Foundation der Universität betreut, welche es Studierenden ermöglichte, auch ohne persönliches Vorstellen einen Mietvertrag, und diesen, wenn gewünscht, auch nur für wenige Monate, zu erhalten. Allerdings ließ sich die Housing Foundation diesen Service auch entsprechend abgeln. So kostete bspw. ein 25qm-Durchgangszimmer in einer 2-Zimmer-Wohnung am Stadtrand 550€ an Warm-Miete.

⁸¹ Einschlägige Begriffe waren z. B. „Pre-Semester-Opening-Party“, „Exchange-Students“, „International“.

Fragestellung die bisher beschriebenen Aspekte und Voraussetzungen nicht mehr nur die einzigen Auswahlkriterien. Weitere waren:

1. die Teilnahme am Erasmus-Programm, um eine gewisse Vergleichbarkeit aufgrund desselben Erfahrungs-, aber auch Erwartungshorizontes herstellen zu können,
2. eine Ankunft im Januar oder Februar, um den individuellen Prozess der stadtäumlichen Verdichtung Kopenhagens sowie die Entwicklung des individuellen Stadtbildes von Beginn an begleiten zu können,
3. eine Aufenthalts-Dauer von sechs Monaten, um den möglichen Einfluss des Temporären stärker zu betonen sowie
4. keine direkte Fachnähe, da die jeweiligen Erzählungen über die eigenen Erfahrungen vor Ort zu sehr von theoretischen Überlegungen überdeckt und verzerrt werden könnten und auch eine Gefahr der Dechiffrierung meiner Fragen bestehen könnte.

Allerdings wartete ich zunächst ca. zwei Wochen ab, um eine Auswahl zu treffen und gezielt Personen anzusprechen, die zugänglich und gesprächsbereit wirkten und die ich auf regelmäßiger Basis abseits meiner Forschung sehen würde. Dieses sollte in den Interviews ein ungezwungenes Miteinander ermöglichen, sodass in der Interviewsituation weniger die Performanz, sondern mehr die Inhaltsebene des Erzählens zur Geltung kommen,⁸² aber auch, dass eine Offenheit bzgl. der Methoden und Fragen bei den GesprächsteilnehmerInnen erwartet werden konnte. Auch sollte das Einander-Sehen auf einer alltäglichen Basis einen durchgehenden Zugang zu den InterviewpartnerInnen sicherstellen. Darüber hinaus schien mir die Verbindlichkeit der Studienteilnahme der InterviewpartnerInnen durch das reguläre Einander-Sehen auf Basis von Lehrveranstaltungen oder Freizeitaktivitäten erhöht. Bei der Auswahl der StudienteilnehmerInnen wurde neben einem ausgewogenen Geschlechterverhältnis darauf geachtet, Überschneidungen beim Herkunftsland und dem Kopenhagener Wohnort der Befragten zu vermeiden – schließlich lag mein Forschungsfokus auf stadtäumlichen Verdichtungsprozessen und mein Ziel war es, durch die Erhebung ein möglichst differenziertes, multiperspektivisches, alle Viertel abdeckendes Stadtbild zu erhalten. Daher fragte ich auch insgesamt vier Personen⁸³ um ihre Mitarbeit: Jonas, Flora, Konstantin und Tina.⁸⁴ Während ich Jonas und Flora im Rahmen des Sprachkurses und der oben beschriebenen Unternehmungen kennenlernte, traf ich Konstantin und Tina erst im Februar im Rahmen meiner Lehrveranstaltungen bzw. eines weiterführenden Sprachkurses; beide waren erst im Februar nach Kopenhagen gekommen und waren dementsprechend nicht Teil der oben beschriebenen Community. Denn so sehr diese auch den Zugang zu den Befragten vereinfachte und auch Sicherheit durch Vertraut-Sein bot – nur ungern hätte ich ein Nein auf meine Frage zur Forschungsteilnahme gehört –, sie bedeutete auch eine gewisse Homogenität der sozialen sowie räumlichen Bezüge und damit der Erfahrungen vor Ort. Aus diesem Grund entschied ich mich, bewusst zwei Personen außerhalb dieser mehr oder weniger vertrauten Gemeinschaft zu suchen. Der Zugang zu beiden verlief daher auch merklich sachlicher und auf einer wesentlich geringer vertrauten Basis. Da das Semester bereits begonnen hatte, konnte ich allerdings nicht mehr so lang

⁸² Lehmann 1978: Alltag, 200 f.

⁸³ Alle Befragten wurden anonymisiert.

⁸⁴ Eine genaue Vorstellung der Personen sowie die jeweilige Beschreibung des Kennenlernens erfolgen im nachfolgenden Kapitel.

wie bei Jonas und Flora warten und sie, um sie besser einschätzen zu können, erst einmal aus der Distanz als auch in der gegenseitigen Interaktion beobachten, sondern musste sie nach nur wenigen Tagen direkt ansprechen. Zwar konnte ich durch das gegenseitige Kennenlernen in den jeweiligen Veranstaltungen genügend persönliche Informationen in Erfahrung bringen, um die Einhaltung meiner skizzierten Auswahlkriterien sicherzustellen – andere Aspekte wie die Offenheit und Gesprächsbereitschaft konnte ich aufgrund der wenigen Zeit jedoch nicht einschätzen.

Methodik und Forschungsvorgehen

Mein Ziel war es, den individuellen Verdichtungsprozess der jeweiligen ForschungsteilnehmerInnen zu verfolgen und abzubilden. Dementsprechend entschied ich, mich mit jedem und jeder der Befragten insgesamt drei Mal zu treffen: Zu Beginn des Aufenthalts, in dessen zeitlicher Mitte sowie an dessen Ende.⁸⁵

Entsprechend meiner bis dahin gültigen Fragestellung entschied ich mich für folgende Erhebungsmethoden: Leitfadengestützte Interviews (welche mitunter auch narrativ-biografische Züge annehmen sollten) sowie Mental Maps. Ich benutze hier gezielt den Begriff des Interviews und nicht den bspw. in der interaktionistischen Ethnografie gebräuchlichen Begriff des Gesprächs,⁸⁶ handelte es sich um mit der bestimmten Absicht zum gegenseitigen Gespräch von mir herbeigeführten und auf Tonband festgehaltenen Gesprächssituationen auf Grundlage eines bereits im Vorhinein ausgearbeiteten Fragenkatalogs.⁸⁷ Dieser diente sowohl zum gezielten Einstieg als auch zur allgemeinen Rahmung des Gesprächs resp. Interviews, wobei versucht wurde, die einzelnen Fragen möglichst offen zu stellen, um den Befragten in der Beantwortung der jeweiligen Fragen genügend Raum für ihre eigenen Darstellungen, Interpretationen und Deutungen ihrer Lebenswelt sowie ihres Lebens an sich zu geben, aber auch, um aus den Antworten neue Fragen generieren und so das Gespräch so weit wie möglich aus der Logik der Befragten heraus führen zu können – das bedeutet, dass die Gesprächsführung und -gestaltung durchaus bei mir lag, die konkrete Ausgestaltung aber bei den Befragten. So war es möglich, nicht nur das Gesagte im Sinne bloßer Fakten als Material in Betracht ziehen zu müssen – abgesehen davon, dass das Erzählte niemals Abbild einer tatsächlichen Realität, d. h. einen objektiven *Fakt*, darstellt, sondern immer nur eine subjektive Deutung dieser ist⁸⁸ – sondern auch Auslassungen sowie die jeweiligen Erzählstrategien der Einzelnen heranziehen und analysieren zu können. Denn das Erzählen (in den Interviews) stellt nicht nur eine Erhebungspraktik zur Datengenerierung dar, sondern auch eine Lokalisierungspraktik der Befragten, indem es eine bewusste Auseinandersetzung und Artikulation mit dem Erlebten nicht nur anregt, sondern die Befragten bewusst zu einer Erzählung und damit zu einer Selbstpositionierung oder, anders formuliert, zu einer aktiven Lokalisierung im Moment des Interviews ermutigt. Den Interviewten ist es dabei möglich, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aufeinander zu beziehen, Erlebtes und Erwartetes miteinander zu verknüpfen und so in eine für den Moment sinnvolle Ordnung zu bringen: Über die Monate hinweg können so Akzentuierungen verschoben, Abschnitte verknüpft und zusätzliche Absätze eingefügt werden, um

⁸⁵ Die konkrete Darstellung der einzelnen Erhebungssituationen erfolgt im nachfolgenden Kapitel.

⁸⁶ Vgl. Dellwing/Prus 2012: Ethnografie, 116 ff.

⁸⁷ Schmidt-Lauber 2007: Interview, 172.

⁸⁸ Ebd.

permanent Erwartungen als auch Erlebnisse miteinander ab- und anzugleichen und letztendlich einen der eigenen Vorstellung vom eigentlichen Sinn und Zweck des Aufenthalts – die Möglichkeit zur gleichzeitigen Erweiterung, Anpassung und Realisierung des eigenen Horizonts durch die Verschiebung des eigenen Lebens an einen (weiteren) anderen Ort – entsprechenden Gesamtzusammenhang zu entwerfen, kurzum Innenwelt und Außenwelt in Einklang miteinander zu bringen. Bei (Nach-)Fragen, unabhängig ob bereits im Vorhinein entworfen oder aus der Gesprächssituation heraus gebildet, fragte ich jedoch zu oft „Warum“. Da bestimmte Fragen auch immer bestimmte Antworten, wenn auch nicht vorgeben, so zumindest doch anregen, stellt sich die methodische Frage, inwieweit ein Warum nicht auch immer schon nach einer Legitimierung fragt und so den oder die Befragte in eine Rechtfertigungsgeschichte – trotz im Vorhinein erfolgter Klarstellung, dass dies nicht Sinn und Zweck meiner Fragen sei – verfallen lässt.⁸⁹

Im Sinne von George Marcus „multisited ethnography“, die versucht, ihren Forschungssubjekten durch den (Stadt-)Raum zu folgen, da die Wahl der Wege und Orte niemals zufällig erfolgt, sondern immer auch Ausdruck einer tieferen, individuellen Logik ist und somit Aussagen über die einzelnen Akteurinnen zulässt, wurden alle Interviews an Orten der Wahl der Interviewten durchgeführt.⁹⁰ Begreift man die Interviews darüber hinaus im Sinne einer interaktionistischen Ethnografie, wenn auch nicht als Gespräche, so zumindest doch als nicht vom Alltag entkoppelte, artifizielle Erhebungen innerhalb einer mehr oder weniger, durch Treffpunkt und -zeit sowie durch einen Fragebogen kontrollierbaren Laborsituation, sondern als integrale Bestandteile des Alltags und dessen eigener Logik folgend,⁹¹ so ermöglicht solch ein Vorgehen ein Definieren der gesamten Situation und nicht nur des Ortes als Teil der regulären Lebenswelt der Befragten seiend. Es eröffnet sich damit bereits über die Situation ein Einblick in den Alltag der Befragten vor Ort und damit ein Raum zur Auseinandersetzung abseits einer der Logik des Erzählens als Lokalisierungspraktik entsprechenden, allzu sehr bewussten Inszenierung durch den oder die Erzählende.

Die Mental Map als verdinglichte mentale Repräsentation sollte hingegen die individuelle Vorstellung des Stadtraumes abbilden helfen, um darüber bisheriges Stadt(raum)wissen sowie Stadtbilder erheben zu können. Diese sollten die Perspektive auf die tatsächlich in Kopenhagen umgesetzten Stadtaneignungen sowie diesen zugrundeliegenden Interessen und Motivationen erweitern und durch die Koppelung an eine nachfolgende Erklärung seitens der Befragten weitere Rückschlüsse auf die individuellen Verortungs- und Verdichtungsprozesse am neuen Ort zulassen, genauer auf den Beginn sowie die ersten Entwicklungen dieser. Dabei wurde von meiner Seite nicht vorgegeben, was zu zeichnen sei, sondern die Handlungsaufforderung war lediglich: Zeichne Kopenhagen. Während Jonas, Flora und Konstantin versuchten, Kopenhagen in seiner räumlich-territorialen Verhasstheit in Form eines Stadtplans bzw. einer Karte nachzuzeichnen, zeichnete Tina eine Häuserzeile, welche, als idealtypische Straße gedacht, die spezifischen Qualitäten Kopenhagens in sich vereinen sollte. Alle vier begleiteten ihre Zeichnungen entschuldigend mit der Phrase „Ich kann nicht gut zeichnen“, welche nicht nur im Sinne einer Unsicherheit bzgl. des Zeichnens an sich gelesen werden kann, sondern auch auf Unsicherheiten – trotz, in Konstantins und

⁸⁹ Abgesehen von der individuell, aus dem Gesagten heraus empfundenen Gefühl der Notwendigkeit für eine solche Selbsterklärung.

⁹⁰ Marcus 1995: Ethnography, zit. nach Schwanhäußer 2010: Kosmonauten, 37.

⁹¹ Vgl. hierzu Dellwing/Prus 2012: Ethnografie, 116 ff.

Tinas Fall, bereits mehrmaliger und auch mehrtägiger, vorhergehender Stadtbesuche – bzgl. des eigenen Stadtwissens zu Beginn des Aufenthalts verweist. Da sich Jonas, Flora und Konstantin für einen Stadtplan entschieden, war ihre Zeichnung außerdem an „objektiven“ Stadtplänen messbar und konnte entsprechend diesen als wahrheitsgetreu oder nicht wahrheitsgetreu, als richtig oder falsch klassifiziert werden. Die durch das Zeichnen erfolgende Festschreibung des selbstverständlich objektiv unvollständigen, da auf subjektiven Primär- und Sekundärerfahrungen beruhenden Wissens auf Papier sowie dessen Messbarkeit an objektiven Stadtrepräsentationen ließ, im Gegensatz zum Interview, in der Situation selbst kaum nachträgliche Korrekturen – nicht, dass dies nicht versucht wurde – und damit auch keine Relativierung und Nachverhandlung der eigenen Position und Person zu. Da mir als Forschenden außerdem eine gewisse Expertise unausgesprochen zuerkannt wurde, es mir also sogleich möglich war, die Zeichnung als „richtig“ oder „falsch“ zu klassifizieren, entstand eine Situation, die eben dieser Entschuldigung bzw. Relativierung des eigenen Wissens von Seiten der Zeichnenden bedurfte. Auch wenn sich die Zeichnungen als inhaltlich wertvoll herausgestellt haben, so bleibt die Frage, ob die Form der Mental Map eine zu diesem Zeitpunkt ungeeignete Methode darstellte, zwang sie die Zeichnenden doch zur Festschreibung eines Wissens, dessen sie nicht sicher waren, zu einer Festschreibung, die sie selbst gar nicht vornehmen konnten und auch wollten. Auch wenn ich eine offene Handlungsaufforderung an die TeilnehmerInnen stellte, hoffte ich dennoch auf eine Kartenzeichnung, da mir diese das individuelle Stadt(raum)wissen am besten abzubilden schien und darüber hinaus Elemente gezeichnet zu bekommen, welche zu Beginn des Aufenthalts in Anlehnung an Kevin Lynch⁹² als besonders bedeutsam für den Stadtraum angesehen werden, die Wahrnehmung dessen beeinflussen sowie Rückschlüsse auf die individuellen Aneignungsprozesse zulassen. So überraschte und überforderte mich Tinas Zeichnung zunächst, war sie nicht nur völlig unerwartet, sondern stellte mich damit auch vor die Frage ihrer Verwertbarkeit für meine Arbeit. Zwar konnte ihre Erklärung meine Zweifel zunächst z. T. entkräften, doch blieb eine gewisse Unsicherheit bzw. Unentschlossenheit ob des Nutzens der Zeichnung bestehen.

Die Transkription und erste Durchsicht der Interviews sowie der Mental Maps erfolgte jeweils innerhalb weniger Tage nach der Erhebung, um eventuelle Leerstellen in den Interviews zu erfassen, die Sinnhaftigkeit des Fragenkatalogs zu reflektieren und diesen für die folgenden Interviews anzupassen. Dabei zeigte sich rasch, dass die von mir gestellten Fragen nur unzureichende Ergebnis lieferten, da sie, ähnlich der Mental Maps, auf bestimmte Aspekte abzielten, die, im Falle der Interviews, ein hohes Reflexionspotenzial bei den Befragten voraussetzen, welches jedoch nicht immer gegeben war, da die jeweiligen Aspekte nicht relevant für diese waren.⁹³ Von der Realität des Forschungsfeldes eingeholt musste ich erkennen, dass meine gewählten Methoden nicht ausreichend waren, um dieses wie gewünscht untersuchen zu können. Aufgrund mangelnder Erfahrung sowie aufgrund des Wissens um die begrenzte Zeit der Forschung, aber auch aufgrund des hohen Erwartungsdrucks, stellte sich bei mir ein leichtes Gefühl der Panik ein. Mir blieben zwei Möglichkeiten: Entweder wären die Erhebungsmethoden anzupassen, oder die Fragestellung zu adaptieren. Aufgrund mangelnder Methodenkenntnisse sowie der Ungewissheit, ob andere

⁹² Vgl. hierzu Seifert 2011: Stadtbild, im Besonderen 20 ff.

⁹³ Ein Beispiel wäre die Frage: „Warum bist du nach Kopenhagen gekommen?“ Hier zielte ich auf Vorstellungsbilder der Befragten ab, die sie vor dem Aufenthalt von Kopenhagen hatten und welche sie in ihrer Entscheidung, in diese Stadt zu kommen, beeinflussten. Es zeigte sich jedoch, dass nur Tina gezielt nach Kopenhagen gekommen und informiert war. Alle anderen trafen ihre Entscheidung mehr oder weniger freiwillig aus pragmatischen Gründen – Verfügbarkeit von Erasmus-Plätzen und ähnlichem – heraus.

Methoden letztendlich zielführend seien – schließlich kann nur die Erhebungssituation selbst Gewissheit über deren Nutzen geben –, entschied ich mich für letzteres: Ich verschoß den Fokus meiner Forschung vom spezifischen Aspekt der Verdichtung des Stadtraumes auf den Aufenthalt in Kopenhagen an sich, wobei ich vor allem auf das alltägliche Leben vor Ort, die individuelle Lebenssituation in Kopenhagen fokussierte. Zwar war der Stadtraum noch nach wie vor Teil dessen, stand aber nicht mehr im Zentrum meiner Forschung. Die Verschiebung meines Fokus auf das Alltagsleben der Befragten öffnete nach der vorangegangenen Einengung mein Forschungsfeld wieder und ermöglichte mir, mehr auf die jeweiligen Befragten eingehen und so deren Eigenlogik nicht nur zulassen, sondern auch nachvollziehen und zum Ausgangspunkt meiner späteren Fragen und Analyse machen, kurzum, deduktiv arbeiten zu können. Dabei differenzierte ich zwischen drei, zwar miteinander verwobenen, aber dennoch differenten Aspekten: Zum einen fragte ich nach konkreten Alltagserlebnissen vor Ort und deren Deutung; darüber hinaus nach Alltagserfahrungen, sprich über Erlebnisse, denen bereits eine Bedeutung über den Moment hinaus zugesprochen und die in einen größeren, biografisch-persönlichen Kontext diskutiert wurden; zuletzt nach Einschätzungen und Beurteilungen des Aufenthalts an sich sowie nach dessen Einordnung in einen weiteren biografisch-persönlichen Zusammenhang. Somit wurde der Alltag sowohl Inhalt als auch Ort der Forschung. Begleitend zu den Interviews arbeitete ich mit Stadtplänen, auf denen die Befragten ihre Aktivitätszentren und, in Anlehnung an die Psychogeografie der Situationstischen Internationale⁹⁴, Stadtgebiete entsprechend ihrer Atmosphären, Stimmungen und persönlicher Zuschreibungen einzeichnen sollten. Diese Methode erwies sich als sehr produktiv für meine Fragestellung, wirkte das Einzeichnen auf der Karte nicht nur gesprächsgenerierend, indem die Erzählung von einer konkreten bildlichen Repräsentation des täglichen Erfahrungshorizonts ausgehen und im Gespräch an diese geknüpft werden konnte – schließlich ist soziokulturelles Handeln auch immer räumliches Handeln –,⁹⁵ die Karte also als ein Medium der Erinnerung fungionierte, welches das bisherige zu verdichten und eventuelle Erinnerungslücken auszufüllen half,⁹⁶ sondern sie öffnete auch Raum zur Entfaltung einer eigenen Perspektive der AkteurInnen auf ihre Erfahrungen vor Ort, indem die Handlungsanweisung offen genug war, die Sichtweise nicht von Beginn an durch bestimmte Formulierungen einzuschränken oder gar Antworten in den Mund zu legen, sie durch den Verweis auf den Stadtplan aber einen konkreten Anhaltspunkt gab, die Frage oder das Thema sich nicht in Abstraktion verlor und damit auch erzählbar wurde. Der Stadtplan stellte somit einen spezifischen Modus der Repräsentation individueller Alltagserfahrung dar und ermöglichte so ein Gespräch über eben diese.

In den Interviews der zweiten und der letzten Runde zeigte sich, dass sich die Fokusverschiebung meiner Arbeit, weg vom Stadtraum und hin zum Alltag, als inhaltlich überaus fruchtbar und mein so aktualisierter Forschungsfokus mithilfe von Interviews auch als abbildbar erweisen sollte. Zwar hatte ich für die zweite Erhebung neben Interviews unter Verwendung von Stadtplänen auch Stadtspaziergänge geplant und meine InterviewpartnerInnen bereits um Termine für diese gebeten, doch sollte sich die Terminfindung z. T. nicht nur als kompliziert herausstellen, sondern schienen mir diese für die aktualisierte Forschungsfeld auch nur mehr wenig aussagekräftig zu sein, sodass ich

⁹⁴ Vgl. hierzu Debord 1955: Critique.

⁹⁵ Lehmann 2007: Erfahrung, 58 sowie Lehmann 2009: Wahrheitswert, 44.

⁹⁶ Eisch 2007: Interethnik, 155.

dieses Vorhaben nach zwei Spaziergängen auch nicht weiter verfolgte. Die gemeinsam geführten Interviews sollten sich ohnehin als aussagekräftig genug erweisen. Auch nach der zweiten Erhebung transkribierte ich die Interviews zeitnah, um eventuelle Leerstellen zu entdecken und nach einem Gegenlesen mit den Transkripten der ersten Interviews den Fragenkatalog für die letzte Erhebung zu erstellen.

Die gegen Ende erfolgende Konzentration auf Interviews zur Erhebung des Materials ermöglichte mir, die geführten Interviews nicht nur als *Form* der Erhebung zu betrachten, sondern sie auch zum *Inhalt* zu machen. So ergänzte ich während meiner letzten Erhebung mein Forschungsinteresse: Nicht nur waren die Lebenssituation der Studierenden und ihre Alltagsgestaltung vor Ort nun von Interesse, sondern auch ihr Erzählen über diese, ihre im Interview erfolgende Zusammenfassung und Ordnung ihrer Erlebnisse, Erfahrungen und den dahinter liegenden Motivation, Deutungen und Interpretationen in eine konsistente, persönlich sinnvolle Erzählung.

Während des gesamten Aufenthalts wurde von mir ein Forschungstagebuch geführt, um unsystematische Beobachtungen festzuhalten, informelle Gespräche notieren oder eigene Überlegungen aufzuschreiben zu können. Diese wurden ergänzt durch Literaturverweise und -zitate sowie methodische Reflexionen. Die Aufzeichnungen erfolgten ungeordnet und ohne Datum, sodass weniger von einem Forschungstagebuch als vielmehr von einem Forschungsalbum gesprochen werden kann: Bis zuletzt noch in Verwendung seiend hält es, wie auch ein Fotoalbum, verschiedenste Sequenzen der Forschung und des Feldes fest und verdeutlicht, gelesen als Ganzes, den Verlauf der Forschung.

Datenauswertung und Ergebnisdarstellung

Die Aufarbeitung sowie Systematisierung des erhobenen Materials konnte Mitte August abgeschlossen werden. Hierfür wurden die Transkripte einer ersten Kategorisierung unterzogen, wobei diese, um den bisherigen Forschungsfokus noch mehr zu schärfen, sowohl vertikal, d. h. die jeweiligen Interviews eines Interviewpartners bzw. einer Interviewpartnerin hintereinander, als auch horizontal, d. h. die Interviews einer Erhebungsrounde personenübergreifend nebeneinander gelesen wurden. Dies ermöglichte einerseits, die individuellen Erfahrungszusammenhänge, Handlungs- und Deutungsmuster, sprich die Eigenlogik der einzelnen Personen und damit die biografischen und persönlichen Verortungsprozesse in Kopenhagen nachvollziehbar werden zu lassen; andererseits war es so möglich, personenübergreifende Kategorien festzustellen und somit einen Forschungsfokus zu bilden, der sich nicht in den jeweiligen Einzelfällen verliert, sondern eine Vergleichbarkeit zwischen den InterviewpartnerInnen herstellt.⁹⁷ Die dabei gebildeten Kategorien stellten die Grundlage einer zweimonatigen Literaturrecherche und -lektüre dar. Daran anschließend wurde mit der Analyse der Interviews sowie des Kartenmaterials (Stadtpläne sowie Mental Maps) begonnen, die zuvor gebildeten Kategorien codiert und so die für die Beantwortung der Forschungsfrage zentralen Elemente der Interviews herausgearbeitet, wobei der Fokus auf einer dezidiert vertikalen Analyse sowie Darstellung der Personen lag.

Darauf folgend wurde mit dem Schreiben begonnen, wobei die tatsächliche Feinanalyse der Interviews sowie die Koppelung der von den Interviewten getroffenen Aussagen mit dem Kartenmaterial sowie mit einzelnen im Forschungstagebuch festgehaltenen Aspekten erst während

⁹⁷ Vgl. hierzu Schröder 2009: Erzählen, 64 ff.

des Schreibens selbst erfolgte. Dies ermöglichte, den Text entlang der Interviewsituation und prozessorientiert zu schreiben, d. h., anstatt zuvor kategorisierte und damit abstrahierte Elemente lediglich hintereinander aufzureihen, durch den Textverlauf auch den Verlauf des Interviews und damit die Erzähllogik der Interviewten abzubilden und somit diese selbst der Analyse zu öffnen. Selbstverständlich wurden dabei, wo sinnvoll, Querbezüge zwischen verschiedenen Interviewmomenten hergestellt, doch folgt die Analyse zu großen Teilen der Eigenlogik der Erzählung. Dabei wurde bewusst auf laufende Querverweise zu anderen InterviewpartnerInnen verzichtet, um ein Verstehen der jeweiligen Eigenlogik aus sich selbst heraus und nicht in Abgrenzung oder im Vergleich zu anderen zu ermöglichen. Doch trotz des Versuchs, die einzelnen Verortungsprozesse so umfangreich und plausibel wie möglich darzustellen, bleibt zu beachten, dass die Gestaltung des Textes auch immer einer bewussten Auswahl bedarf, nicht nur, um sich nicht in den zahlreichen Details eines jeden Einzelfalls zu verlieren, sondern auch, um die für die Fragestellung als bedeutsam erachteten Aspekte und Situationen auch dementsprechend herausstreichen zu können. Schreiben stellt hierbei eine bewusste Reduktion der Komplexität des Materials zugunsten einer einheitlichen, konsistenten Erzählung dar. Das Schreiben dieser Arbeit bedeutete ein permanentes Austarieren der beiden Aspekte Eigenlogik des Feldes und der Interviewten und Eigenlogik meiner Forschungserzählung – denn so wie die Einzelfälle ohne eine plausible Zusammenfassung unverständlich blieben, so würde eine von der Logik des Interviews entkoppelte Zusammenfassung den Inhalt der Interviews verzerren.

Von Beginn an spielte auch die Atmosphäre des Forschungsfelds eine wesentliche Rolle, nicht nur für die Analyse, sondern für die gesamte Forschung an sich. War die Teilhabe an dieser während der Datenerhebung durch die leibliche Anwesenheit im Feld gegeben, so wurde während der Analyse immer wieder auf verschiedene Medien zurückgegriffen, um trotz Abwesenheit die lokale Atmosphäre behalten und so auch die Analyse mehr oder weniger im „Feldkontext“ und nicht in einem vollkommen diesem differenten durchführen zu können. Die feldspezifische Gestimmtheit der Analysesituation ermöglichte meiner Ansicht nach ein besseres Verständnis der jeweiligen Erzählungen, ihrer Hintergründe und ihres Zwecks, konnte so nicht nur ein erneutes Erleben des Felds erreicht, sondern auch die Stimmung der Interviewsituation selbst und somit eventuell Vergessenes, da nicht notiertes oder auch notierbares, in Erinnerung gerufen werden. So wurde während der ersten Analyse grundsätzlich das jeweilige Interview im Hintergrund laufen gelassen, bei Beschreibungen von Orten oder Veranstaltungen Fotografien aufgerufen und oft dänische Musik gehört. Denn Ziel des vorliegenden Textes war und ist nicht nur, die Forschungsfrage durch eine reine Analyse des erhobenen Materials beantworten zu können, sondern, im Sinne eines Bilderbuchs in Worten⁹⁸, um Franz Hessel zu zitieren, (Erhebungs-)Situationen vorstellbar werden zu lassen und dabei die Atmosphäre des Forschungsfeldes einzufangen, um so einen umfassenden Eindruck vom Feld vermitteln und die getroffenen Aussagen so auch nachvollziehbarer und somit plausibler gestalten zu können. Neben der dichten Beschreibung der Erhebungssituation, welche „in der Sprache, in der Arbeit am einzelnen Wort, nach dem Ausdruck größtmöglicher Nähe“⁹⁹ sucht, sowie der allgemeinen Lebenssituation der Befragten zum Zeitpunkt des Interviews wurde auch über die Darstellung der Interviews in vom Fließtext abgehobenen, schwarz unterlegten Dialogausschnitten

⁹⁸ Hessel 1929: Spazieren.

⁹⁹ Breithauer 1999: Nachtstadt, 35, zit. nach Schwanhäußer 2010: Kosmonauten, 37.

versucht, beim Leser oder der Leserin ein Gefühl für die Interviewsituation sowie für die Lebenswelt der InterviewpartnerInnen zu schaffen und die getroffenen Aussagen, sowohl im Interview als auch in der Analyse, plausibler erscheinen zu lassen. Auf Fotografien oder dgl. wurde entsprechend Hessels Zitat zwar verzichtet, in Fußnoten jedoch weiterführende Informationen für bestimmte Veranstaltungen und Orte angegeben.

Da es sich bei der hier vorliegenden Arbeit um nur eine mögliche Erzählung unter vielen, eine mögliche Perspektive von vielen handelt, wurde auch im Text versucht, diese Relativität durch entsprechende Wortwahl auch deutlich zu machen. Auch wird durch die gewählte Darstellungsform der Interviews deutlich, dass es sich bei den von mir ausgewählten, dargestellten und analysierten Aspekten nur um Ausschnitte handelt – jedes Interview, sogar jeder Interviewausschnitt verweist auf wesentlich mehr und ermöglicht eine umfangreichere und mehr ins Detail gehende Analyse als sie mir im Rahmen dieser Arbeit jemals möglich wäre umzusetzen und darzustellen.

IV. Fallstudien

Jonas

Wer auf Erasmus geht, hat die Möglichkeit, einen vorbereitenden Sprachkurs an der Partneruniversität zu besuchen.¹⁰⁰ Die Kurse dauern in der Regel drei Wochen und beginnen ca. einen Monat vor dem offiziellen Semesterstart, der im Falle der Kopenhagens Universitet¹⁰¹ für das Wintersemester im September und für das Sommersemester im Februar ist. An der KU werden sie vom „Department for Nordic Studies and Linguistics“ angeboten und stehen allen internationalen Studierenden jederzeit offen, d. h. sie können auch noch nach einem Semester an der KU besucht werden. In unserem Falle begannen die „Pre-Semester Danish Language Courses“¹⁰² am Montag, den 6. Januar 2014. Früh um 9.00 Uhr hatte sich jede und jeder Studierende, die und der sich im Vorfeld für einen Kurs – es werden fünf verschiedene Sprachlevel angeboten – registriert hatte, in einem Hörsaal in Gebäude 23 von KUA¹⁰³ mit 350 DK für die notwendigen Arbeitsmaterialien einzufinden. Nach einem kurzen Willkommen an der KU, dem ersten unter vielen, wurden alle in mehrere Gruppen zu je ca. zehn Personen einer bzw. einem Sprachlehrenden zugeteilt. Aufgrund von zu der Zeit knappen Raumkapazitäten der Universität konnten nur zwei Gruppen in KUA unterrichtet werden; die anderen mussten für die gesamte Zeit des Sprachkurses in ein Gebäude in Nähe des City Campus wechseln – Jonas und ich waren in einer der Gruppen, beide auf A1-Sprachlevel, welche in KUA blieben. Unser Sprachkurs bestand aus neun Studierenden: Zwei US-AmerikanerInnen, ein Schotte, eine Schweizerin, ein Bulgar, eine Finnin und drei Deutsche, wobei insgesamt drei Studierende schon seit dem Wintersemester in Kopenhagen wohnten. Alle anderen, darunter auch Jonas, waren erst wenige Tage zuvor in der Stadt angekommen. Der Sprachkurs bot uns somit neben dem Wohnheim oder der WG eine der ersten Möglichkeiten, am neuen Ort mit anderen in Kontakt zu treten, sowohl während der Unterrichtseinheiten als auch durch das von der Universität angebotene „cultural activities program“ an fast jedem Nachmittag, bestehend aus Exkursionen, Besichtigungen und dgl.¹⁰⁴ Durch die Regelmäßigkeit sowie die relative Isoliertheit unseres Kurses etablierte sich in den darauf folgenden Tagen rasch eine stabile Gruppe, welche nicht nur die Pausen miteinander verbrachte, sondern bereits am zweiten Abend über den Kurs hinaus auch etwas miteinander unternahm, wobei sich einige von uns mehr, einige weniger in die Gruppe integrierten, je nach den individuellen Kontaktmöglichkeiten über den Sprachkurs hinaus. Unsere gemeinsamen Aktivitäten bestanden im regelmäßigen Weggehen, WG-Partys, Filme schauen, Eislaufen gehen oder Stadtführungen besuchen. Da ich allein nach Kopenhagen

¹⁰⁰ Es gibt abhängig von der Universität auch die Möglichkeit, während des Semesters Sprachkurse zu besuchen. Zentral für die vorbereitenden Sprachkurse ist aber, dass die Studierenden während dieser Zeit auch schon ein Erasmus-Stipendium beziehen können.

¹⁰¹ Im Folgenden „KU“ genannt.

¹⁰² Vgl. weiterführend [http://inss.ku.dk/english/education/danish_courses/courses/pre_semester/] (3. Februar 2015).

¹⁰³ Københavns Universitet Amager. Der Campus-Plan ist abrufbar unter: [http://hum.ku.dk/kalender/kort_2013/KUA-kort_190913.jpg] (3. Februar 2015).

¹⁰⁴ Vgl. hierzu das Angebot aus dem Jahr 2015: [http://inss.ku.dk/english/education/danish_courses/courses/pre_semester/cultural_activities/Cultural_Activities_Program_Jan15.pdf] (3. Februar 2015).

gekommen war und zu dieser Zeit auch noch allein wohnte, war für mich der Sprachkurs die einzige Bezugsgruppe in Kopenhagen – in dieser eineN InterviewpartnerIn zu suchen lag also auf der Hand. Zwar gab es noch andere deutschsprachige StudentInnen in unserem Kurs, doch entschied ich mich nach ca. einer Woche für Jonas als Interviewpartner: Zunächst verfügte Jonas aufgrund seines Studiums über genügend Distanz zum Forschungsfeld und den Methoden der Europäischen Ethnologie, sodass ein übermäßiges Theoretisieren der eigenen Erfahrungen seinerseits sowie ein Dechiffrieren meines Vorgehens und meiner Fragen durch ihn nicht zu erwarten war. Weiterhin konnte ich in Gesprächen nicht nur in Erfahrung bringen, dass er erst Anfang Januar nach Kopenhagen gekommen war und auch nur für ein Semester bleiben würde, sondern auch, dass wir nach dem Sprachkurs eine gemeinsame Vorlesungen haben sollten und somit ein regelmäßiger Kontakt und damit auch ein Zugang zu ihm als Forschungsteilnehmer über das gesamte Semester hinweg sichergestellt war. Auch hatte ich Jonas im Sprachkurs bereits als sehr gesprächig und umgänglich erlebt – ideale Voraussetzungen für eine zeitlich und persönlich anspruchsvolle Studie. Meine Frage nach der Bereitschaft, mir bei meiner Masterarbeit zu helfen, wurde von Jonas ohne Zögern freundlich mit einem Ja beantwortet – wohl nicht nur aufgrund studentischer Solidarität, sondern auch auf Basis der über den Sprachkurs etablierten Sympathien.

Zur Person

Jonas ist 26 Jahre alt und studiert an der Universität Bielefeld Wirtschaftswissenschaften im Master. Nachdem er die ersten beiden Semester zwischen Bielefeld und seinem ca. 30 km entfernten Wohnort (bei den Eltern) täglich pendelt ist, wohnt er seit dem dritten Semester allein in einer

Lennert: Okay. Und dann dein Studienort zuhaus': Welche Bedeutung hat der für dich?

Jonas: Also ich würd' sagen es ist der Ort, also Bielefeld ist halt nicht zu groß, hat so 320.000 Einwohner, hat 'ne gute Studentenszene, ist auch nicht so versnobt wie in Münster oder sonst irgendwo, dass die Studenten denken, sie sind die geilsten, das ist halt relativ angenehm. Und was für mich das ganz besonders ausmacht in Bielefeld ist halt die Fachschaft, ich weiß nicht ob du das kennst in Österreich was das ist? Ist halt 'ne Studentenvertretung. Wir sind halt nicht gewählt, jeder kann da mitmachen und das ist wie ein richtiger Freundeskreis.

Lennert: Okay.

Jonas: Also wir machen immer was, wir treffen uns dann einmal in der Woche zur Sitzung und machen dann Abends immer was zusammen, kochen zusammen, gehen aus, gehen in Bars, machen Veranstaltungen, organisieren, wir organisieren Partys und so, und das ist wie 'ne kleine zweite Familie oder Freundeskreis und deswegen macht mich das fröhlich und es ist unglaublich angenehm da zu studieren. Und deshalb hab' ich nach dem Bachelor auch nicht gewechselt, das war ein Hauptgrund dafür. Der erste Grund war, dass der Master halt perfekt gepasst hat auf den Bachelor, und der zweite Grund war diese, die Fachschaft. Dass ich das nicht verlieren wollte.

1,5-Zimmer-Wohnung mit Küche und Bad in Bielefeld. Zwar pendelt er noch mindestens zweimal im Monat zu seinen Eltern und bleibt dort auch für ein oder zwei Tage, doch ist Bielefeld mittlerweile Jonas Lebensmittelpunkt. Diesen definiert er im Interview weniger über das Studium als vermeintlich zentralen Lebensabschnitt, auch wenn er sich zuvor als besonders fleißigen und strebsamen Studenten entwirft, als vielmehr über die mit dem Studium verbundenen Möglichkeiten zu organisatorischen bzw. administrativen Arbeiten im Rahmen der Fachschaft. Es fällt auf, dass Jonas hier die soziale Komponente, d. h. das Miteinander in der Fachschaftsarbeit, und weniger die Ziele dieser Tätigkeiten in den Vordergrund stellt. Die Identifikation mit und über die Gruppe ist für ihn in diesem Moment von solch großer Bedeutung, dass er von einer zweiten Familie spricht. Diese (und damit

Lennert: Und ist das Studium an deinem Studienort jetzt dein Lebensmittelpunkt oder ist das nur so 'ne, ja, Art Intermezzo, bevor dein richtiges Leben anfängt?

Jonas: Also im Moment ist es auf jeden Fall mein Lebensmittelpunkt. Ob ich dann danach wirklich in Bielefeld ein Job kriege, der zu meinem Studium passt, das weiß ich natürlich nicht. Und deshalb mal sehen. Aber die nächsten ein anderthalb Jahre wird das auf jeden Fall noch mein Lebensmittelpunkt bleiben.

Lennert: Okay. Und würdest du das als dein Zuhause beschreiben?

Jonas: Ja! Ja. Bielefeld ist auf jeden Fall mein Zuhause. Einfach, ich hab' da alles was ich brauche. Meine Familie ist nicht zu weit weg, das ist klar, aber meine Freunde sind halt da, das ist mein Lebensmittelpunkt muss man sagen, doch.

auch Jonas selbst) zeichnet sich nicht etwa durch Auserleseneheit, Snobismus und Exklusivität aus, sondern durch Bodenständigkeit, Geselligkeit und Umkompliziertheit: Jeder und jede kann Teil der großen Fachschaftsfamilie werden. Jonas verortet sich damit in Bielefeld primär über die sozialen Beziehungen, die er im Rahmen der Fachschaft eingeht. Andere Netzwerke bestehen entweder nicht oder sind für ihn von solch geringer Signifikanz, dass sie in der Beschreibung seines Zuhauses in Bielfeld nicht genannt werden. Insgesamt lässt sich feststellen, dass Jonas

bereits vor dem Aufenthalt in Kopenhagen innerhalb eines multilokalen Ortsnetzwerks verortet, dessen Zentrum jedoch Bielefeld ist. Bestimmend für die Zugehörigkeit zu diesem sowie für die subjektive Qualität der einzelnen Orte sind primär die jeweiligen AkteurlInnen, mit denen Jonas in Beziehung steht. Da die Orte mit lebensgeschichtlichen Abschnitten gekoppelt sind, besteht für Jonas auch in Bezug auf sein Leben eine Mehrfachverortung, welche zwar durch klare biografische Differenzierungen geprägt ist – so bezeichnet er Bielefeld als momentanen Lebensmittelpunkt, den Wohnort seiner Eltern als Ort, wo er aufgewachsen ist –, aber aufgrund der räumlichen und biografischen Nähe der Orte die Erfahrung biografischer Kontinuität ermöglicht. So gab es für Jonas dank sozialer und lokaler Alltagskontinuitäten bis heute nie einen fundamentalen Bruch zwischen den verschiedenen Lebensabschnitten: Einerseits hat er bis auf mehrwöchige Urlaubsreisen keine Erfahrungen des Ortswechsels gemacht; andererseits wurden mögliche durch studienbeginnbedingte Diskontinuitäten hervorgerufene Irritationen in seinem bisherigen Leben durch die Kontinuität seiner Wohnsituation verringert; der regelmäßige Besuch seiner Eltern sowie bspw. das gemeinsame Feiern mit Freunden aus seinem Elternort und aus Bielefeld ermöglicht ihm, im Alltag eine Verbindung der verschiedenen „Lebensphären“, wie Jonas sie nennt, aufrecht zu erhalten und sich über beide Orte zugleich zu verorten. Dies wird deutlich, indem er sowohl Bielefeld als auch den Wohnort seiner Eltern mit „Zuhause“ bezeichnet. Die Möglichkeit zur Kontinuität des eigenen Lebens(-entwurfs) als Grundlage der Verortung in der Welt verdichtet Jonas im folgenden Bild: „Ich muss ganz ehrlich sagen, in Bielefeld [...] ist es eher so, da hat man seine Stammkneipen und da bleibt man dann und sitzt dann an der Theke und dann ist das in Ordnung (lacht). [...] Nichts neues (lacht).“ So bietet sich in Bielefeld für Jonas nicht nur die Möglichkeit, einen geregelten Alltag zu erleben und sich auch selbst entsprechend seines Selbstbildes als bodenständig und gesellig im Alltag zu erfahren; die „sichere Erwartbarkeit“ seines Lebens in Bielefeld ermöglichen Handlungs- und damit Seinsgewissheit.¹⁰⁵

Es kann zusammenfassend festgehalten werden, dass Jonas Ortsnetzwerk ihm ermöglicht, über die Fachschaftsarbeit und das Studium einen soziales Bezugssystem herzustellen und sich als aktiv handelnd im Alltag zu erfahren, Sozialbezüge aufrechtzuerhalten und seinen biografischen und

¹⁰⁵ Vgl. Rolshoven 2007a: Multilokalität, 162.

persönlichen Selbstentwurf umsetzen zu können.

Der Beginn

Das erste Interview mit Jonas wurde am Nachmittag des 29. Januars geführt, Jonas war also schon etwas mehr als drei Wochen in der Stadt. Der Sprachkurs war den Freitag zuvor geendet, bis auf die mündliche und schriftliche Prüfung am Dienstag und Mittwoch hatte er die Woche über frei. Das Semester und damit auch die offiziellen Begrüßungs-, Willkommens- und Kennenlernveranstaltungen für internationale Studierenden sollten jedoch erst die darauffolgende Woche beginnen. Jonas wählte als Ort für das Interview das „Studenterhuset“, welches sich wohl am besten als ein zweites Wohnzimmer charakterisieren lässt: Untertags primär als Ort zum Lernen und Studieren, aber auch zum gemütlichen Beisammensein, Lesen oder einfach zum Kaffee trinken gehen genutzt, finden abends diverse Veranstaltungen wie Pub-Quizzes, Swing-Tanzkurse oder auch studentische Flohmärkten statt.¹⁰⁶ Durch die zentrale Lage in Kopenhagens Altstadt, gelegen direkt in der Fußgängerzone der Købmagergade neben dem Rundetårn, ist das Studenterhuset gut von überall zu erreichen und dementsprechend zu jeder Zeit stark frequentiert. Da es eine der ersten Adressen für Studierende in Kopenhagen ist, dient es auch vielen neuen StudentInnen als Ort des Zusammenkommens und Kennenlernens; viele Veranstaltungen sind bewusst auf internationale StudentInnen und StudienbeginnerInnen ausgelegt. So waren auch Jonas und ich in den ersten drei Wochen oft zu Besuch im Studenterhuset – bereits nach kurzer Zeit bot es einen Raum sicherer Erwartbarkeit in der Stadt. Die Konzentration vieler Aktivitäten auf das Studenterhuset führte auch zu einem noch sehr eingeschränkten Stadtwissen, sodass wir uns wohl auch aus Mangel an möglichen

Lennert: Warum bist du auf Erasmus gegangen? Was war deine Motivation?

Jonas: Ich wollt' schon immer mal ins Ausland, weil in der Schule bin ich nicht ins Ausland gegangen für ein Jahr oder halbes Jahr oder so. Und ja, eigentlich sind dann ziemlich viele Freunde von mir bisher, also vor dem Studium, schon ins Ausland gegangen, dann aber eher nach Lissabon, und da hatt' ich eher nicht so Bock drauf, weil im Moment ist es halt so, dass du in Lissabon für die Kurse extra bezahlen musst. Und deshalb wollt ich halt nach Kopenhagen, weil ich denke, das ist doch 'ne ganz gute Stadt und ja, Erfahrung sammeln halt. [...]

Lennert: Und was erwartest du dir von Kopenhagen, von deiner Zeit hier?

Jonas: Ja halt Leute aus andern Ländern kennen lernen, Erfahrungen sammeln, in einer anderen Stadt leben halt. In einem anderen Land leben einfach ist schon was anderes als wirklich in Deutschland, die andere Kultur kennenlernen und dann natürlich Sprachkenntnisse verbessern. Jetzt das Dänisch, dass das nicht so klappt nach diesen drei Wochen Sprachkurs ist klar. Man versteht mich immer noch nicht, auch wenn ich was bestelle und ja, aber dann das Englische dann auch aufbessern.

Alternativen dort trafen. Den Blick durch die bodentiefen Fenster auf das leicht schneebedachte Treiben in der Altstadt gerichtet, führten Jonas und ich in gemütlicher Atmosphäre mit Kaffee in der Hand unser erstes Interview.

Gleich zu Beginn des Interviews erzählt Jonas von seiner Motivation, ins Ausland zu gehen. Dabei bleibt er zunächst ganz allgemein und verweist lediglich auf einen unbestimmten Wunsch, generell einmal ins Ausland zu gehen. Dass in seinem sozialen Umfeld ein Auslandsaufenthalt nicht nur als legitim betrachtet wird, sondern auch eine von vielen, mit Ausnahme von Jonas, geteilte Wirklichkeit ist, lässt nicht nur auf ein biografische, sondern auch ein soziale Leerstelle schließen, die nun durch den Aufenthalt in Kopenhagen ausgefüllt werden soll. Da die Tatsache, ins Ausland

¹⁰⁶ Vgl. [<http://studenterhuset.com>] (24. November 2014).

zu gehen, an sich nicht thematisiert wird, gar durch ein „schon immer“ dem Bereich der Notwendigkeit einer bewussten Auseinandersetzung entzogen wird, stellt Mobilität für Jonas eine biografische Selbstverständlichkeit dar, welche keiner weiteren Erklärung bedarf. Die Allgemeinheit seiner Ausführungen setzt sich auch in seinen Erwartungen an seine Zeit in Kopenhagen fort, die zwar scheinbar konkret sind, aber sehr auf kollektiv geteilte Stereotypen verweisen: Leute aus anderen Ländern und Kulturen kennenlernen, die eigenen Sprachfertigkeiten erweitern etc. Er verallgemeinert sogar soweit, dass er immer wieder nur vom Erfahrungen sammeln spricht. Da er bisher noch nicht im Ausland war und ihm somit keine eigenen Erfahrungen zur Verfügung stehen, auf deren Grundlage er seine Erwartungen an die Zukunft formulieren kann, kann Jonas in der Erzählung nur auf allgemeingültig Motive zurückgreifen. Auf der anderen Seite hat er konkrete Vorstellungen von seiner Zeit in Kopenhagen, die weniger als konkrete Erwartungen an die Situation des Auslandsaufenthaltes gestellt werden, sondern als Beschreibung seines biografischen Selbstverständnisses funktionieren. So ist seine momentane Lebenssituation deutlich über das Studium bestimmt. Die Zeit in Kopenhagen ist zu Beginn jedoch nicht vollwertiger Teil dessen, sondern dient als „Add-on“, als Zusatz zu seinem eigentlichen Leben, aber auch als zeitweiliger Ausbruch aus diesem – der Zusatz-Charakter eröffnet Freiheiten für Jonas, die er in den Zwängen seines eigentlichen Lebens nicht hat. Er verdeutlicht das anhand seines Studiums: So muss er in Kopenhagen nicht zwingend viele Prüfungen entsprechend eines vorgefertigten Studienplanes und diese mit guten Noten bestehen, sondern kann die Veranstaltungen besuchen, die ihn interessieren. Auch in Jonas' Ausführungen zu seiner weiteren Lebensplanung wird deutlich, dass Jonas zwischen

Lennert: Und wie würdest du deine Lebenssituation hier beschreiben? Was ist das für dich?

Jonas: Eigentlich kommt's mir hier nicht so drauf an, unbedingt ziemlich viele Credits zu sammeln und gute Noten zu schreiben, weil ich brauch' die Punkte hier nicht zwingend für mein Studium. Ich kann halt irgendwie meine eigenen Erfahrungen sammeln und da eher machen was ich will und bin nicht so eingezwängt in das Studienmodell. Dass ich unbedingt diese Prüfung bestehen muss oder mit der Note bestehen muss, das ist halt nicht so. Ich kann eher ein bisschen freier entscheiden, was ich hier mit der Zeit anfangen will. Und das find' ich halt gut und das hab' ich auch erst zu diesem Zeitpunkt gemacht, wo ich ein Großteil des Studiums schon fertig hatte. [...] Das ist so ein Add-on hier praktisch. [...] Eine Zwischenstation vielleicht auch woanders hin. Vielleicht wenn ich Masterarbeit geschrieben hab', dann halt erst mal wieder klar zurück nach Bielefeld, aber dann vielleicht noch mal ins Ausland. Aber das weiß ich noch nicht. Also bevor dass dann mit dem Job richtig anfängt, dann vielleicht mal noch weiter weg, vielleicht mal nach Australien oder so.

Lennert: Und was würdest du da machen wollen?

Jonas: Das weiß ich noch nicht. Das ist so 'ne fixe Idee, dann noch mal ein bisschen weiter weg, keine Ahnung, einfach noch mal so bevor es richtig losgeht mit dem Leben, mit dem Erwachsen-Sein.

dem Ausland als Add-on zu seinem Leben und z. Z. Bielefeld als seinem richtigen Leben differenziert. Auch hier äußert er einen nicht näher definierten Wunsch, einen Teil seines Lebens im Ausland zu verbringen, wobei dieser nicht den Haupterzählungsstrang seines Lebens bildet, sondern vielmehr ein Nebenschauplatz ist. Wie bereits Kopenhagen für Jonas eine Zwischenstation in seinem Lebensentwurf darstellt, so werden auch mögliche weitere Auslandsaufenthalte als Zwischenstopp auf dem Weg zu seinem nächsten Lebensabschnitt gewertet. Auch zeigt sich erneut, dass Jonas aufgrund fehlender Erfahrungen, aber wohl auch aufgrund fehlender persönlicher Auseinandersetzung, erkennbar an dem Fehlen konkreter Vorhaben und Erwartungen, auf kollektiv geteilte Auslandsaufenthaltsbilder – Australien als typischer Ort für Backpacker oder Work &

Travel – zurückgreift. Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass der Aufenthalt in Kopenhagen zu Beginn desselben nicht einer biografischen Verortung im Sinne einer unbedingten lebensgeschichtlichen Kontinuität dient, sondern vielmehr aus einer für Jonas im Interview unbestimmbaren biografischen Konvention heraus erfolgt, welche jedoch wesentlicher Teil seines Selbstverständnisses ist, sodass der Aufenthalt in einer fremden Stadt durchaus zur Selbstvergewisserung Jonas' dient, in dem die Erwartung an sich selbst, mindestens einmal im Ausland gelebt zu haben, erfüllt wird.

Angekommen in Kopenhagen ist Jonas bereits drei Tage vor dem Sprachkurs, welche durch das Einrichten am neuen Ort bestimmt waren. Nach seiner Ankunft am Bahnhof musste er zunächst in Frederiksberg die Schlüssel zu seiner in einem Studentenheim in Nørrebro, dem Bispebjerg Kollegiet, gelegenen Wohnung¹⁰⁷ abholen, dann dieselbe beziehen, seine Sachen auspacken und Einkaufen gehen. Bei dieser Gelegenheit hat sich Jonas auch die nahe Umgebung des Studentenheims angeschaut sowie mit einigen anderen Studierenden im Wohnheim gesprochen;

Lennert: Und so die Tage danach? Weil es war ja das Wochenende.

Jonas: Dann am Montag ging's auch mit dem Sprachkurs los. Dann haben wir direkt auch am Montag was gemacht, 'nen Kaffee trinken gegangen und dann abends auch noch am Dienstag glaub' ich waren wir ja dann weg und ja, da ging's dann halt los ein bisschen mit Leute kennenlernen und Stadt kennenlernen. Also das war dann schon ganz in Ordnung. Aber an dem ersten Wochenende hab' ich halt noch nicht soviel von der Stadt gesehen.

Lennert: Also wirklich nur die Umgebung?

Jonas: Genau.

Lennert: Und jetzt die die drei Wochen: Wie hat sich das entwickelt? Wann warst du zum ersten Mal zum Beispiel in der Innenstadt oder wie auch immer?

Jonas: Ja direkt dann am Montag war ich dann in der Innenstadt und am Dienstag dann drauf und hab' ein bisschen gesehen aber wie gesagt, zuviel leider noch nicht von der Stadt. Klar hat man die Hauptattraktionen hier in der Nähe der Hauptstraße schon gesehen, aber so ein bisschen weiter weg würd' mich schon interessieren wie es sonst so hier ausschaut. Und es war auch diesen einen Tag, ich glaub' das war der Mittwoch, dass wir komplett in die falsche Richtung gegangen sind und uns da verlaufen haben in der Stadt. Haben wir nicht viel gesehen, wir haben genau das nicht gesehen, was wir sehen wollten, wo wir hinwollten. [...]

Lennert: Und wie du sagst, in diesem „Szeneviertel“, hast du da schon irgendwas mitgekriegt?

Jonas: Nicht so wirklich, weil immer wenn wir weg waren mit den Leuten vom Sprachkurs, waren wir ja immer mehr hier in der Innenstadt unterwegs. Und noch nicht so weit dahin.

die Erkundungen des Umfelds waren auf das Dreieck zwischen seinem Wohnhaus, der Nørrebro St. und der Nørrebrogade, wobei er sich primär an die großen Hauptstraßen hielt, die Gespräche im Wohnheim auf ein paar Banalitäten und grundlegende Aspekte des Wohnheims beschränkt. Andere Dinge hat er in den drei Tagen nicht unternommen: „[S]onst hab ich halt eher versucht klarzukommen, dass ich jetzt in Kopenhagen bin und ja, insofern so viel gemacht hab ich dann am ersten Wochenende noch nicht, weil ich kannte halt keinen.“ Der Bruch mit dem vertrauten Alltag in Bielefeld wird durch das Fehlen der für Jonas wichtigen Verortungsebene sozialer Kontakte von ihm sehr deutlich wahrgenommen; das Fehlen dieser zu Beginn des Aufenthalts schränkt seinen Aktionsradius deutlich ein. Mit dem Beginn des Sprachkurses änderte sich das jedoch – er sollte zum bestimmenden Faktor der ersten drei Wochen werden, da er Jonas Alltag sowohl auf zeitlicher, sozialer und räumlicher Ebene organisierte. Zunächst einmal verlieh er den Tagen Jonas' (und aller anderer TeilnehmerInnen) eine grundlegende zeitliche Struktur und

¹⁰⁷ Vgl. hierzu [http://housingfoundation.ku.dk/housing_options/halls-of-residence/bispebjerg_kollegiet/] (17. Februar 2015).

etablierte allein durch seine Dauer und Regelmäßigkeit einen geordneten Alltag am neuen Ort, sodass die einer Verortung an einem neuen Ort entgegengesetzte Beliebigkeit der ersten Tage auch auf diese beschränkt blieb. Auch etablierte der Sprachkurs eine grundlegende stadträumliche Ordnung zwischen Jonas Wohnheim bei Bispebjerg in Nørrebro und dem Sprachkurs bei Islands Brygge auf Amager. Zuletzt eröffnete der Sprachkurs ein soziales Beziehungsnetzwerk, dessen Teil Jonas ohne viel Aufwand werden konnte. Diese drei Ebenen stellen somit die Grundlage für Jonas Verortung in Kopenhagen dar, wobei vor allem die soziale Komponente von andauernder Bedeutung bleiben wird. So fährt Jonas in seinen Erläuterungen zu den ersten Tagen in Kopenhagen vor allem mit Erzählungen zu Gruppenaktivitäten über den Sprachkurs hinaus fort, wobei er in seinen Beschreibungen zunächst noch sehr allgemein bleibt. Dies dürfte jedoch auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass ich oft Teil dieser Gruppe war und es daher aufgrund geteilter Selbstverständlichkeiten für ihn keiner weiteren Ausführung bedarf – schließlich war ich ja auch dabei.¹⁰⁸ Andere Ebenen des Vertraut-Werdens mit der neuen Umgebung werden von ihm aus nicht thematisiert. Erst auf konkrete Nachfragen erzählt er bspw. von Alltagsbesorgungen oder Stadterkundungen, wenn auch nur in sehr reduzierter Form. Auffällig ist auch, dass diese in den

Lennert: Und jetzt nach den ersten drei Wochen: Was würdest du mir empfehlen, wenn ich jetzt neu nach Kopenhagen kommen würde, was ich mir anschauen sollte? Gibt's da schon was?

Jonas: Was du dir speziell anschauen solltest kann ich ja selbst noch nicht sagen, weil ich ja selbst noch nicht soviel gesehen hab' von der Stadt. Was ich auf jeden Fall jetzt noch vorhab' ist das ein bisschen auf eigene Faust hier erkunden. Weil einfach mal überall hinmarschieren, weil man kann sich hier eigentlich nicht verlaufen. Man kommt dann immer irgendwie da zu dieser Haupteinkaufsstraße zurück in der Innenstadt.
[...]

Lennert: Jetzt schon mal nach den ersten drei Wochen: Wie ist es für dich bisher hier zu sein?

Jonas: Also ich find's halt doch sehr gut. Also der Sprachkurs hat dann irgendwie doch Spaß gemacht, weil halt keiner irgendwas konnte und das war ziemlich witzig eigentlich. Wir haben ja auch einiges schon gemacht, so abends und so. Das lässt sich bestimmt noch ausdehnen, wenn man dann vielleicht mal ein bisschen mehr kennt, vielleicht außerhalb dieses Ladens mal ein paar andere nette Gegenden kennt oder Kneipen oder Bars wo man mal hingehen kann. Jetzt bin ich halt mal gespannt wie das richtige Studium ist hier. Ich glaub das wird nicht so relativ entspannend wie der Sprachkurs. Sonst bin ich vollkommen zufrieden bisher mit dem Dasein. Und ich hab' nette Leute kennen gelernt. Ich glaub', dass man jetzt noch über die ganzen Monate noch mit denen in Kontakt bleibt und ja. Ist also ein guter Start gewesen erstmal.

Erzählungen nie von ihm allein durchgeführt werden, sondern immer durch die Gruppe vermittelt sind. Dies hat zur Folge, dass Jonas zunächst die Innenstadt am besten kennenlernennt, da sich dort die entsprechenden Etablissements für AustauschstudentInnen befinden. Dabei handelt es sich um spezifisch auf (Austausch-)StudentInnen ausgerichtete Bars, welche nicht nur zu Semesterbeginn mit freiem Eintritt, billigem Bier und indifferenter Musik um Aufmerksamkeit buhlen. Da Jonas' Bezugsgruppe bereits sehr früh räumliche Routinen aufgebaut hat, durch ein hohes Maß an Selbstbezogenheit kaum Einflüsse von außen, die mir diesen Routinen brechen könnten, erhält und eigenständige Formen der Stadtaneignung wie Stadtführungen oder die alltägliche Mobilität in der Stadt bei ihm sowohl kaum gegeben sind als auch als wenig bedeutsam erlebt werden, weiß er über andere Gegenden Kopenhagens im ersten Interview noch nichts zu erzählen. Durch die konkrete Nachfrage im Interview wird dies

¹⁰⁸ Weitere Unternehmungen waren u. a. Stadtführungen, Besuch eines Swing-Tanz-Abends, Bar-Besuche etc.

von Jonas als Makel begriffen¹⁰⁹ und er versucht die Situation durch einen Verweis auf Zukünftiges aufzulösen. Mit dem Verweis auf bisherige Erfahrungen versucht Jonas, die zuvor erlittene Infragestellung seiner urbanen Kennerschaft auszugleichen. Da sich diese Erzählung deutlich von seiner an anderen Stellen erkennbaren Verortung über seine peer-group abhebt – auf eigene Faust etwas erkunden – und ihr zuwiderläuft, handelt es sich hier deutlich um eine Strategie Jonas', um sich nicht nur als Kopenhagen-erfahren zu entwerfen, sondern seine bisherigen als auch zukünftigen Stadterkundungen durch den Verweis auf seine Eigenständigkeit und Unabhängigkeit besonderen Wert zu verleihen und seine Erzählungen und sich selbst zu legitimieren.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich Jonas mit Beginn seines Aufenthaltes innerhalb einer auf Grundlage des Sprachkurses generierten Community internationaler Studierender zu verorten beginnt, welche sich aufgrund enger Wechselbeziehungen zu einer kompakten, homogen Gruppe entwickelte und spezifische Raumbezüge innerhalb der Stadt aufweist. Die Gruppe ermöglicht ihm, sich entsprechend seines Selbstentwurfs zu erleben und erste Bezüge zum Wohnumfeld Kopenhagen herzustellen, auch wenn diese zunächst nur auf die sozialen Beziehungen, die er dort realisiert, verweisen und somit die Herstellung von Lokalität zwar an spezifischen Orten erfolgt, jedoch nicht über sie. So werden von Jonas im Interview neben seinem Wohnheim als Ausgangsort seiner Stadterkundungen lediglich Islands Brygge als Ort des Sprachkurses, die Innenstadt als Ort des Fortgehens sowie Forum St. als Ort einer von der Gruppe oft frequentierten WG genannt. Andere erlebte Orte alltäglicher Verrichtungen wie diverse Metro-Stationen oder sein nahe Wohnumfeld werden nur am Rande erwähnt und nicht bzw. nur bei konkreter Nachfrage differenziert betrachtet, werden dementsprechend also als weniger relevant für das eigene Leben vor Ort erlebt. Das artikuliert sich auch in der von Jonas angefertigten Mental Map von Kopenhagen, in der lediglich der Sprachkurs, sein Wohnheim sowie das Studenterhuset durch Kreuze sowie die Innenstadt als schraffierte Fläche eindeutig markiert und im Stadtraum verortet sind, andere Orte seines Alltags gemeinsam mit den ihm bisher unbekannten Ort eine undifferenzierte Einheit als weiße Fläche einnehmen. Außerdem spiegelt sich in Jonas Ausführungen deutlich die Rolle der Mobilitätsform für individuelle städtische Aneignungsprozesse wider: Orte, die er nur über die Metro erfährt, werden auch durch Stationen dieser bezeichnet; die Innenstadt oder sein Wohnumfeld als Ort des Zu-Fuß-Gehens wird über Straßennamen erzählt. Trotz der sich herausbildenden und teils in nur drei Wochen etablierten Orts- und Sozialbezüge verortet sich Jonas allerdings noch nicht im Sinne eines Zuhauses in Kopenhagen. Die Situation zu Beginn seines Aufenthalts vergleicht er vielmehr mit einer Urlaubsreise: „[I]ch hab halt eher versucht klarzukommen, dass ich jetzt in Kopenhagen bin. [...] Im Moment war's fast ein bisschen wie Urlaub: Jetzt warst du erst mal drei Wochen hier. Aber ich habe noch nicht realisiert, dass ich noch länger hier bin.“ Hier wird deutlich, dass Verortungen und die Herstellung eines Gefühls zu Hause zu sein nicht nur an soziale Beziehungen, Praktiken, Orte etc. geknüpft sind, sondern dass es eines Gefühls von Kontinuität bedarf. Da für Jonas der Aufenthalt zu Beginn noch stark an das Jetzt gekoppelt ist, entspricht die Situation mehr der eines Urlaubs als eines Zuhause-Seins: Einerseits ist noch kein kontinuierlicher Alltag gegeben, da der Sprachkurs von nur begrenzter Dauer war und sich Jonas bewusst ist, dass sich mit dem Beginn des Semesters räumliche, zeitliche und soziale Bezüge

¹⁰⁹ Ich spreche hier absichtlich von „begriffen“, da er an anderer Stelle folgendes erzählt: Lennert: „Und für die sechs Monate die du hier bist, was sind deine Pläne?“ Jonas: „[...] und ich will auch ein bisschen was hier von der Gegend sehen. Also klar von der Stadt, also ich will mich hier eigentlich ziemlich gut auskennen nach den sechs Monaten.“

verändern können und sich auch in seiner Freizeit zwar schon erste Routinen herausgebildet haben, diese aber einer permanenten Infragestellung und Neuverhandlung ausgeliefert sind; andererseits kann er den Aufenthalt in Kopenhagen noch nicht wirklich auf eine Zukunft hin entwerfen und damit eine Kontinuität seines Lebens am neuen Ort denkbar machen. Darüber hinaus kann er sich aufgrund fehlender Verpflichtungen im Alltag als relativ ungebunden und spontan erleben – eine Situation, die für ihn eher dem Urlaub als seinem „richtigen Leben“ entspricht.

Einstweilen

Das zweite Interview fand am 6. Mai erneut im Studenterhuset statt. Nachdem die Osterferien zu diesem Zeitpunkt bereits zwei Wochen zurücklagen, näherte sich das Semester bereits seinem Ende. Vorlesungen und Seminare waren am Ausklingen, die Prüfungszeit stand unmittelbar bevor. Dementsprechend befanden sich sehr viele StudentInnen im Studenterhuset: Um zu lernen und sich auf die Prüfungen vorzubereiten, um Mitschriften auszutauschen und Seminare zu besprechen oder einfach um aktuelle Aufgaben zu erledigen. Jonas war zu diesem Zeitpunkt bereits vier Monate in der Stadt, sollte aber noch drei weitere bleiben; das letzte Interview lag zu diesem Zeitpunkt drei Monate zurück. Da Jonas keinen weiterführenden Sprachkurs besucht hatte, war sein Alltag lediglich durch seine Vorlesungen bestimmt, wobei er nur Dienstag bis Freitag Lehrveranstaltungen, jeweils eine am Tag, zu besuchen hatte. Allerdings war nur mehr eine dieser in KUA, die anderen fanden am City Campus in Nähe der Innenstadt, in der Øster Farimagsgade gegenüber des Botanischen Gartens, statt. Da das Studenterhuset nur wenige Gehminuten vom City Campus entfernt liegt, welcher Schlusspunkt des vorausgegangenen gemeinsamen Stadtspaziergangs war, führten wir auch das zweite Interview in bereits gewohnter Umgebung, um dichtgedrängt neben anderen über Jonas' bisherigen Erlebnisse, seine Pläne sowie sein ersten Resümee des Aufenthalts zu sprechen. Anders als noch zu Beginn des Aufenthalts hatte ich mit Jonas mittlerweile kaum mehr Kontakt. Wir hatten uns noch ein paar Mal für gemeinsame Stadtkundungen getroffen und sahen uns hin und wieder in einer gemeinsam besuchten Vorlesung. Dennoch verstanden wir uns nach wie vor sehr gut und

kamen daher problemlos und ungezwungen miteinander ins Gespräch.

Lennert: Wie war das so mit deinen Freunden zusammen zu sein ... wieder?

Jonas: Ist halt irgendwie so wie Urlaub, wie so ein paar Tage Urlaub sozusagen. Weil auf einmal war's so, also wir waren schon mal früher zusammen irgendwo, und dann war's wieder genau so als ob man eben zusammen wo hin fährt.

Lennert: Und wie hat sich das für dich hier geäußert, dieses Urlaubsgefühl, woran kannst du das festmachen?

Jonas: Ja es war irgendwie entspannter, also auch wenn Alltag dabei war. Aber irgendwie, es war dann doch anders, man man hat dann halt wirklich so bisschen mehr Touristenkram auch wieder gemacht, klar. Aber man hat auch dann irgendwie fast den ganzen Tag mit den Leuten verbracht. Wie halt so ein Urlaub ist.

Lennert: Ja.

Jonas: Oder, dann haben wir halt Abends erst da was gekocht bei denen in der Wohnung und dann sind wir abends rausgegangen, und das war wirklich so, so, ja, wie so ein kleiner Urlaub.

Jonas entwirft seine Erzählung über die vergangenen Wochen zunächst entlang von Besuchen aus Bielefeld sowie entlang von in Kopenhagen besuchte Veranstaltungen. Ende März waren zunächst seine Eltern zu Besuch, wenig später zwei Freunde und Ende April noch zwei Freundinnen. Während der Besuch seiner Eltern in nur wenigen Sätzen behandelt wird, nimmt er sich ausführlich Zeit, den Besuch seiner FreundInnen zu beschreiben. Es fällt auf, dass Jonas in seine Ausführungen immer wieder eine Trennung zwischen Urlaub und Alltag, Local und TouristIn vornimmt. Aufgrund weniger Verpflichtungen, was ihm

Lennert: Wenn du anschaust, von Anfang bis jetzt: Würdest du sagen, es hat sich so eine gewisse Regelmäßigkeit eingestellt, in gewissen Dingen?

Jonas: Ja, das schon. Also grad unter der Woche bringt die Uni halt eine gewisse Routine rein und du hast halt deinen Alltagsablauf: An dem Tag musst du dann aufstehen, an dem Tag hast du das um die Uhrzeit und sowas alles. Ich hab' jetzt aber nicht, also zum Beispiel, dass ich 'nen festen Waschtag hab' oder sowas, das hab' ich jetzt nicht. Klar stellt sich halt ein Alltag ein, mit der Zeit: Also am Anfang ist es halt so: Du bist in 'ner neuen Stadt, es ist alles neu, du hast halt viel zu sehen, es kommen viele viele Eindrücke einfach auf dich ein und du musst halt erst mal damit klar kommen, das irgendwie alles unter einen Hut zu bringen und dich erst mal zurechtzufinden. Aber jetzt mit der Zeit stellt sich halt, also es hat sich immer mehr ein Alltag eingestellt und du hast deinen normalen Tagesablauf und was du an dem Tag machst. Und so am Wochenende, das ist dann halt für Freizeit reserviert. Ist einfach so, ist ja zuhause auch so. Und in der Woche ist dann halt mehr Arbeit, dann macht man halt nur einmal in der Woche was abends oder trifft sich halt nur kurz, oder ja, keine Ahnung. Weil halt auch jeder hat ja nicht zur gleichen Zeit was, und es ist halt ziemlich viel Überschneidung und da halt feste Termine zu finden, ist, also gibt's halt kaum, und deshalb bietet sich da das Wochenende dann eher für Freizeitgestaltung an. Wie gesagt, in der Woche ist dann eher Unikram und sowas und am Wochenende dann Freizeit und das, so stellt sich das dann dar.

ermöglicht, viel Zeit mit seinem Besuch zu verbringen und viel in der Stadt zu besuchen, kann er sich als ungebunden und spontan erfahren – Elemente, die sich für Jonas in einem Urlaubsgefühl artikulieren. Im Gegensatz zum ersten Interview realisiert sich dieses Gefühl allerdings nur mehr in der konkreten Situation mit seinen FreundInnen. Der Aufenthalt in Kopenhagen an sich wird mittlerweile als Alltag beschrieben. Dieser manifestiert sich für ihn in einem durch die Universität bestimmten, klar strukturierten Tages- sowie Wochenablauf: Da unter der Woche kaum mehr eine Möglichkeit für Treffen mit FreundInnen und Fortgehen besteht, da sich nur schwer ein Termin finden lässt, an dem alle Zeit haben, verbringt Jonas neben seinen universitären Pflichten die meiste Zeit mit „Chillen“, d. h. er schaut Filme, liest oder legt sich einfach in den nahen Park in die Sonne. Dennoch definiert Jonas diese Tage als Arbeitszeit, während nur das Wochenende unter dem Stern der Freizeit steht. In dieser Zeit geht Jonas aus, trifft sich mit seinen FreundInnen, besucht Veranstaltungen usw. Die hier

entworfen Dualität zwischen Arbeit und Freizeit entspricht vielmehr einer Dualität zwischen einem banalem, da großteils durch Verpflichtungen bestimmten sowie allein verbrachten und damit auch durch bloßen Zeitvertreib charakterisierten Alltag und einem für sich selbst und das eigene Leben als bedeutungsvoll empfundenen Miteinander.

Der mehr oder weniger feste Tagesablauf entspricht auch seinem Leben in Bielefeld, sodass Kopenhagen nicht länger als Urlaub wahrgenommen und beschrieben wird. Der Urlaubscharakter des Besuchs seiner Eltern und Freunde artikuliert sich außerdem in spezifischen Handlungen wie gemeinsam in einem Restaurant essen gehen, eine Bootstour machen oder sog. Sehenswürdigkeiten besuchen. Indem er den touristischen Charakter dieser betont, grenzt sich Jonas jedoch von eben jenen TouristInnen ab und entwirft sich als Local, der zwar noch immer neues erfährt, aber dank seines Stadtwissens seinem Besuch bereits auch das „richtige dänische Leben“ zeigen kann, was in diesem Falle bedeutet: „[H]alt noch so ein paar Ecken, die man als Local halt so ein bisschen kennt oder so. Halt auch die Bars, die hab ich dann halt ausgesucht und das fanden die dann auch ziemlich geil, weil wir waren halt eher in Nørrebro weg, also nicht in der Innenstadt“. In einer Stadt zu wohnen, sprich ein Local zu sein, realisiert sich für Jonas also nicht nur auf einer Zeit- und Handlungsebene, sondern auch auf einer räumlichen. Während die Innenstadt mehr der Ort für TouristInnen ist, stellen die um diese herum liegenden Innenstadtbezirke (Vesterbro, Nørrebro,

Østerbro) und somit auch sein Wohnort das normale Kopenhagener Leben dar. Interessant ist, dass Jonas hier nur von einem „alltäglichen Wochenleben“, was durch Verrichtungen wie Schlafen, Essen und Einkaufen charakterisiert ist, spricht. Das Wochenende hingegen verbringt er in der Innenstadt oder in den Szenenbezirken Kopenhagens wie Vesterbro oder Nørrebro – Gegenden, die er in der Karte auch mit „international“ bezeichnet. Jonas nimmt somit eine situationsbedingte Mehrfachverortung in Kopenhagen vor und kann sich je nach Kontext, sprich Ort, Zeit, Praktiken oder Personen, als *local*, *international* oder *tourist*¹¹⁰, teils sogar zugleich, erfahren. Während *local* zu sein für ihn zunächst neben einen gewohnten Tagesablauf mit klaren Routinen und einer sicheren Erwartbarkeit des Lebens auch über spezifisches Stadtwissen zu verfügen bedeutet, impliziert *international* für ihn das, was Simmel als Wanderer bezeichnet hat: Einer zu sein, „der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat“¹¹¹ und dadurch noch immer auf sehr viele unbekannte und ungewohnte Situationen trifft. Die Charakteristika des Urlaubers habe ich bereits weiter oben dargelegt. So konnte sich Jonas während des Besuchs seiner Freunde situationsabhängig zugleich als Local, International und Tourist erfahren und verorten. Doch ermöglichte der Besuch Jonas auch, sein multilokales Beziehungsnetzwerk auszubauen bzw. zu festigen. Durch den regelmäßigen Besuch von Familie und Freunden konnte Jonas auf einer persönlicheren Ebene, wie er sagt, seine sozialen Beziehungen nicht nur aufrechterhalten, sondern auch die verschiedenen Lebensphären, wie auch schon in Bielefeld, miteinander verknüpfen und sich so an mehreren Orten zur gleichen Zeit verorten. Wie auch in Bielefeld spielt dabei vor allem Jonas Einbettung in verschiedene soziale Netzwerke eine wesentliche Rolle – so sind es weniger Orte, die er miteinander verknüpft, als vielmehr seine peer-groups, die zwar räumlich gebunden begriffen werden, aber durch

Jonas: Und am Freitag war dann halt das Campus-Fest, da waren wir dann ab dem Nachmittag. Wir sind Abend dann zu Chris und so ein paar von meinen Leuten, mit denen ich auch öfters eben dann auch abends weggehe, und dann waren wir auf dem Konzert alle zusammen auf dem Campus-Fest. Das war ziemlich geil, weil so hat sich das dann zum ersten Mal auch gemischt, die Freunde von zuhause und die Leute von hier. Und ja, es gab überhaupt kein Problem, also es ging halt superglatt alles, und ich hatte auch keine großen Ängste, dass meine Leute sich da irgendwie abschotten oder halt auch nicht mit denen klarkommen. Also es war schon ziemlich geil.

Lennert: Und wie war dieses Zusammentreffen so, von der Sphäre Zuhause mit deinen Leuten hier?

Jonas: Ja das war halt völlig entspannt. Ich bin dann halt zu denen hin und so ein bisschen Pre-Drinking und ja, Alkohol fördert das ganze natürlich, dass es einfacher wird.

Lennert: Aber fandest du es irgendwie ... ?

Jonas: Nö, also ich fand's eigentlich relativ normal. Für mich war es halt eine ganz normale Sache, die da mit hinzunehmen. Also ich hab' da jetzt nicht groß drüber nachgedacht die irgendwie erst zu fragen, ob ich die überhaupt mitnehmen darf oder so. Also das hab' ich auch nicht zuhause, wenn ich mit meinen Freunden von der Heimat, also wo ich aufgewachsen bin, und dann von der Uni, also wenn sich das mischt, zum Beispiel an Geburtstagen oder so, dann hab' ich das jetzt auch nicht, dass sich das irgendwie komisch anfühlt. Also für mich ist es halt völlig normal, dass man halt auch unterschiedliche Freundeskreise oder auch Lebensphären hat und dass sich das überschneidet ist völlig normal für mich. Und ich find' es eigentlich auch gut, wenn es sich überschneidet und das auch irgendwo passt.

¹¹⁰ Es handelt sich hierbei um von Jonas im Interview eigenständig gewählte und genutzte Begriffe.

¹¹¹ Simmel 1908: Exkurs, 509.

ihre Mobilität räumliche Grenzen transzendieren und somit eine multilokale Verortung möglich machen.

Die Kontinuität bestimmter Sinnbezüge als Grundlage der eigenen Verortung in der Welt ist für Jonas jedoch nicht nur in der aktiven Verknüpfung seiner multilokalen Sozialbezüge erreichbar; auch ermöglichen bestimmte Praktiken die Erfahrung von Dauerhaftigkeit in seinem Leben. So nimmt u. a. Fußball für Jonas eine wichtige Funktion ein. Dieser ermöglicht ihm in Kopenhagen nicht nur eine zeitliche Routine sowie die Erfahrung räumlicher Kontinuität („[J]eden Samstag wird Sportschau gekuckt, ich muss ja auch auf dem laufenden bleiben, was die Bundesliga angeht.“) als Grundlage der Verortung am neuen sowie alten Ort, sondern auch die Erfahrung lebensweltlicher Kontinuität. So oft es geht besucht Jonas in Kopenhagen wie auch in Bielefeld Fußballspiele: „Also es ist dann, es gehört für mich einfach dazu, weil zuhause gehe ich halt auch zum Live- Fußball, so ins Stadion, und das möchte ich dann hier auch nicht vermissen.“ Darüber hinaus stellt auch das Fahrradfahren eine wichtige Komponente seines Alltags dar. Einerseits konnte Jonas, nachdem der sich Ende Januar ein Fahrrad gekauft hatte, regelmäßig mit diesem in der Stadt unterwegs sein – was auch seinem Leben in Bielefeld entspricht, sodass über die Möglichkeit zur Kontinuität bestimmter Alltagspraktiken, sprich über das Fahrradfahren, eine Verbindung der zwei Orte möglich wurde. Andererseits erzählt Jonas, dass „ich werd' das auf jeden Fall, dieses Mehr-Fahrradfahren, werd' ich auf jeden Fall mitnehmen, übernehmen, nach Deutschland.“ Hier wird deutlich, dass kontinuierlich nicht gleichbedeutend mit ident ist, sondern dass es durchaus graduelle und für Jonas auch spürbare Unterschiede in der konkreten Realisierung alltäglicher Praktiken geben kann, die ihm aber nicht die Möglichkeit zur Erfahrung eines kontinuierlichen Alltags über zwei Orte hinweg nehmen. Vielmehr kommt es zu einer Adaptierung alltäglicher Praktiken, deren Transferierung an den Herkunftsor in ihrer adaptierten Form zumindest denkbar ist. Lokal gebundene Spezifika (real oder imaginiert) werden hierbei nicht länger als eine Grundlage der Realisierung eines eigenen Alltags, die Verortung ermöglicht, d. h. im Sinne einer Notwendigkeit als Voraussetzung der persönlichen Lokalität gedacht, sondern als produktive Kraft, d. h. im Sinne einer optionalen Wahl und Möglichkeit, die über den lokalen Kontext hinausweisend die individuellen Lokalisierungsprozesse auch zwischen den Orten beeinflussen kann. Multilokalität und Polytopizität bedeuten demnach nicht die bloße Implementierung eines Alltags an zwei von einander unabhängigen Orten, sondern eine Wechselwirkung zwischen diesen, indem sie einen Zwischenraum eröffnen, in dem sich das eigene Leben als Mixtum compositum verschiedener Örtlichkeiten lokalisierten lässt. So ermöglicht nicht nur der Routinecharakter bereits veralltäglichter Praktiken Sicherheit und Umweltbezug, sondern auch deren grundsätzlicher Kontingenzcharakter. Ob Jonas mittlerweile wirklich mehr und bei jedem Wetter Fahrrad fährt, kann ich nicht beurteilen.

Anders als noch zu Beginn seines Aufenthaltes ist es für Jonas mittlerweile, wie bereits erwähnt, zur Normalität geworden, in Kopenhagen zu wohnen – er ist angekommen in der Stadt. Neben des mittlerweile routinierten Tagesablaufes, der sicheren Erwartbarkeit des Lebens vor Ort und dem stadspezifischen Wissen, über das er mittlerweile verfügt, äußert sich dieses Angekommen- bzw. ein *Local* zu sein für Jonas in der Gewöhnung an die neue Umgebung, die er im Alltag an sich selbst beobachten kann. So sind die zunächst ungewohnten Interaktionsmodi wie im Alltag Dänisch und Englisch zu hören und zu sprechen, überall mit Kredit- oder Bankomatkarte zahlen zu können oder die Geschäfte an jedem Wochentag aufzusuchen zu können, kurzum sich in einer ihm früher fremden Umgebung zu bewegen, zur Gewohnheit geworden. So ist es nicht nur die dem Alltag

innwohnende Routine, die für Jonas eine Verortung an einem neuen Ort ermöglicht, sondern auch die Selbstverständlichkeit – von Jonas als Normalität bezeichnet –, die dieser dabei mit sich bringt. Denn auch diese bedeutet Sicherheit und Seinsgewissheit. Auch hier ist zu erkennen, dass der

Lennert: Du hattest im ersten Interview gemeint, dass du dich noch wie ein Tourist fühlst. Wann hat das so aufgehört, dieses Gefühl?

Jonas: Ja, wie gesagt, als ich so das Gefühl hatte, jetzt kann ich was über diese Stadt erzählen, jetzt weiß ich was über diese Stadt und jetzt seh' ich, also jetzt kann ich was, jetzt leb' ich in dieser Stadt, also jetzt weiß ich jetzt, wo ich dahin gehen muss wenn ich das haben will, jetzt ist das hier mein Zuhause geworden.

Lennert: Und was was macht dein Leben hier aus?

Jonas: Ein wirklich ganz wichtiger Punkt ist halt diese sozialen Kontakte, weil ohne die Freunde und das Treffen und das Miteinander kommunizieren könnt' ich halt nicht leben, also das ist halt auch universell auf jede Stadt, auf jeden Ort, wo ich bin, übertragbar. [...] Und was das Unileben, halt die Uni, wie gesagt, ist halt nicht viel Unterschied, wie bis auf eben, was ich schon gesagt hab', dass ich halt nicht so viel Zeit wirklich im Universitätsgebäude verbringe. Das ist halt der Unterschied.

Lennert: Und würdest du sagen, du fühlst dich hier zuhause oder ist für dich doch anders als zuhause?

Jonas: Ja, klar! Einfach weil du die Sprache nicht sprichst. Das ist immer noch 'ne Barriere. Das führt einem auch immer wieder vor Augen, dass du halt nicht in deinem Heimatland bist, oder zumindest dass halt immer noch was fehlt, um wirklich richtig richtig hier 'zuzugehören. Sonst, vom Leben her ist es eigentlich, wie gesagt, ich find' sobald man seinen Alltag gefunden hat, sobald man 'nen Alltag hat!, fühlt man sich nicht mehr so fremd. [...]

Lennert: Und dieses Angekommen-Sein in der Stadt, dieses Hier-Wohnen, woran merkst du das?

Jonas: Ich weiß nicht, es fühlt sich einfach normal an. Also hier mit 'nem Fahrrad durch die Stadt zu fahren, hier durch die Innenstadt zu gehen, das Dänische zu hören, auch wenn ich es halt nicht verstehe. Mit den Leuten Englisch zu sprechen, es fühlt sich einfach normal an. Ich weiß nicht wie ich es anders ausdrücken soll. Es ist halt irgendwie Normalität, also nicht künstlich oder irgendwie, nicht so irgendwie dass man nur kurz hier ist, sondern man ist halt hier, ja.

Lennert: Würdest du sagen, dass sich schon so 'ne gewisse Gewohnheit eingestellt hat?

Jonas: Ja! Das auf jeden Fall. Es ist halt alles gewohnt: von den Buszeiten wie sie fahren, wann man mit dem Fahrrad losfährt, man kann die Entfernung jetzt richtig einschätzen, wie lange man wo hin braucht und, ja! Und man hat sich halt irgendwie an das Leben hier gewöhnt.

spezifische Charakter des Ortes eine wesentliche Rolle zur Verortung Jonas spielt: Die sich auf dieser Ebene manifestierende Differenz zwischen Bielefeld und Kopenhagen ist zwar nach wie vor vorhanden, wird jedoch durch die Gewöhnung an das andere immer weniger relevant – zunächst könnte man also durchaus meinen, dass Gewöhnung und Selbstverständlichkeit die Bedeutung des lokal spezifischen, da im Alltag immer seltener wahrnehmbar, für Jonas verschwinden lassen. Dem ist allerdings nicht so: Lokale Spezifika als Möglichkeit der Differenzierung werden von Jonas zumindest in den Erzählungen bewusst eingesetzt, um sich sowohl in Kopenhagen als auch biografisch-polytopisch zu verorten. Nicht nur zieht er permanent Vergleiche zwischen Bielefeld und Kopenhagen, in denen er die Unterschiede der beiden Städte und deren besondere Bedeutung für seinen Alltag an dem jeweiligen Ort und damit deren Eignung für das eigene Leben herausstreckt; er differenziert auch in Kopenhagen zwischen verschiedenen Stadtteilen und den damit verknüpften Bedeutungen und Qualitäten, mit denen er sich identifiziert, sich in der Erzählung positioniert und die Qualität seiner Verortung bestimmt (local, international, tourist). Doch obwohl Jonas vom Angekommen-Sein spricht und sich mittlerweile auch in Kopenhagen zuhause fühlt, d. h. die Stadt in sein persönliches Ortsnetz aufgenommen hat – so richtig dazugehörig zur Stadt fühlt er sich noch immer nicht. Denn dafür fehlen ihm eine wichtige Komponenten: Die Sprache. Denn um sich selbst verorten zu können, bedarf

es der Erfahrung eigener Handlungsmacht und Wirkmächtigkeit durch die Auseinandersetzung mit der Umwelt im Alltag. Hierfür stellt die Verständigung mit anderen Menschen eine wesentliche Komponente dar – allerdings ist diese zu großen Teilen an die Sprache geknüpft. Hierfür stehen ihm Deutsch, Englisch und Dänisch zur Verfügung. Zwar kann er mithilfe von Deutsch und Englisch im Alltag problemlos mit anderen Internationals interagieren, doch verweisen diese nicht auf Kopenhagen oder Dänemark, sondern nur auf eine bestimmte Community innerhalb der städtischen Gesellschaft, welche durch ihre Ortsunspezifität, zumindest auf sprachlicher Ebene, Verortung über sich selbst nur am, jedoch nicht über den Ort und dessen Eigenheiten ermöglicht. Andere Bereiche der dänischen Gesellschaft stehen ihm mangels ausreichender Sprachkenntnisse nicht zur Verfügung – ein Mangel, der von Jonas mehrfach angesprochen und beklagt wird. Allerdings wird dies durch die Möglichkeit zur Umsetzung seines biografischen Selbstentwurfs ausgeglichen. So betont er immer wieder, dass er in Kopenhagen seine Englisch-Kenntnisse verbessern kann – gleich seiner Vorstellung von der biografischen Notwendigkeit eines Auslandsaufenthalt ist dies jedoch wohl eher Ausdruck kollektiv geteilter Erwartungshaltungen an ihn selbst zu werten.

Ein anderer wesentlicher Punkt, der auch noch drei Monaten das Gefühl des Zuhause-Seins mindert oder zumindest in Frage stellt, ist die Dauer seines Aufenthalts. So ist er der Meinung, dass die Dauer des Aufenthalts (im Fall von Erasmus sechs oder 12 Monate) für die Stadtaneignung der ersten Wochen sowie für die Etablierung von Routinen am neuen Ort zunächst keine Rolle spielt: „Ich glaub das ändert sich, das ist nicht viel anders, als ob du zwölf oder sechs Monate hier bist. Du willst halt am Anfang erstmal alles in dich aufnehmen und halt wissen: Was, was ist überhaupt los? Und das ist glaub ich auch ganz natürlich. Das ist halt eine gewisse Neugierde, an einem neuen Ort zu sein.“ Da für die Verortung an einem neuen Ort nicht nur der Aufbau von Routinen wichtig ist, sondern auch die Entwicklung eines Gefühls von Selbstverständlichkeit, sprich die Gewöhnung an den neuen Ort, wird die Dauer des Aufenthalts allerdings wichtig – denn diese ist, so zumindest

Jonas' Empfinden nach, auch nach einigen Monaten noch nicht vollkommen abgeschlossen. Erst gegen Ende der sechs Monate ist die Herausbildung eines umfassenden Heimatgefühls für Jonas denkbar. Da für Jonas jedoch das Ende des Aufenthalts bereits im Mai am Horizont erscheint – schließlich sind die ersten Vorlesungen vorbei, die Prüfungen und damit auch der Scheitelpunkt des Semesters stehen unmittelbar bevor –, muss er sich schon wieder mit seinem Leben in Bielefeld befassen oder zumindest mental damit auseinandersetzen, noch bevor er sich so richtig in Kopenhagen leben kann und somit das Gefühl des Zuhause-Seins in Kopenhagen schon wieder in Frage stellen. So bestimmt für Jonas die Temporalität durchaus die

Lennert: Und was würdest du sagen, auf welchen Ebenen hat sich diese Veralltäglichung noch manifestiert, abgesehen vom Tagesablauf zum Beispiel?

Jonas: Also wie gesagt, also der Hauptunterschied zu den ersten drei Monaten ist halt wirklich, dass man richtig angekommen ist und ich glaub' das geht den meisten halt auch so, dass die halt wirklich nach drei oder dreieinhalb Monaten fast in der Mitte des Aufenthalts, dass die Leute fast zum Ende halt eigentlich hier ankommen. Und deshalb würd' ich auch meistens eher empfehlen, eher ein Jahr wegzubleiben, weil es kann halt keiner sagen, dass er sich nach drei Monaten oder Wochen wirklich in einer neuen Stadt eingelebt hat. Das passiert halt nicht. Du musst halt mit den Gewohnheiten zurechtkommen, auch wenn es sehr nah zu Deutschland ist, aber es ist halt immer noch anders. Du kennst halt noch nicht viele Leute und du lernst halt erst Leute kennen. Und bis sich halt wirklich ein Alltag einstellt, das dauert. Und deshalb verliert man halt die ersten Monate halt sozusagen an die Eingewöhnungsphase, bevor man wirklich, also wirklich in der Stadt leben kann.

Qualität und den Umfang der Verortung: Bedeuten die ersten Monate der Routinisierung und der Gewöhnung eine Eingewöhnung, kann erst in der darauf folgenden Zeit wirklich in der Stadt gelebt werden. Die Begrenztheit des Erasmus-Aufenthalts verringert für ihn somit nicht die Möglichkeiten des Sich-Einrichtens am neuen Ort an sich, sondern die Möglichkeit, auf Grundlage dessen ein Leben in der Stadt auch leben zu können. In seinen weiteren Ausführungen wird außerdem deutlich, dass für ihn eine enge Verbindung zwischen Aufenthalts-Dauer und biografischer Verortung besteht: Je länger der Aufenthalt an einem Ort dauert, umso konsequenter müsse man versuchen, sein eigentliches Leben fortzuführen und den Aufenthalt eben nicht nur als ein Add-on zu betrachten. Hinter der Pflicht zur Konsequenz lässt sich jedoch erneut ein kollektiv geteiltes Narrativ – die Verpflichtung zu einem kontinuierlichen und sinnvollen Lebenswandel – vermuten (und nicht etwa eine zwangsläufige konzeptionelle Verbindung zwischen Zeit zum Leben – nach erfolgreicher „Absolvierung“ der Eingewöhnungsphase – und Lebenszeit – im Sinne einer biografischen Zielgerichtetheit).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich Jonas nach den ersten vier Monaten bereits relativ stabil und umfassend in der neuen Umgebung verortet hat: So hat er bereits in den ersten drei Wochen angelegte Routinen ausgebaut und seine sozialen, räumlichen und zeitlichen Bezüge erweitert und gleichzeitig auch verdichtet. Die Gewöhnung an die Stadt und das Leben vor Ort lässt ihn von Kopenhagen als einem Zuhause sprechen, welches jedoch noch nicht ganz seines geworden ist: Trotz seines Stadtwissens und der Alltagsroutine fehlt ihm v. a. die sprachliche Kompetenz sowie die Dauerhaftigkeit des eigenen Lebens vor Ort, um sich selbst als vollkommen zu Kopenhagen gehörig im Alltag zu begreifen. Diese Beschreibung der eigenen Lebenssituation vor Ort korrespondiert mit der Bezeichnung Kopenhagens als ein Add-on, welches zwar einer grundlegenden lebensweltlichen Verortung (Freundschaften, Fußball oder Feiern) am neuen Ort, jedoch nicht einer vollen Umsetzung aller Aspekte der eigenen Person sowie aller für die eigene Biografie relevanten Aspekte (Studium oder Fachschaftsarbeit¹¹²) bedarf. Durch die Regelmäßigkeit des direkten persönlichen Kontakts mit Familie und Freunden aus Bielefeld in Kopenhagen ist es ihm außerdem möglich, nicht nur bestehende Sozialbezüge in Bielefeld aufrechtzuerhalten, sondern diese mit denen in Kopenhagen zu verknüpfen und auf Basis dessen sich multilokal, d. h. an verschiedenen Orten zur gleichen Zeit, zu verorten. Die Bedeutung lokaler Eigenheiten Kopenhagens in Jonas Verortungsprozessen besteht nicht nur in der Möglichkeit zur Differenzierung und dem Vergleich seiner Lebensorte, indem über die Eigenheiten dieser deren situative Eignung für die eigene Lokalität festgestellt werden kann, sondern auch im Sinne einer produktiven Kraft, indem lokale Gegebenheiten spezifische Realisierungen bereits veralltäglichter Praktiken – hier das Fahrradfahren – bedingen und somit auch eine Verortung Jonas' über die Stadt bedeuten.

Zu guter Letzt

Den milden dänischen Sommer genießend, führten wir am 4. Juli das letzte Interview unter freiem Himmel vor dem Studenterhuset. Das Leben in der Stadt hatte sich in den letzten Wochen merklich nach draußen verlagert: Kaum ein Grünstreifen, auf dem nicht Menschen in der Sonne lagen und es

¹¹² Wobei die Fachschaftsarbeit eine mehrdeutige Rolle einzunehmen scheint. So betont Jonas vor allem die soziale Komponente dieser Tätigkeit – da er in Kopenhagen jedoch in anderen Bereichen genügend soziale Bindungen aufbauen kann, bedarf er dieser Tätigkeit in Kopenhagen zunächst nicht. Dennoch fehlt diese ihm in Kopenhagen, sodass zu vermuten ist, dass die Fachschaftsarbeit noch weitere wesentliche Komponenten für Jonas zu beinhalten scheint. Welche genau dies sind ist aus den Interviews jedoch nicht abzulesen.

sich gut gehen ließen; kaum ein Café, dessen Schanigarten nicht zum Bersten voll war; kaum eine Kaimauer, die noch einen freien Platz am Wasser bot. Doch obwohl die Stadt voller Menschen war, machte sich das offizielle Semesterende nur wenige Tage vorher bereits bemerkbar: Viele der Austauschstudierenden waren entweder auf Reisen oder bereits zuhause, Wohnheime und Feiern wirkten dementsprechend leerer, man traf immer seltener zufällig jemand bekannten in der Stadt. Zu diesem Zeitpunkt war Jonas genau sechs Monate in Kopenhagen. Vier Tage später würde aber auch er die Stadt verlassen. Er hatte bereits gepackt und seine Wohnung für die Übergabe zwei Tage später vorbereitet, die letzten beiden Tage in Kopenhagen würde Jonas in der Ferienwohnung seiner Eltern verbringen, die ihn noch einmal besuchen gekommen waren. Die Wochen nach dem letzten Interview waren für Jonas durch viel Lernen, aber auch viel Freizeit geprägt. Während Jonas Ende Mai / Anfang Juni seine ersten Klausuren zu schreiben hatte und er den Mai dementsprechend hauptsächlich mit Lernen verbrachte, verfügte er im Juni über sehr viel Freizeit: Die Lehrveranstaltungen waren in der Regel bereits vorbei und seine letzte Prüfung sollte erst Ende Juni sein. Da es sich bei dieser um ein sog. „Take Home Exam“ handelte, musste er sich nach eigener Aussage, anders als auf die Prüfungen im Mai, kaum auf diese vorbereiten. Diese wenigen Tage vor dem Interview geschrieben und somit alle Lehrveranstaltungen und Prüfungen absolviert habend war Jonas zum Zeitpunkt des Interviews von allen universitären Pflichten befreit und konnte seine letzten Tage in Kopenhagen vollkommen frei gestalten. Wir hatten seit dem letzten Interview nichts mehr zusammen unternommen und uns seit unserer letzten gemeinsamen Lehrveranstaltungen auch nicht mehr gesehen. Allerdings fand nach besagter Lehrveranstaltung eine Abschluss-Runde mit allen Lehrenden, Teilnahmeurkundenübergabe sowie einem kleinen Buffet statt, war es doch eine speziell für Austausch-Studierende angebotene und dementsprechend zelebrierte Lehrveranstaltung. Da wir beide mit niemanden in der Lehrveranstaltung wirklich in Kontakt standen, kamen wir von allein miteinander ins Gespräch – die Erfahrung der letzten Wochen hatte gezeigt, dass man (oder zumindest ich) immer danach bestrebt war, mit jemanden in Kontakt zu treten und Veranstaltungen nicht allein beiwohnen zu müssen, sei der gegenseitige Kontakt auch noch so gering – und verbrachten die Abschlussveranstaltung gemeinsam. Es zeigte sich, dass die im Sprachkurs aufgebaute Bindung bis zuletzt ein spontanes und auch problemloses Miteinander-ins-Gespräch-Kommen ermöglichen sollte – ein Eindruck, der sich auch bei unserem letzten Interview einstellen sollte. So kamen wir auch hier ohne große Mühen miteinander ins Gespräch und führten ein sehr entspanntes, letztes Interview.

Wie auch bereits im zweiten Interview gliedert Jonas seine Erzählung zunächst anhand von Veranstaltungen und Besuchen von FreundInnen. So waren die bedeutsamen Momente in den zwei Monaten für Jonas v. a. der Besuch zweier Freunde zu seinem Geburtstag sowie das Distortion-Festival, beides Anfang Juni. Da die Zeit bis dahin hauptsächlich durch die Vorbereitung auf die ersten Prüfungen bestimmt war, hatte Jonas nur wenig Zeit, sich mit seinen lokalen Freunden zu treffen oder etwas zu unternehmen, so dass diese Wochen dementsprechend in nur einer zweiminütigen Randnotiz erwähnt und trotz Nachfragen detailarm ausgeführt werden. Doch auch bei den Ausführungen zu seinem Besuch fällt auf, dass Jonas zunächst seine Erlebnisse detailärmer als auch weniger begeistert als noch im Interview davor erzählt; auch die Ausführungen zu seinem Geburtstag fallen eher knapp aus. Daraus lässt sich erkennen, dass zumindest im Erzählen erste Gewöhnungserscheinungen bei Jonas auftreten: trotz des Geburtstages ist der Besuch nur mehr der letzte von vielen, die Jonas in Kopenhagen erlebt hat – er verliert an Besonderheit für die

Lennert: Okay und dann danach, also der Juni sozusagen?

Jonas: Ja also der Juni, da hatt' ich ja Geburtstag, dann kamen zwei Freunde von mir über das Wochenende wo ich Geburtstag hatte und das war auch ziemlich geil eigentlich, weil wir hatten auch super Wetter, wir waren den ganzen Tag bis zu den Fußballspielen halt immer draußen. Eben wir haben immer was gemacht, waren im Tivoli, im Zoo, waren einmal da in Kronborg ... ja wir haben ziemlich viele draußen gemacht. Und dann noch die Spiele, weil das Wetter halt immer gut war, haben wir halt alle hier draußen beim Public Viewing an der Islands Brygge geguckt und dann kamen auch meine Leute immer dazu. Ja das war ... ganz entspannt einfach und das war halt richtig geil, einfach mal wieder zwei meiner besten Freunde wirklich hier zu haben. Und vor allem könnt ich dem einen auch die Eindrücke und das ganze vermitteln. [...] Denn mein Kumpel der hinkommt, der wollt auch so ein bisschen ein Rundüberblick sehen und er wollte sich auch nicht so viel vorwegnehmen, er wollte dann auch selbst eher dann wo reingehen.

Lennert: Und dein Geburtstag, wie habt ihr den verbracht?

Jonas: Ja, das war das erste Mal, dass die in Kopenhagen waren. Wir waren tagsüber in dem Tivoli und hier in der Stadt so ein bisschen am gucken. Und Abends hatt' ich dann ein paar Leute eingeladen, dann sind halt ein paar Leute gekommen und haben bei uns im Common Room ein bisschen gefeiert, war ne' relativ kleine Runde dann eigentlich, weil viele unterwegs waren, weil es war halt Klausuren, dann sind eh grad die Amis, haben dann noch mal ein bisschen Europatour gemacht. ... Ja war ganz nett. Wir haben dann auch das Spiel nebenbei geguckt und ja, war eigentlich ein netter Abend. Also ein bisschen ein entspannter Geburtstag. Wir waren auch nicht mehr weg in der Stadt, also nicht mehr irgendwie in 'nem Club oder so, sondern sind halt den ganzen Abend dann dageblieben im Wohnheim. Es war einfach ein bisschen gechillt.

Selbstvergewisserung und -positionierung in der Erzählung und somit auch vor Ort und wird dementsprechend knapp abgehandelt. So definiert Jonas die Situation auch nicht mehr als Urlaub wie noch im Interview zuvor, sondern in seinen Ausführungen lässt sich eine gewisse Ermüdung bzw. ein Gefühl der unfreiwilligen Verpflichtung in der Besuchssituation erkennen: Da für Jonas zunächst immer die, zufolge seiner Aussagen während verschiedener Stadtführungen und in den Interviews beinah einer Art *consensus gentium* gleichenden, als Must-See's gehandelten Orte besucht werden müssen, kommt man neu in eine Stadt, und er sich als Local die Aufgabe zuschreibt und sich verpflichtet sieht, seine Stadt den eben Angekommenen zu zeigen, muss er einerseits immer wieder dieselben Orte besuchen – da diese von ihm allerdings großteils nicht als Teil des eigenen Alltags wahrgenommen werden, sondern durch die Definition als touristisch diesem entgegenstehen, muss er sich andererseits auch in Bereichen bewegen, innerhalb derer sich Jonas mittlerweile selbst gar nicht mehr verortet und ein Kopenhagen zeigen, welches eigentlich gar nicht seines ist. War es für ihn im Interview zuvor also noch legitim, sich in bestimmten

Situationen als Tourist zu betrachten und damit verknüpfte Orte zu besuchen und Dinge zu tun, sieht er sich nun stärker bzw. umfassender als International – die eigene Verortung nimmt also klarere Züge an, verfestigt sich und wird unflexibler, sodass der Besuch als touristisch charakterisierter Orte zunehmend weniger mit dem eigenen Selbstbild d'accord geht und somit zu einem unfreiwilligen Pflichtprogramm wird. Dennoch ist der Besuch seiner Freunde nach wie vor wichtig für Jonas, da er noch immer die Möglichkeit bietet, neben Facebook oder Skype, Kontakt zu halten und beide Lebensphären aktiv miteinander zu verbinden, um so eine soziale und räumliche Kontinuität zwischen Bielefeld und Kopenhagen aufrechtzuerhalten. So resümiert Jonas auch, dass „ich [...] halt nie wirklich ganz weg von dem Leben da [war]. Ich weiß auch alles, was passiert ist, also ich bin von dem ganzen Gossip was in Bielefeld ist voll auf dem Laufenden.“

Doch nutzt der Besuch Jonas nicht nur zur Erzeugung und Erfahrung von Kontinuität, sondern auch

zur Selbstverortung und -vergewisserung. So wird einer der beiden Freunde das nächste Semester auch in Kopenhagen verbringen, sodass es Jonas nicht nur als seine Aufgabe sieht, ihn auf seine Zeit in Kopenhagen vorzubereiten, in dem er sein eigenes Wissens und seine eigenen Erfahrungen an seinen Freund weitergibt. Auch an anderer Stelle und in einem anderen Kontext spricht Jonas davon, dass er, wäre er länger in Kopenhagen, sich in der Rolle eines Mentors sehen würde, der sein gesammeltes Wissen an die Neulinge und Unerfahrenen weitergibt. Dabei wird den eigenen Erfahrungen eine überindividuelle Bedeutung zugesprochen, der oder die Sprechende erhält Autorität über einen bestimmten Bereich und kann sich so seiner oder ihrer selbst vergewissern. Seinem Freund kommt außerdem in Hinblick auf die Möglichkeit zur multilokal-polytopischen Verortung Jonas' eine wichtige Funktion zu: Er bietet Jonas, zumindest für ein weiteres Semester, nicht nur die Möglichkeit, sondern auch Anlass, ohne Weiteres Kopenhagen auch noch nach Ende des eigenen Austauschaufenthalts jederzeit und ohne große Mühen zu besuchen, sodass es nicht zu einem fundamentalen Bruch mit der Stadt und den unterschiedlichen Lebenssphären kommt, sondern vielmehr ein fließender Übergang der beiden Orte in Hinblick auf die polytopische Verortung seines Lebens möglich ist. Der Abschied von der Stadt ist somit auch kein totaler, sondern nur einer auf Zeit, da für Jonas bereits feststeht, seinen Freund zu besuchen. Entsprechend Jonas' Zuschreibungen dürfte Kopenhagen dann aber kein Zuhause mehr für ihn darstellen, da dessen Grundlagen, d. h. einen Alltag zu haben und über ein umfassendes Beziehungsnetzwerk zu verfügen, nicht mehr gegeben sind.

Am Ende des Aufenthalts fühlt sich Jonas in Kopenhagen zuhause – die Stadt ist seine geworden. Das sich bereits im zweiten Interview deutlich abzeichnende Gefühl des Zuhause-Seins in Kopenhagen hat sich in den letzten Wochen verstärkt, sodass er bei der Beschreibung seines eigenen Aufenthalts nicht mehr, wie noch im zweiten Interview, von einer Eingewöhnungsphase spricht. Jonas lebt mittlerweile auch in Kopenhagen. Hier wird erneut die begrenzte Bedeutung des Routinecharakters des Alltags für Beheimatungsprozesse deutlich: Denn aufgrund des Wegfalls universitärer Verpflichtungen vor Ort begannen sich auch zeitliche räumliche und soziale Routinen erneut zu verschieben und sich z. T. aufzulösen. Dennoch fühlte sich Jonas nach wie vor zuhause, das Gefühl verstärkte sich sogar. Dies ist einerseits durch die zunehmende Gewöhnung an die „neue“ Umgebung, die Dauerhaftigkeit der Anwesenheit, die Übernahme ortsspezifischer Praktiken in das eigene Handlungsrepertoire als auch durch den Aufbau lokalspezifischen Wissens und dessen Verifizierung durch Besuche oder

Lennert: Und was, würdest du sagen, ist in den sechs Monaten Kopenhagen für dich geworden?

Jonas: Also im Moment ist es schon Zuhause. Also klar, und das wird auch noch bis Ende der Woche auf jeden Fall so sein. Weil es ist halt einfach so die Stadt in der du wohnst da ist dann halt einfach zuhause. Wenn du dann länger so sechs Monate ist eigentlich schon genug dafür, sich heimisch einzurichten und zu fühlen. Also wenn's wenn's kürzer gewesen wär', wärs glaub ich nicht so gewesen. Und weil's halt ein Ort war, weil ich nicht hin und her gereist bin und ich verschiedene Stationen gemacht hab. Sondern weil's halt ein Ort geblieben ist, ist es schon sowas geworden wie Zuhause. Und ich weiß nicht wie sich das weiter entwickelt, wenn ich dann in Deutschland bin. Weil im Moment fühlt sich's an wie Zuhause [...]

Lennert: Und ... wenn du jetzt sagst, also die Stadt ist schon so dein Zuhause, deins geworden: Wodurch wird die deins?

Jonas: Ja einfach ähm ... einfach dass man äh hier lebt, dass man sich hier bewegen kann, dass man das alltägliche ... wie gesagt, der Alltag, das macht das halt. Und dass man die Leute, dass man halt Leute hat, mit denen man sich hier treffen kann. Einfach das normale Leben. Das ist es dann halt.

dgl., kurzum durch die Selbstverständlichkeit des ehemals neuen zu erklären. Auf der anderen Seite boten die letzten Monate Jonas die Möglichkeit, die für seine eigene Identität zentralen Elemente – Freunde, Feiern und Fußball – in solch extrapolierte Form zu erfahren, dass ihm scheinbar kaum etwas anderes möglich war, als sich in Kopenhagen zuhause zu fühlen. So bot ihm bspw. das Distortion-Festival¹¹³ die Möglichkeit, all die Attribute, die er an sich selbst sowie an und in Bielefeld so schätzt – Unkompliziertheit, Geselligkeit und ein wenig Hedonismus –, ungehindert in der Stadt

Lennert: Würdest du sagen, du hast in Kopenhagen gewohnt?

Jonas: Ja, doch. Natürlich hab' ich nicht die Wohnung sehr viel angepasst. Es sind nicht meine Möbel, die ich mir ausgesucht hab', ich hab' irgendwie keine Bilder an der Wand gehabt, die ich ausgesucht hab'. Es ist nicht meine eigene Wohnung gewesen, das merk' ich halt. Aber ich hab' schon versucht, das so ein bisschen anzupassen an mich, dass ich mich schon wohlfühle da drinnen; dass es nicht irgendwie nur zum Schlafen ist und dann will ich da schnell wieder raus sein, sondern das es auch okay ist, da längere Zeit zu verbringen. Das ist die Hauptsache, dass man sich irgendwie 'nen Raum schafft, an dem man auch locker vielleicht mal einen Tag, ohne komplett irgendwo anders hinzugehen, nur da bleiben kann und sich nicht unwohl fühlt. Und das geht eigentlich. Wenn du ein paar persönliche Gegenstände mitbringst, dann ist das in Ordnung. Natürlich geht es hier nicht so wie zuhause, weil es ist natürlich immer die begrenzte Zeit, du kannst nicht so viel Sachen mitbringen und hier jetzt Sachen kaufen und dann komplett einrichten, das wär' Verschwendug. Weil das ist alles nur temporär und das ist immer im Hinterkopf dann doch irgendwie. Aber trotzdem versucht man sich dann so einzurichten und ich glaub' das klappt auch und ich denke, wenn ich jetzt vielleicht dauerhaft nach Kopenhagen ziehen würde, dann hätte man natürlich 'ne eigene Wohnung und dann würde man sich auch komplett selbst einrichten. Also dann würd' ich mir auf jeden Fall nicht gefallen lassen, 'ne möblierte Wohnung zu übernehmen. Dann möchte ich meine eigenen Sachen haben und auch meinen eigenen Stil schaffen. Sonst würd' ich mich immer so fühlen, als würd' ich dauerhaft in der Wohnung von wem anders wohnen.

Lennert: Hat das Einfluss gehabt auf dein Leben hier?

Jonas: Nö, das nicht. Es hat dazugehört, dass ich jetzt nicht in der eigenen Wohnung, sondern in 'ner anderen wohne. Und deshalb hat es auch gepasst. In diesem Fall war es wichtig, dass es möbliert war, weil wenn ich mir hier 'ne unmöblierte Wohnung gesucht hätte, das hätte nicht geklappt. In dem Fall hat das praktische einfach überwogen.

auszuleben, mit anderen zu teilen und diese auch in anderen zu erkennen, d. h. nicht nur auf bestimmte Personen oder Gruppen, sondern auch auf die gesamte Stadt zu projizieren und sich entsprechend der so gebildeten Stadtbilder mit dieser zu identifizieren. In dieser Deutung ist es also nicht nur das Spektakel des Festivals, welche es bis ins kleinste Detail erzählenswert macht – „das spezielle war war halt, dass du an Orten gefeiert hast, wo man normalerweise nicht feiert: Tankstellen, Theater, Läden ... einfach auf Straßen und Plätzen, wo normalerweise nichts ist und was komplett anders ist“ – sondern auch die Möglichkeit, sich im Moment des Erlebens mit diesem zu identifizieren als sich auch über dieses in der Erzählung selbst zu positionieren.

Eine weitere Möglichkeit der gesteigerten Selbstvergewisserung bot, gerade im Juni, der Fußball. Über Sportschau und dem gelegentlichen Fußballspiel im Stadion (wie dem Länderspiel Schweden gegen Dänemark) hinaus ist es vor allem die WM, die es Jonas erlaubt, sein Interesse an Fußball als integralen Bestandteil seines Lebens auszuleben, mit anderen zu teilen und dabei Verbindungen bzw. Kontinuitäten zwischen Bielefeld und Kopenhagen herzustellen. So besucht er regelmäßig das Public Viewing in Nähe des Havneparken in Islands Brygge¹¹⁴ und bringt bei dieser Gelegenheit Freunde

¹¹³ Für Informationen zum Festival siehe [<http://www.cphdistortion.dk>] (7. Dezember 2014); für eine bessere Vorstellung der stadträumlichen Qualität des Festivals empfehle ich außerdem eine Bilder-Suche im Internet.

¹¹⁴ Auch hier wird eine Web-Suche unter dem Stichwort „Havneparken Islands Brygge“ empfohlen.

verschiedener Lebenssphären zusammen.

Im letzten Interview thematisiert Jonas auch noch einmal die Bedeutung der begrenzten Aufenthaltszeit in Kopenhagen für seine individuellen Verortungspraktiken und -prozesse. Denn während bspw. Freunde, Feiern und Fußball eine relativ zeitunabhängige Umsetzung ermöglichen und von Jonas auch so erlebt werden, bedarf es zur Umsetzung anderer Praktiken als Grundlage einer Beheimatung an einem neuen Ort von vornherein der Gewissheit einer langen (Aufenthalts-)Dauer. Um dies zu verdeutlichen, zieht Jonas seine Wohnung heran. Diese stellt für ihn eine wichtige Komponente dar, um sich in einer Stadt wohl zu fühlen, da sie Rückzugsort vom Stadtleben und Ruhepol, aber auch Ausgangsort zur Erkundung und Aneignung des neuen Umfelds zugleich ist. Um sich in dieser wohl zu fühlen bedarf es für Jonas zunächst nicht viel, denn „sobald du deine eigenen Dinge und persönliche Dinge halt irgendwie irgendwo reinstellst, dann bekommt das ganze auch ein bisschen was als ob es dir gehört.“ Ein paar Bilder sowie eine Deutschland-Fahne, die Jonas von seinen Freunden geschenkt bekommen hat und die somit ideelle Objekte darstellen, runden das Ganze ab. Funktionale Alltagsimporte, d. h. alltagspraktische Dinge, die ihm bedeutsam sind und damit ein Gefühl von biografischer Kontinuität geben, hat Jonas nicht mitgebracht bzw. erworben.¹¹⁵ Um jedoch ganz in einer Wohnung zu wohnen, bedarf es für Jonas einer umfassenden Einrichtung durch den oder die BewohnerIn, denn erst diese ermöglicht die volle Entfaltung der eigenen Persönlichkeit in der neuen Wohnung und damit ein Gefühl persönlicher Kontinuität – da dies aufgrund der äußeren Umstände, sprich der Temporalität seines Aufenthalts, jedoch nicht möglich war bzw. vielmehr als nicht lohnenswert empfunden wurde, musste sich Jonas auf ein paar ausgewählte Artefakte konzentrieren, um am Wohnort wenigstens z. T. ein Gefühl von Kontinuität zu seiner anderen Lebenssphäre aufrechterhalten zu können; der vorgegebene und standardisierte Rest der Wohnung bot mit seinen austauschbaren Ikea-Möbeln sowie den vorhandenen Wegwerf-Textilen als Ausdruck einer mobilen Lebensweise, von Marcus Schröer auch treffend als *Mobitektur* oder von Düllo als *Ikeasierung der Wohnwelt* bezeichnet,¹¹⁶ kaum Anknüpfungspunkte. Eine andere Ebene, auf der die Temporalität des Aufenthalts eine umfassende Anknüpfung an und über den Ort verhindert, stellt für Jonas die Fachschaftsarbeit dar. Auch hier merkt er an, dass er, würde er länger in Kopenhagen bleiben, sich auch an der KU beginnen würde zu engagieren und aktiv zu werden.

Doch hat die Temporalität für Jonas nicht nur eine begrenzende Funktion. Denn würde er aber länger bleiben, dann würde er sich, wie bereits im zweiten Interview thematisiert, verpflichtet fühlen, in Kopenhagen auch richtig zu studieren, d. h. ernsthafter und pflichtbewusster an das Studium heranzugehen, sich mehr auf die Lehrveranstaltungen vorzubereiten und bessere und mehr Prüfungen zu schreiben, anstatt sich primär mit seinen Freunden zu treffen und auch unter der Woche zumindest ab und zu feiern zu gehen. Somit ermöglicht und verhindert die Temporalität eine spezifische Aneignung der Stadt bzw. Verortung in der neuen Umgebung zugleich. Jonas kann seine Persönlichkeit in den sechs Monaten bspw. nicht über seine Wohnung oder die Fachschaftsarbeit als für ihn wichtige Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung ausleben, dafür jedoch mehr in anderen Bereichen wie dem gemeinsamen Fortgehen und Feiern mit Freunden. Da sich Jonas in

¹¹⁵ Zwar hat Jonas bspw. ein Fahrrad erworben und sich somit die Grundlage für die bereits auch schon in Bielefeld alltäglich praktizierte Mobilität geschaffen – das Fahrrad wäre damit ein Element zur Sicherstellung einer Alltagskontinuität –, doch wird dieses in den Interviews nur am Rande erwähnt.

¹¹⁶ Vgl. hierzu Hilti 2013: *Lebenswelten*, 233.

Lennert: Was hast du alles gemacht, was waren so die Hauptsachen, wie hast du die Stadt genutzt sozusagen?

Jonas: Na vor allem durch das Weggehen, also das hab' ich in Deutschland ja auch gemacht. Ne also das ist ja nicht so, dass ich hier das Weggehen also das in 'nen Club gehen oder in 'ne Bar gehen angefangen hab'. Sich mit Freunden treffen und dann Abends mal Zeit zu verbringen gehört für mich dazu. Es würde mir halt extrem was fehlen, wenn ich das gar nicht machen könnte. Das brauch ich halt, weil Freunde und sich mit den zu treffen, das gehört einfach, das muss einfach sein. ... Und du hast halt sozusagen das Worklife, also die Uni, was du halt tun musst, aber der Großteil war jetzt halt dieses halbe Jahr, Sachen tun, Sachen machen, die man wirklich machen will. Ohne Zwang wirklich das musst du jetzt tun, das musst du jetzt tun, das war der kleinste Teil. Das war nur das für die Uni und alles. Der Rest war wirklich, ich hab' das gemacht worauf ich Bock hatte, was ich machen wollte, wirklich ohne große Zwänge. Ohne viel Pflichten halt. Das wird jetzt in Deutschland natürlich wieder nicht so sein, da hat man mehr Pflichten, das ist natürlich so.

Kopenhagen dennoch zuhause fühlt, kann festgehalten werden, dass es für Jonas zur Beheimatung an einem neuen Ort zunächst v. a. einem Ausleben der eigenen Persönlichkeit bedarf, hierfür jedoch nicht eine vollständige Realisierung dieser von Nöten ist, sonder einer situativ-partielle Umsetzung bestimmter Bereiche und Aspekte bereits ausreichend ist. Somit erfolgt die Verortung die Möglichkeiten zur Realisierung der eigenen Persönlichkeit als Grundlage an verschiedenen Orten innerhalb eines multilokal-polytopischen Netzwerks niemals gleich und auch die Orte spielen niemals dieselbe Rolle für den oder die Einzelne, sondern sie ist abhängig vom lebensweltlichen Kontext als auch von der Konzeptionalisierung des Aufenthalts bzw. der biografischen Signifikanz, welche

dem Ort beigemessen wird. Je umfassender die eigene Persönlichkeit realisiert werden kann und auch realisiert werden soll, desto enger ist die Anbindung an einen Ort. So kann für Jonas Kopenhagen während Erasmus niemals wie Bielefeld sein, sich unter veränderten Rahmenbedingungen Bielefeld jedoch durchaus angleichen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich Jonas gegen Ende seines Aufenthalts in Kopenhagen zuhause fühlt, auch wenn es Differenzen zu seinem Leben in Bielefeld gibt und er seine Persönlichkeit in einigen Aspekten wie der Fachschaftsarbeit aufgrund der begrenzten Dauer des Aufenthalts nicht so ausleben kann, wie er es entsprechend seiner Vorstellung von Zuhause-Sein gerne würde. Da es jedoch keine objektiven Hinderungsgründe hierfür gibt, sondern sie auf einer bewussten Entscheidung Jonas' entsprechend seiner Vorstellung resp. Konzeptionalisierung des Aufenthalts beruhen – es lohnt sich nicht für ihn, sich für ein Semester an der KU zu engagieren –, wird erkennbar, dass es sich bei Kopenhagen um einen bestimmten Zwischenraum mit einer spezifischen Eigenlogik handelt, der weder Urlaub noch Zuhause, weder Auszeit vom Leben noch zentraler lebensgeschichtlicher Moment ist, sondern zwischen diesen beiden Polen lokalisiert ist. Die in Kopenhagen vorhandenen Bereiche seiner Lebenswelt wie Freunde, Feiern und Fußball sind jedoch ausreichend für Jonas, um eine Bindung an den Ort aufzubauen und dabei auch Verbindungen zu seinen anderen Lebensphären resp. -orten aufrecht zu erhalten und somit ein Gefühl biografischer Kontinuität zu erfahren. Auch wenn Kopenhagen als ein Add-on zu seinem eigentlichen Leben in Bielefeld begriffen wird, so ist es doch vollwertiger Teil in Jonas lebensgeschichtlicher Erzählung, da über den Ort die Realisierung seines eigenen Lebensentwurfs möglich ist. Da Jonas betont, dass die Temporalität von vornherein ein bestimmender Teil des Aufenthalts war, war ihm auch bewusst, dass er in Kopenhagen Abstriche bei der Selbstverwirklichung machen muss. Dass wird aber nicht als Defizit gewertet, sondern ist gerade charakteristisch für die Zeit in Kopenhagen und macht ihre Bedeutung in Jonas persönlichen

Lebensentwurf aus. Neben der bereits im zweiten Interview deutlich werdenden Bedeutung lokaler Spezifika für Jonas Verortung zeigt sich auch in den letzten Wochen die Rolle des lokalen Charakters Kopenhagens in Jonas Verortungsprozesse. So identifiziert er sich vor allem mit bzw. verortet sich über die durch ihn entworfenen Stadtbilder, entsprechend derer er sich im Alltag auch erfahren kann: Kopenhagen als eine junge, dynamische, unkomplizierte und freundliche Stadt.

Zusammenfassung

Am Ende von Jonas' Aufenthalt kann festgehalten werden, dass er sich innerhalb der sechs Monate zunehmend in Kopenhagen verortet hat, sodass die Stadt ihm ein Zuhause geworden ist. Folgende Komponenten waren dabei für Jonas wichtig: der Routinecharakter des Alltags, die Gewöhnung an die neue Umgebung und die sich daraus ergebende Selbstverständlichkeit, die Einbettung in ein soziales Netzwerk vor Ort sowie die Entfaltung seiner Persönlichkeit durch die Umsetzung seiner Vorlieben und Hobbys. Doch ermöglichen ihm diese nicht nur, sich in Kopenhagen zu verorten, sondern auch seine Beziehung zu seinem Leben in Bielefeld aufrechtzuerhalten und beide Lebenssphären aktiv miteinander zu verknüpfen. Dabei handelt es sich um eine multilokale Verortungspraxis, da es Jonas möglich ist, beide Orte zur gleichen Zeit zu seinem Leben in Beziehung zu setzen und beiden Relevanz für das eigene Leben nicht nur in der Erzählung zuzuschreiben, sondern auch Tag für Tag im Moment selbst zu erfahren.

Örtlichkeit und Temporalität Kopenhagens nehmen hierbei eine zentrale Stellung ein. So ermöglicht ihm erstere nicht nur, (situativ) bestimmte Praktiken und Perspektiven umzusetzen, sondern im Sinne einer produktiven Differenz auch neue anzueignen und gewohnte Deutungs- und Handlungsmuster neu zu verhandeln und zu adaptieren, ohne dies als Zwang wahrzunehmen, sondern im Sinne einer produktiven Adaptierung zu begreifen und zu erfahren. Zweitere ermöglicht in ihrer Vorläufigkeit Jonas, gefahrlos neues auszuprobieren und sich damit zumindest für den Moment in einigen Bereichen neu zu verorten, doch ist dieses Neue durch die Bindung an die spezifische Aufenthaltsituation nur als etwas temporäres vorstellbar; die Möglichkeit, dass diese Bereiche ebenfalls eine Wirkungsmacht über Kopenhagen hinaus entwickeln, ist für Jonas am Ende seines Aufenthaltes nicht denkbar, da es entsprechend seiner Lokalisierung zwischen den Orten nicht vorgesehen ist.

Der restriktive Charakter der Temporalität in Bezug auf die Qualität der Aneignung wird zwar durchaus thematisiert, doch da sich Jonas dessen bereits zu Beginn bewusst gewesen sein dürfte, sodass dieser auch zu erwartender Bestandteil des Aufenthalts in Kopenhagen war und dementsprechend nur vereinzelt im Rahmen der Fachschaftsarbeit oder eines selbstverständlich gewordenen Lebens vor Ort zur Sprache kommt. Das Fehlen dieser lebensweltlichen Komponenten ist daher auch nicht als Ausdruck eines überraschenden Unerwartet-Seins, aus dem sich Jonas' Mangel-Erzählung generieren, zu lesen, sondern vielmehr als Ausdruck eines durch die Mobilität sowie die Temporalität zu erwartenden Fehlens vor Ort. Denn auch wenn Jonas seinen Aufenthalt entsprechend der zu erwartenden, Erasmus-bedingten Gegebenheiten in Kopenhagen als Add-on mit all seinen Implikationen konzeptionalisiert hat und sich erfolgreich multilokal-polytopisch verorten konnte, so stellt sich durch die Erfahrung des Fehlens bisher gewohnter Aspekte seiner Lebenswelt dennoch ein Gefühl, wenn auch nur im geringen Maße, von Betroffenheit – ein lebensweltliches Heimweh – bei ihm ein.

Flora

Jeden Dienstag bietet das Studenterhuset einen Swing-Abend an.¹¹⁷ Von 19.30 Uhr bis 23.00 Uhr kann bei freiem Eintritt jedeR, der oder die möchte, erst an einem halbstündigen Tanzkurs teilnehmen, um später die neu erlernten Schritte ausgiebig auszuprobieren, beim PartnerInnentausch neue Leute kennenzulernen, in sicherer Entfernung den erfahrenen TänzerInnen zuzuschauen oder einfach mit Freunden zu plaudern. Der wöchentliche Swing-Abend war besonders im Januar eine der wenigen Möglichkeiten, andere Studierende, sowohl einheimische als auch internationale, abseits des Sprachkurses und der einschlägigen Welcome-Partys kennenzulernen, kam doch, zumindest zu Beginn, fast jedeR einmal vorbei; die ungezwungene Atmosphäre sowie das Miteinander-Tanzen vereinfachten das Kennenlernen ungemein. Bei einer dieser Gelegenheiten lernte ich auch Flora kennen. Sie war mit einem Kommilitonen aus meinem Sprachkurs ins Gespräch gekommen und so dauerte es nicht lange, dass auch wir ins Plaudern kamen und auch ein paar Mal miteinander tanzten. Flora war wie auch ich auf Erasmus in Kopenhagen und besuchte ebenfalls einen vorbereitenden Sprachkurs. Allerdings war sie in einer der Gruppen, welche am City-Campus unterrichtet wurden, sodass wir uns bis dahin noch nicht gesehen hatten. Es stellte sich auch bald heraus, dass Flora und ich in derselben Nachbarschaft wohnten, lediglich zwei Wohnblöcke voneinander entfernt. Es dauerte daher auch nur zwei Tage, bis wir uns, beide auf dem Heimweg von unserem Sprachkurs seiend, zufällig auf der Straße trafen. Wir kamen ins Gespräch und tauschten unsere ersten Erfahrungen in und über Kopenhagen aus. Da diese sehr ähnlich waren – wir fühlten uns beide noch nicht so recht integriert und ein wenig verloren am neuen Ort, konnten beide mit den zahlreichen Erasmus-Partys und -Bars nur wenig anfangen, sodass der Tanzabend für uns eine willkommene Abwechslung im wöchentlichen Veranstaltungskalender bot –, entwickelten sich rasch Sympathien; wir fuhren mehrmals gemeinsam zu den Tanzabenden und ich konnte Flora ab und zu davon überzeugen, vielleicht doch einen Tanz zu wagen. Darüber hinaus sah ich Flora jedoch kaum. Dennoch entschied ich mich, sie um die Mithilfe an meiner Masterarbeit zu bitten, worauf sie auch ohne großes Zögern einging. Zwar besuchten wir weder den selben Sprachkurs, noch würden wir später gemeinsam Vorlesungen oder Seminare besuchen oder überhaupt am selben Campus sein, doch schien mir das im Falle Floras auch nicht von Nöten, da ich sie als sehr offene und lebenslustige Person erlebt hatte und sie auch insofern als zuverlässig einschätzte, als dass sie sich auch später im Semester bei mir melden und an Interviews teilnehmen würde. (Was sich auch ohne Weiteres bewahrheiten sollte.) Die Nähe unserer Wohnungen zueinander schien mir ein weiterer Pluspunkt zu sein, vereinfachte dies doch ungemein die Ortsfindung für ein Interview und machte auch ein kurzfristiges Treffen möglich – ein Faktor, der sich bei Flora als besonders wichtig erweisen sollte. Denn während bei allen anderen InterviewpartnerInnen die Termine zumeist eine Woche im Voraus festgelegt wurden und spätere Nachfragen zu den Interviews nur schwer möglich waren, konnten ich Flora auch spontan um Ergänzungsvideos bitten, wenn sich bestimmte Aspekte bei der Transkription als besonders interessant herausstellten sollten oder mir zusätzliche Aspekte einfießen, die im eigentlichen Interview nicht thematisiert wurden. Diese Ergänzungen dauerten in der Regel nicht länger als zehn Minuten und hatten oft den Charakter informeller Gespräche, wurden also nicht mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet. Floras Bereitschaft, sich für diese auch Zeit zu nehmen, darf an dieser Stelle allerdings nicht vergessen werden – so trafen wir uns später

¹¹⁷ [<http://studenterhuset.com/eventprofil/swing-dance/>] (11. Dezember 2014).

auch einmal früh um 9.00 Uhr noch halbverschlafen auf einer sonnigen Bank vor dem Haus, nur um lediglich eine Frage zu diskutieren, was meines Erachtens einen ziemlich hohen Anspruch an eine Interviewpartnerin darstellt.

Zur Person

Flora ist 23 Jahre alt und studiert an der ETH Zürich Lebensmittelwissenschaften. Ursprünglich kommt sie aus Luzern, wohnt aber seit Beginn ihres Studiums in einer 7-Personen-WG in Zürich. Ist sie zu Beginn ihres Studiums noch wöchentlich nach Luzern gependelt, da sie dort als Schwimmlehrerin tätig war, ist sie mittlerweile seltener in Luzern – doch besucht sie für gemeinsame Familienessen oder dgl. noch immer regelmäßig die Stadt. So gab es für Flora nie das Gefühl eines absoluten Bruches in ihrem Leben und zwischen den Orten, wie sie auch selbst sagt. Die beiden Orte sind damit im Sinne sowohl einer multilokalen als auch polytopischen Verortungspraxis zu begreifen. Das bedeutet, dass abgesehen von der biografischen Kontinuität zwischen den beiden Orten zwar keine räumlichen oder sozialen bestehen, aber dennoch persönliche. So differenziert Flora zunächst deutlich zwischen Zuhause und Zuhause-Zuhause, führt aber nicht weiter aus, was sie darunter versteht. Bei weiterer Betrachtung des Interviews wird jedoch deutlich, dass ein anderer Begriff Floras Konzeption von Zuhause und damit auch ihre Verortung viel deutlicher werden lässt: Familie. Für Flora ist sie Ausdruck eines gemeinsam geteilten Lebens und damit grundlegend für die

Lennert: Welche anderen Erfahrungen an Ortswechseln hast du sonst noch gemacht?

Flora: Das nächste war dann Ausziehen von Luzern nach Zürich, aber ich geh' nach wie vor immer, also ich bin die ganze Studentenzeit am Wochenende immer von Zürich nach Luzern zurückgegangen, weil ich als Schwimmlehrerin gearbeitet hab' am Samstagmorgen und das aber in Luzern. Deshalb muss' ich sowieso immer wieder nach Hause, also ist dort nicht ein, es ist nie riesig eingeschnitten.

Lennert: Und wie ist deine Wohnsituation zuhause? Sei es in Luzern oder dann wahrscheinlich bei deiner Familie, aber auch dann in Zürich?

Flora: In Zürich wohn' ich in einer WG. Also wir sind zu sieben und haben einen Stock, den obersten Stock eines Hauses, der gehört dann einfach uns sozusagen. Und ja, also, aber ja, wir sind nicht sehr eng miteinander befreundet. Wir haben jeweils, jeder hat so zwei drei Leute die er gut mag und der Rest ist einfach okay. Aber es es ist auch in Ordnung so, weil wir sind alle beschäftigt und dann wenn nichts läuft zuhause und dann schaut man dass man irgendetwas zu tun hat und ja ich ich bin meistens unterwegs und schlaf' dort und ess' dort und fertig. [...] Und dann überhaupt hab' ich mir auch gar nie Gedanken gemacht, dass ich zuhause alleine sein könnte. Vielleicht auch weil ich in Zürich auch keine Familien-WG habe, also, weil ich es nicht gewohnt bin wenn ich zuhause bin, also nicht Zuhause-zuhause, aber dann bin ich eigentlich für mich selber. Und in Luzern zuhause, also wir sind schon eine Familie.

eigene Positionierung in der Welt. So führt sie in ihren Erläuterungen bspw. immer wieder ihre Eltern an und antwortet auf die Frage, wie sie sich auf die Zeit in Kopenhagen vorbereitet hat: „[D]ie größte Vorbereitung, die ich hatte, waren Gespräche meiner Mutter die sie geführt hat mit unseren Nachbarn [...]\”. Ihre Anbindung an die Eltern ist auch nach dem Auszug immer noch sehr hoch, sie sind Ratgeber in allen Lebenslagen und ihre Meinung ist für Flora sehr wichtig – sie stellen für sie einen Pol der Sicherheit und Orientierung dar. Da Floras Eltern in Luzern wohnen, bezeichnet sie dieses auch als Zuhause-Zuhause. Im Gegensatz dazu steht ihre Wohnsituation in Zürich: Zwar wohnt sie mit sechs anderen zusammen, doch bezeichnet sie ihre WG als eine Zweck-WG bzw. als eine Nicht-Familien-WG: man wohnt zusammen, man kommt miteinander aus, aber man lebt nicht miteinander, sondern nur nebeneinander. Jeder und jede verfolgt eigene Interessen und Ziele und führt mehr oder weniger ein Leben

unabhängig von den anderen, sodass ein gemeinsames Abendessen schon das höchste der Gefühle ist. So bezeichnet sie Zürich auch nur als Zuhause. Über den Begriff der Familie entwirft Flora in ihrer Erzählung somit ein System gradueller Abstufungen zwischen den verschiedenen Orten ihres Lebens, wobei Luzern als Wohnort ihrer Eltern für Flora noch immer bedeutsamer scheint als ihr aktueller Wohnort Zürich, da sie sich nach wie vor über ihre Eltern (in Luzern) verortet.

Die Differenz an individueller Bedeutung der verschiedenen Orte für Flora wird darüber hinaus an der Charakterisierung dieser deutlich: So entwirft sie Luzern als gemütlichen Ort mit vielen kleinen netten Cafés, in dem viele junge und kreative Menschen leben, da er ihnen ermöglicht, sich frei zu entfalten und sich so zu erleben wie sie möchten. Zürich hingegen ist ein Ort, an dem Menschen wohnen, „die viel Geld haben oder gerne viel Geld hätten. Hektisch, und jeder strebt nach Erfolg und es ist sehr wichtig was andere Leute von einem halten und es ist einfach sehr schnell.“ Da die besondere Qualität Zürichs für Flora zunächst nicht so sehr mit ihren eigenen Vorstellungen und Interessen korrespondiert, identifiziert sie sich auch über den Bereich des Stadtlebens mehr mit Luzern. Dennoch verortet sie sich auch in Zürich, da es ihr dort durch das Studium einerseits möglich ist, lebensgeschichtliche Kontinuität zu erfahren; andererseits identifiziert sie sich auch stark mit dem Studieren selbst, d. h. mit dem Lernen, Üben, sich Vorbereiten etc., sodass sie in Zürich durchaus einen bestimmten Bereich ihrer Interessen entfalten und somit einen Umweltbezug herstellen und sich als wirkmächtig erfahren kann – wenn auch nur in bestimmten Situationen und über bestimmte Aspekte ihrer Person. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Flora ein komplexes Bild ihres polytopischen als auch multilokalen Ortsnetzwerks zeichnet, welches zwar auf Basis einer durchweg erfahrenen lebensgeschichtlichen Kontinuität konstituiert wird, diese Kontinuität jedoch keine allumfassende Gleichzeitigkeit bzw. persönliche Gleichwertigkeit der Orte bedingt. Vielmehr werden durch situationsabhängige Zuschreibungen deutliche Differenzierungen zwischen den jeweiligen Orten vorgenommen, welche für Flora situativ ausgehandelte Verortungen zulassen. Differenzierungsmarker, über welche solche Zuschreibungen erzählt werden, sind z. B. ihre Familie, ihr Studium sowie das Stadtleben.

Der Beginn

Das erste Interview führten Flora und ich in der letzten Januarwoche. Die Dänisch-Prüfung bereits erfolgreich absolviert, hatte sie die ganze Woche über frei; auch für sie würde das eigentliche Semester erst eine Woche später beginnen. Doch während viele die Zeit nutzten, noch einmal nach Hause zu fahren oder die Nachbarländer zu entdecken, blieb Flora in Kopenhagen. Wir trafen uns an einem für den Kopenhagener Winter eher untypischen warmen Dienstag Abend bei ihr in der Wohnung, um bei einem Tee gemütlich über ihre Erfahrungen und Erlebnisse der ersten drei Wochen zu sprechen. Wie auch ich hatte sie zu dieser Zeit noch keineN MitbewohnerIn, wohnte also noch allein in der 2-Zimmer-Wohnung in Tranehavegård / Sydhavn¹¹⁸. Zum Swing-Abend im Studenterhuset sollte sie im Anschluss an das Interview allerdings nicht mitkommen.

Flora hat in ihrem Leben bereits zahlreiche Erfahrungen des Ortswechsels gemacht. So war sie während ihrer Schulzeit einmal für zehn Monate als Austauschschülerin in den U.S.A., lebte dort bei einer Gast-Familie und ging zur High School – dabei betont sie den engen Kontakt mit der Familie, den sie auch nach mehr als fünf Jahren immer noch aufrecht erhält und pflegt. Die Dauer des

¹¹⁸ Vgl. hierzu [http://housingfoundation.ku.dk/housing_options/shared-apartments/tranehavgaard/] (18. Februar 2015).

Aufenthalts sowie die Einbettung in feste bzw. bereits etablierte (Familien-)Strukturen lassen Flora auch von einem Alltagsleben in den U.S.A. sprechen, während die zwei Jahre später, für vier Wochen

Lennert: Und vor dem Hintergrund dieser ganzen Erfahrung und deiner Lebenssituation zuhause: Wie würdest du diesen Schritt beschreiben, hier her zu gehen?

Flora: Es ist eher: Jaja, ich schau mal. Es ist nicht so schlimm. Es ist etwas, das ich mich drauf gefreut habe, also ich hab' mich sehr gefreut zu kommen, aber ich hatte weder Zeit noch das Gefühl, dass ich den Kopenhagenaustausch extrem auch zum Thema machen müsste. [...] Ich habe überhaupt nicht das Gefühl, nur weile meine Veränderung im Ausland ist, dass die dann speziell ist. Also im Prinzip fühl' ich mich immer noch, ja ich bin ja einfach, ich geh' einfach meinen geradlinigen Weg. Ich hab' den Bachelor gemacht, jetzt fang' ich den Master an. Dass jetzt das erste Semester in Kopenhagen ist, ist nicht so speziell, ich werd' ja dann wieder zuhause weiter machen.

Lennert: Und was ist dieser Erasmus-Aufenthalt dann für dich?

Flora: Es ist ein Intermezzo. Das trifft es gut. Es ist Pause von der ETH. Also ich bin nicht die einzige, das weiß ich von anderen ähm, die Zeit an der ETH ist relativ zeitintensiv, das ist dann einfach nach den drei Jahren, langweilig ist das falsche Wort, aber man hatte genug von dem ganzen Zirkus, man wollte dann nicht immer wieder die gleichen Fratzen sehen. Und bei uns gibt es sehr sehr viele die ein Jahr Pause haben. Also es gibt kaum jemanden der nichts tut. Die meisten füllen es sich mit Praktika oder mindestens ein halbes Jahr Ausland. Mein Jahr ist eigentlich ... Praktikum ein halbes Jahr und dann halbes Jahr im Ausland studieren.

Lennert: Und warum hast du dich jetzt für's ins-Auslandgehen entschieden?

Flora: Vielleicht weil ich schon in Amerika war, dass ich weiß dass es nicht so wild ist wegzugehen, also dass es schon klappt, dass es irgendwie zum Stehen kommt. Und mein ganzer Freundeskreis ist wahrscheinlich eher tendierend auf auslandfreundlich, also in der Klasse in der ich dann die Matura gemacht habe, dann waren wir 20 Leute und es waren 16 von 20 weg, d. h. eigentlich alle meine Freunde waren auch die zehn Monate in der Welt. Und von denen die sind, also ich bin immer noch sehr gut befreundet mit denen. Von den sind eine also ist gerade weg, eine ist gerade wieder nach Hause gekommen, zwei andere planen etwas, also es ist irgendwie, ja, es ist immer eine Frage, es ist eigentlich nicht die Frage gehts du oder gehst du nicht, sondern wann gehst du (lacht) und wohin? Also es ist wirklich eigentlich ein omnipräsentes Thema, da muss man nicht einen Geistesblitz haben, um auf die Idee zu kommen. Die Idee ist schon da.

besuchte Sprachschule in Florenz als Ferien charakterisiert wird: Viele Personen aus verschiedenen Ländern versuchen gemeinsam Italienisch zu lernen, es wird viel unternommen etc., allerdings gibt es keinerlei Verpflichtungen wie z. B. eine Abschlussprüfung. Neben den zahlreichen Urlaubsreisen, die hauptsächlich Städtetrips mit den Eltern waren, verbrachte Flora – als Kind sehr oft, mittlerweile seltener – mehrere Sommermonate bei ihren Großeltern, welche ein Ferienhaus in Italien besitzen. Sie verfügt damit über einen weit zurückreichenden und umfassenden Erfahrungsschatz multilokaler bzw. polytopischer Verortungen. Erneut ins Ausland zu gehen, ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Einerseits gehört es mehr oder weniger zu ihrem Alltag, selbst ins Ausland zu gehen, aber auch, Familie und Freunde in Ausland zu haben. So charakterisiert sie bspw. ihren Freundeskreis als „auslandsfreundlich“: Bereits seit der Schule gilt es als Normalität, dass Freunde einige Zeit im Ausland verbringen und dies auch öfters tun. Wie sie treffend erzählt: Es ist nicht eine Frage des ob oder ob nicht, sondern eine Frage des Wann und Wohin. Verweist sie hier jedoch noch eher auf individuelle Entscheidungen von einzelnen Personen, verstärkt sie an anderer Stelle die Selbstverständlichkeit des Auslandsaufenthalts fast zu einer normativen Bringschuld, in dem sie diesen von der individuellen Ebene löst und an eine überindividuelle, institutionalisierte Struktur – die der ETH Zürich – koppelt. So sei es dort selbstverständlich, sich nach dem Bachelor mindestens ein Semester Auszeit zu nehmen und ins Ausland zu gehen oder ein Praktikum zu absolvieren;

es gäbe kaum jemanden, der oder die das nicht tun würde. Allerdings spricht Flora nicht von einer Pflicht bzw. einem Zwang, ins Ausland zu gehen – sie kann ihre Entscheidung durchaus als persönliche begründen: das Gewohnheit-Sein an das Uni-Leben an der ETH, sowohl in Bezug auf das Studium als auch in Bezug auf das soziale Umfeld, welches bereits an Langeweile grenzt und sie daher nach Abwechslung suchen lässt einerseits, andererseits die geringe Freizeit, auch im Sommer, an der ETH, welche ein Reisen mehr verhindert als ermöglicht. Hier zeigt sich erneut die Normalität des Reisens für Flora. Zwar spricht sie von einem Intermezzo, doch handelt es sich um ein bereits vorgesehenes und vorgegebenes, welches integraler Bestandteil ihrer Studienbiografie ist und damit in Bezug auf ihre Lebensgeschichte nicht Bruch oder Pause, sondern Kontinuität bedeutet – nicht ins Ausland zu gehen würde hier wahrscheinlich als Diskontinuität der eigenen Biografie gewertet werden. Die Selbstverständlichkeit, die Normalität sowie das Gewohnt-Sein des Reisens lassen den Kopenhagen-Austausch daher bereits zu Beginn als etwas gewöhnliches, erwartbares erscheinen. Da der Aufenthalt als selbstverständlicher Teil ihrer Studienbiografie verstanden wird, aber auch, da er innerhalb ihres familiären Kontexts im Vergleich zu den biografischen Umbrüchen ihrer Geschwister nicht als besonders erzählenswert gilt, hat Flora weder das Gefühl, diesen im Vorhinein umfassend thematisieren zu müssen, noch, nach Beginn des Aufenthalts aufgeregt, gespannt oder erwartungsfroh zu sein.

Darüber hinaus zieht Flora immer wieder Vergleiche zwischen der Schweiz, Dänemark und den U.S.A., aus denen sich die Bedeutung Kopenhagens für sie herauslesen lässt. Am Beispiel unterschiedlicher Mobilitätsformen und „kultureller Kleinigkeiten“ entwirft sie eine Dichotomie zwischen den U.S.A. und Europa (und damit auch die U.S.A. und Europa an sich): Während es in den U.S.A. nötig sei, selbst die kürzesten Wege mit dem Auto zu fahren, sei es in Europa möglich, mehr

den öffentlichen Personennahverkehr sowie das Fahrrad zu nutzen. Außerdem sei es schwieriger, sich mit AmerikanerInnen zu befreunden, da die diese zwar zuerst offener seien als Europäer (welche eher zurückhaltend seien), es später jedoch umso schwieriger sei, eine tiefgründige Freundschaft mit ihnen aufzubauen. Da Flora, basierend auf ihren bisherigen Erfahrungen „das Gefühl gehabt [hat, sie ist] vielleicht einfach vom Mensch her Europäerin“, zieht sie es (neben anderen Beweggründen wie der Nähe zu ihrer Familie) nicht nur vor, in Europa zu bleiben – die kulturelle Nähe, die sei in ihrer Erzählung entwirft, führt ebenfalls dazu, dass der Aufenthalt in Kopenhagen von Beginn an vorstellbar und damit in gewisser Weise auch berechenbar ist. Ob die von Flora entworfene kulturelle Nähe tatsächlich im Alltag erfahrbar ist und Auswirkungen

Lennert: Und dein regulärer Studienort Zürich: Welche Bedeutung hat der für dich, wie ist es dort?

Flora: Ja ich hab mich irgendwann entscheiden müssen, was ich studieren möchte und es war entweder ein JUS-Studium oder Lebensmittelwissenschaften. Das Problem dabei war dass Lebensmittelschaft an der ETH ist und eigentlich wollte ich nie an die ETH. [...] Also man kann es sonst nirgends studieren, deshalb war es gar keine Frage, also die Studienwahl war dann auch Studienortwahl.

Lennert: Nirgendwo außerhalb Zürichs?

Flora: Nein, das gibts nur in Zürich. Also man kann ähnliche ist auch ein Studium, also man könnte Ernährungswissenschaften studieren, aber das wollte ich nicht. Und man kann ähm irgendetwas mit der Lebensmitteltechnologie an Fachhochschulen studieren, aber das wollt ich auch nicht.

Lennert: Aber beschränkt sich das auf die Schweiz oder auf den gesamten deutschsprachigen Raum?

Flora: Oh nein, nein! Das beschränkt sich auf die Schweiz. Ja, das ist natürlich, ja vielleicht hätte ich das erwähnen sollen, es ist mir gar nicht in den Sinn gekommen, dass ich im Ausland studieren könnte. Das ist außerhalb meines Horizonts.

auf ihre Verortung hat, ist jedoch nicht zu beurteilen.

Darüber hinaus ist wichtig zu erinnern, dass sich Flora zwar durchaus über eine polytopisch-multilokale Verortungspraxis verfügt, diese in ihrem Fall jedoch nicht eine Gleichwertigkeit zwischen den Orten erzeugt. Vielmehr existiert ein Ausgangspunkt – Luzern / Zürich bzw. die Schweiz, von dem aus Bezüge zu allen anderen hergestellt werden. Das wird besonders deutlich bei der Frage nach ihrer Studienwortwahl: Für sie ist es selbstverständlich, dass sie nur in der Schweiz studieren kann; ins Ausland zu gehen, d. h. einen gesamten biographischen Abschnitt dorthin zu verlegen, ist außerhalb, wie sie auch selbst sagt, ihres Horizonts. Flora verfügt also über ein komplexes Netzwerk verschiedener Orte, die in Bezug auf ihr Leben eine unterschiedliche Bedeutung haben und eine spezifische Verortungspraxis erkennbar lassen werden. So verortet sich Flora lebensgeschichtlich grundlegend in der Schweiz, zwischen Luzern und Zürich. Diese Orte verweisen jedoch wiederum auf andere Orte wie die U.S.A., Florenz, Kopenhagen etc. Allerdings sind diese für Floras biografische Verortung zweitgereiht, da sie immer über ihre Primärorte vermittelt sind.

Nun jedoch zu Floras ersten Wochen in Kopenhagen. Angekommen ist auch sie bereits ein paar Tage vor dem Sprachkurs am Kopenhagener Hauptbahnhof. Nachdem sie die Schlüssel für ihre Wohnung bei der Housing Foundation in Frederiksberg abgeholt und ihre Wohnung bezogen hatte, ist sie mit dem Bus zurück zum Bahnhof gefahren, um am Tivoli vorbei in Richtung Rathaus zu gehen, um von dort aus entlang der Strøget die Innenstadt zu erkunden. Dabei ist sie jedoch nur umhergelaufen, hat sich Stadt, Menschen und Geschäfte angeschaut und ist nicht in Cafés oder dgl. gegangen. Da es um 16.00 Uhr jedoch bereits wieder dunkel wurde oder war, ist sie nur für ein paar Stunden in der Innenstadt geblieben und anschließend wieder zurück zu ihrer Wohnung gefahren. Ihre Wohnumgebung hat sie (auch die nächsten Tage) nicht weiter erkundet. Denn im Gegensatz zur Innenstadt, welche für sie der Ort ist, an dem das eigentliche Leben spielt und welche zunächst Orientierung in der neuen Umgebung bietet, welche also zumindest zu Beginn die stadspezifischen Qualitäten komprimiert und in sich verdichtet und damit ein „Fassen“ der Stadt ermöglicht, bot ihr

Lennert: Manche sagen ja: Erasmus ist nur Party die ganze Zeit oder meinewegen 'rumreisen oder auch wirklich zum Studieren – gibt es da irgendeine Richtung, in die du tendierst?

Flora: Schwierig. Man man kann ja nicht auf Erasmus gehen und davon ausgehen, dass man nie in den Ausgang geht. Aber Ich bin zuhause kein so Partyhäusl und ich werd's wohl auch hier nicht sein. Also ich hab' das Gefühl, es wäre ja eine Lie, eine Lüge mir gegenüber, wenn ich plötzlich nur noch im Ausgang wäre. Das mach ich zuhause ja nicht weil es mir nicht so zusagt. Warum soll ich es dann jetzt hier tun. Aber ich denk' schon, dass ich öfters weggehe als zuhause. Und vor allem jetzt auch am Anfang, um Leute kennenzulernen. Ich hoffe schon, dass ich ein oder zwei gute Freundschaften machen werde. Aber das kann man ja nicht wissen im Vorhinein. Aber das hoff' ich jetzt. Ich hoffe eben etwas von Dänemark, also vom Land auch zu sehen und von der Stadt, aber ich sehe keinen Zweck für mich darin, jetzt viel rumzureisen. ... Sonst, ja. Studieren halt schon ein wenig.

Wohnumfeld aufgrund dezentraler Lage und fehlender Belebtheit lediglich Belanglosigkeit und Tristesse. Die Ankunft am neuen Ort stellt für Flora jedoch keine ungewohnte Situation dar, sodass auch ihre Beschreibungen von einer gewissen Sicherheit im Umgang mit der noch ungewohnten Stadt zeugen: Orte werden zielsicher ausgewählt und ohne in der Erzählung nennenswerte Zwischenfälle selbstständig besucht; die Tatsache, an einem neuen Ort zu sein ist aufgrund ihrer Mobilitätserfahrungen gewöhnlich und wird daher gar nicht thematisiert.

Die nächsten Tage und Wochen waren für Flora vor allem durch den Sprachkurs geprägt, da dieser zeitliche und räumliche Strukturen etablierte sowie erste soziale

Bezüge herzustellen und damit am neuen Ort einen Alltag zu etablieren half. Ihre freie Zeit verbrachte sie mit diversen (selbstständigen) Erledigungen wie Einkaufen oder sich ein Fahrrad besorgen sowie den meist an diese gekoppelten Stadterkundungen, aber auch mit gemeinsam mit Kommilitonen unternommenen Aktivitäten wie Kochabenden oder eben dem Swing-Tanzkurs. Allerdings empfindet sie die gemeinsamen Unternehmungen mehr als Pflicht denn als Vergnügen: „Irgendwie hab' ich immer versucht mitzumachen, um den Anschluss nicht zu verpassen. Ich hab' einfach, ich hab' so Go-With-The-Flow ein bisschen versucht zu machen, was sie so machen.“ Dies liegt u. a. daran, dass Flora das Gefühl hat, nicht einfach sie selbst sein zu können, sondern dass jedes Wort und jede Handlung von ihr von den anderen registriert, gewertet und sie in eine bestimmte Schublade gesteckt wird, sodass sie sehr bedacht auf ihr Auftreten sein muss, um am Ende nicht allein dazustehen. Denn dies wäre für Flora einer der ausschlaggebenden Momente, den Aufenthalt abzubrechen: allein zu sein, von niemanden verstanden zu werden und die Erlebnisse mit niemanden vor Ort teilen zu können. Daher versucht sie, auch wenn es Stress bedeutet, möglichst viel mit anderen zu unternehmen.

Lennert: Aber probierst du einfach aus oder guckst du dann auch auf deinem Handy oder auf Google Maps, wie machst du das?

Flora: Also es kommt ein bisschen drauf an. Wenn ich abgemacht habe, dann schau' ich nach, dann geh' ich überhaupt nicht nach gut dünken. Aber auf dem Heimweg, da fahr' ich schon einfach irgendwo, weil dann weiß ich auch die Richtung und ich hab' auch so Eckpunkte, zum Beispiel den Bahnhof, und dann weiß ich ungefähr wo. Und dann der Gammelkongevej, das ist so ein anderer Eckpunkt, wenn ich nördlicher von dem bin, dann bin ich nicht mehr safe sozusagen. Und dann ist es auch die Enghavevej oder wie man das ausspricht, das ist so das Dreieck, das ich kenn' und da drin hab' ich wahrscheinlich schon jede Straße mal genommen, aber so außerhalb nicht.

Lennert: Okay. Also du hast sozusagen so Eckpunkte und dazwischen ...

Flora: ... kann ich mich bewegen, ja.

Lennert: Und wie stellst du dann fest, dass du dann an die Grenze von von deinem Dreieck kommst?

Flora: Also das eine, das sind ja einfach die Schienen. Die kann man nicht verfehlten. Und das andere, dass sind die zwei Straßen, die ich am Anfang mit dem Bus gefahren bin. Und die kenn ich, also vom Busfahren.

Lennert: Und jetzt in der Innenstadt?

Flora: Also ich find' die Strecken die ich öfter fahre, die kann ich langsam einordnen, wo die auf der Karte so sind. Und zum Beispiel auch zum Studentenhaus komm' ich jetzt ohne Umwege. Aber sonst ist das immer noch ein bisschen ein diffuser Haufen für mich. Es ist einfach Straßen, Straßenecken, da mal ein Tor, da Café, da nicht Café, da Bar, da Einkaufsladen. [...] Also wenn ich an einen bestimmten Ort muss, dann muss ich mir die Karte anschauen. Das einzige, was als Eckpunkt liegen kann, ist das Rathaus und der Roundtower und die Schule, in der ich war. Und vielleicht das Nationalmuseum. Das sind meine Eckpunkte.

Ihr Ziel ist es, für die Zeit in Kopenhagen zumindest ein paar gute FreundInnen zu finden; es ist weniger die Quantität der Freundschaften entscheidend – welche gemeinsame Aktivitäten des Öfteren erlauben würde – als vielmehr die Qualität – welche zwar die Anzahl möglicher Unternehmungen verringern kann, dafür aber auch einen persönlicheren Kontakt fördert. Einerseits hat Flora studienbedingt gar nicht die Zeit, sich permanent mit Anderen zu treffen und was zu unternehmen – Montag und Dienstag muss sie ganztags auf die Uni, Mittwoch und Donnerstag nur halbtags –, andererseits ist es für sie nicht nur in Ordnung, Zeit allein zu verbringen, sondern auch wichtig: „Ich [bin] es einfach gewohnt, zuhause ruhig alleine was zu tun, was man will, denken was man möchte.“

Da sie zum Zeitpunkt jedoch noch keine wirklich guten FreundInnen gefunden hat und ihr die Unternehmungen innerhalb der großen Erasmus-Community nur selten zusagen, fühlt sie sich von einem Gefühl der Einsamkeit bedroht, dem sie sich mit diversen Aktivitäten wie Schwimmen gehen, ins Museum gehen oder einfach nur

Socken kaufen zu entziehen versucht. Auch hat sie eine Liste von Cafés erstellt, die sie gerne ausprobieren möchte: Obwohl sie laut ihrer Erzählung nicht gern allein in Cafés geht und bisher kaum Freundschaften geschlossen hat, war sie innerhalb der ersten drei Wochen in schon erstaunlich vielen Cafés, u. a. im Café Paludan, im Café N, im Studenterhuset oder im The Living Room – und das sind nur die, die sie mir im Interview empfiehlt. So hat Flora in den ersten drei Wochen bereits sehr viel von Kopenhagen gesehen. Denn zum Einen konzentrieren sich ihre bisherigen Aktivitäten nicht auf einen bestimmten Raum wie die Innenstadt, zum Zweiten ermöglicht ihr auch das Fahrradfahren, relativ viel von der Stadt abseits ihrer Hauptdestinationen zu sehen. So haben sich bei Flora innerhalb der drei Wochen, bedingt durch ihren Sprachkurs, ihre Innenstadt-fokussierte Erkundungen sowie das Fahrradfahren bereits deutlich räumliche Routinen herausgebildet. Flora spricht hierbei von Eckpunkten, die ihr Orientierung und Sicherheit im Stadtraum gewährleisten und damit auch die Grundlage für weitere Erkundungen innerhalb der Zwischenräume dieser, sodass sie manche Stadtquartiere bereits bis in die hintersten Ecken erkundet und, zusammenfassend betrachtet, einen umfassenden Einblick in Kopenhagen abseits der Hot Spots erhalten hat. Der Charakter der Eckpunkte lässt dabei deutlich auf die Form der Aneignung schließen: Sind es in Vesterbro als Transitraum Straßen¹¹⁹, an denen sie sich orientiert, sind es in der Innenstadt als Ort gezielter Destinationen konkrete Orte wie Gebäude oder Cafés. Auf der von ihr angefertigten Mental Map wird deutlich, dass Orte und Gegenden außerhalb der beiden Orientierungszenen nur lose oder gar nicht miteinander verbunden gezeichnet wurden, während sie in der Nähe bzw. innerhalb dieser die Orte (welche z. T. auch die Eckpunkte sind) stärker durch Straßen miteinander verbunden und so in eine stadträumliche Relation zueinander gesetzt sind. Die Detailliertheit und relative Genauigkeit ihrer Karte – diese enthält neben ihrem Wohnort zwei anderen Studentenwohnheime, drei Uni-Campi, den Bahnhof, das Rathaus, das Hallenbad, drei Cafés, ein Museum, alle Gewässer Kopenhagens und zwei Metro-Stationen – lässt auf eine umfangreiches Stadtwissen sowie auf eine relative Orientierungssicherheit bereits zu Beginn ihres Aufenthalts schließen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Flora innerhalb der drei Wochen zwar erste Routinen am neuen Ort herausgebildet hat, diese aber nur bedingt zu ihrer persönlichen Verortung in Kopenhagen beitragen. So unternimmt sie zwar viel mit anderen AustauschstudentInnen (und auch allein), doch erlebt sie das Miteinander als nicht bedeutsam genug, um dies in den Interviews detaillierter auszuführen. Dennoch stellen diese Unternehmungen gemeinsam mit ihren eigenen – Beispiele für diese wären das Schwimmen gehen oder die Café-Besuche – eine wichtige Grundlage zur Verortung in Kopenhagen dar, da sie über diese, zumindest z. T., bereits einen Umweltbezug herstellen und ihre eigenen Interessen verfolgen kann. Andere für ihre Person zentrale, die Herstellung eines Umweltbezugs, die Erfahrung eigener Wirkmächtigkeit oder die Realisierung der eignen Persönlichkeit ermöglichte Komponenten wie die Familie, das Studium oder tiefe Freundschaften sind entweder nicht in dem gewünschten Ausmaß realisierbar (Eltern), zu Beginn noch nicht vorhanden (Studium) oder brauchen Zeit (Freundschaften), sodass der Umzug nach Kopenhagen durchaus im Sinne eines Kontinuitätsbruches erlebt wird, wenn auch nicht als lebensgeschichtlicher per se. Denn wie gezeigt ist Flora nicht nur an Auslandsaufenthalte gewöhnt –

¹¹⁹ Zwar nennt sie auch den Bahnhof, doch laufen in dessen Nähe mehr oder weniger alle Ost-West-Achsen Vesterbros zusammen: Gammel Kongevej, Vesterbrogade, Ingerslevsgade (alle in Floras Mental Map zu finden) sowie Sønder Boulevard und Istedgade.

sie sind sogar eine biografische Selbstverständlichkeit für sie. Vielmehr erlebt Flora die durch den Ortswechsel hervorgerufenen Diskontinuitäten als Alltagsbruch, der den gesamten Januar über stark anhält. Da der Sprachkurs zwar Ausgangspunkt für die Aneignung der neuen Umgebung war, aber nicht Grundlage – schliesslich sind die durch ihn geschaffenen räumlichen, zeitlichen und sozialen Routinen für Flora nur von geringer Bedeutung – fehlt nach dem Ende dessen ihrem Leben weiterhin zu großen Teilen ein Alltag im Sinne einer gesicherten Möglichkeit zur Fortsetzung ihrer individuellen Sinn- und Deutungsstrukturen. Sie spricht oft von der Furcht, sich möglicherweise allein zu fühlen; wie sie deutlich sagt, fühlt sich nicht zuhause in Kopenhagen, sondern vielmehr wie eine Touristin. Ihre bisherigen Auslandserfahrungen helfen ihr dabei lediglich, durch spezifische Aneignungsstrategien wie dem Fahrradfahren oder eigenständige Stadterkundungen mit der Situation besser umzugehen und gegen die Irritationen, die ein Ortswechsel mit sich bringt, vorzugehen; eine raschere Wiederherstellung eines lebensweltlichen Kontinuitätsgefühls ist ihr aber aufgrund der genannten Rahmenbedingungen nicht möglich. Besonders herauszustreichen ist an dieser Stelle noch einmal das Fahrradfahren: Es bedeutet, da sie auch zuhause Fahrrad fährt, nicht nur Kontinuität oder bietet die Grundlage für eine intensive Auseinandersetzung mit dem bzw. eine Aneignung des Stadtraums, sprich es stellt eine Möglichkeit zur Verortung am neuen Ort dar; es ermöglicht ihr auch, gedacht als eine für Kopenhagen spezifische Alltagspraktik, sich wie eine Einheimische zu fühlen und sich damit auch über die Stadt zu verorten. Denn auf die Frage, wie sie das Fahrradfahren in Kopenhagen beurteilt, antwortet sie: „Das war cool, das war lustig. Das war, also ich find's immer noch super. Man fühlt sich so einheimisch. Weil man Fahrrad fährt.“ Andere Verortungen über die Stadt sind zu Beginn des Aufenthalts noch nicht vorhanden. Zwar verfügt sie über weitere spezifische Stadtbilder – Kopenhagen als junge und modische Stadt, Kopenhagen als einer Hipster-Stadt, Kopenhagen als eine perfekte Stadt – doch identifiziert sie sich im Interview nicht mit diesen Bildern, sodass eine Verortung über diese wahrscheinlich nicht erfolgen wird.

Einstweilen

Das zweite Interview fand eine Woche nach Ostern, am 24. April statt. Nach unserem letzten Interview hatte auch für Flora das Semester und damit auch ihr eigentliches Studium begonnen – einen weiterführenden Sprachkurs besuchte sie nicht. Da ihre Lehrveranstaltungen allerdings alle geblockt waren sollte das Semester zweigeteilt für sie sein: Da der erste Abschnitt mit den Osterferien abgeschlossen war, hatte sie auch bereits die ersten Prüfungen absolviert. Der zweite Block hatte erst wenige Tage vor dem Interview begonnen, sodass sich Floras Semester, auch wenn etwas mehr als die Hälfte bereits vorüber war, noch nicht so deutlich seinem Ende näherte. Da die neuen Lehrveranstaltungen mit weniger Stunden angesetzt waren – sie musste nur noch Montags, Dienstags und Freitags, und das auch nur halbtags, zur Uni – sollte Flora in den nächsten Wochen auch über mehr Freizeit verfügen; ihre räumlichen Bezüge sollten jedoch gleich bleiben. Für das Interview trafen wir uns an einem regnerischen und viel zu kalten Vormittag in meiner Wohnung. Bis auf zufällige Treffen in unserer Nachbarschaft – beim Einkaufen vor dem Netto oder am Radweg – sahen wir uns mittlerweile nicht mehr, unsere letzte gemeinsame Unternehmung war ein Kinobesuch mit Kommilitonen aus ihrem Sprachkurs Ende Januar.

In Floras Ausführungen zu den vergangenen Wochen wird deutlich, dass neben ihren Freundschaften vor allem das Studium eine wichtige Rolle für ihr Leben am neuen Ort spielt. So vermittelt es zunächst, ähnlich dem Sprachkurs, räumliche, zeitliche sowie soziale Bezüge: All ihre

Lennert: Und du hast beim letzten Mal gesagt, dass du zum Beispiel Cafés entdecken willst.

Flora: Ja, ich geh' immer noch gern in Cafés. Und ich hab' auch ein paar neue entdeckt wahrscheinlich unterdessen, weil ich bin jetzt in vielen Cafés gewesen.

Lennert: Und gibt es da schon ein paar Cafés, wo du jetzt schon eher regelmäßig hingehst oder ist das immer noch querbeet und durch?

Flora: Ja das Paludan ist halt im Moment das einzige, dass man regelmäßig sagen könnte. Bzw. es ist eher so: Wir wollen irgendwo hingehen und etwas ein bisschen neuer ausprobieren und manchmal passt es halt nicht so gut, zum Beispiel letztes Mal wollten wir in ein Café in Vesterbro und dann wussten wir halt nicht, ob das dann WiFi hatte und eine unserer Kolleginnen musste unbedingt skypen in der Zwischenzeit oder sie musste einfach erreichbar sein, dann haben wir gedacht, dann gehen wir die Risiken, also die Risiken nicht eingehen einfach, dann ins Paludan, weil das gefällt uns ja sowieso. Deshalb ist es eigentlich das einzige, in das man immer wieder zurückgeht, an den selben Ort geht.

Lennert: Das ist das neben der Uni direkt, nicht?

Flora: Ja. Das mit den Büchern.

Lennert: Und wonach entscheidet ihr, in welches Café ihr geht, was ist euch wichtig?

Flora: Meistens ist es jemand der jemanden etwas empfohlen hat. Zum Beispiel hat Emma, das ist eine Kollegin von mir, die hat, also es ist meistens eigentlich von Freunden, die nicht in der Exchange-Student-Gruppe sind, die dann so Vorschläge machen wie: Ja, irgendwo war dieses Cheesecake-, das Cheesecake-Café ausprobieren und dann hat man das sowie auf der Liste und sobald es das nächste Mal heißt: Oh, wir könnten einen Kaffee trinken gehen, dann sagt man: Ah, wir könnten doch dahin gehen. Oder eben Emma hat auch so eine Freundin, die in mehreren Cafés auch gearbeitet hat und arbeitet und dann gehen wir halt in die Cafés, in der er/sie arbeitet.

Lehrveranstaltungen finden am selben Campus statt, sie verbringt einen Großteil ihrer Zeit an der Fakultät, sei es durch den Besuch von Lehrveranstaltungen oder, da sie durch den Block-Charakter dieser Anfang April die ersten Prüfungen zu schreiben hatte, in der Fakultätsbibliothek oder auch an der Royal Library mit Gruppenarbeiten, Lernen und Papers lesen. Allerdings reduziert sie diese Stunden in der Erzählung nicht nur auf das Studieren an sich. Die gemeinsamen Mittags- und Kaffeepausen sind für sie ebenso erzählenswert. Auch in ihren Plänen für die nächsten Wochen wird deutlich, dass das Studium eng mit ihren FreundInnen verwoben ist und soziale Bezüge aufzubauen und aufrechtzuerhalten hilft: „[I]ch habe eine Freundin, die hat am Mittwoch frei und dann werden wir zusammen frühstücken und am Nachmittag oder am Morgen machen wir etwas und dann einfach einen halben Tag in der Bibliothek und um die Kurse vorzubereiten und danach nachzubereiten.“ Da so das Studieren Raum eröffnet, auch andere wichtige Lebensbereiche verwirklichen zu können, wird es nicht als notwendige Pflicht wahrgenommen – abgesehen davon, dass ihr das Studieren an sich auch Freude bereitet –, sondern ist für Flora auch in

Kopenhagen positiv belegt. Sie kann während dessen mit ihren FreundInnen Zeit verbringen, in Cafés gehen oder die Stadt kennenlernen.

Die Gleichmäßigkeit der Lehrveranstaltungen ermöglicht es ihr außerdem, einen geregelten Tagesablauf als Grundlage eines Alltags in der neuen Stadt zu etablieren: Wählen die Tage unter der Woche für das Studium reserviert sind, gelten die Abende sowie das Wochenende als Zeit für Freunde und gemeinsame Unternehmungen, kurzum als Freizeit. So verbringt sie die Abende meist zusammen mit anderen Exchange-Students bei gemeinsamen Kochabenden oder beim Besuch bspw. vom Studenterhuset. Doch strukturiert das Studium nicht nur Raum und Zeit, es öffnet diese auch zugleich. Denn durch die spezifische Studienstruktur in Kopenhagen, welche auf ein hohes Maß an Eigenverantwortlichkeit setzt – zur Vorbereitung für die Lehrveranstaltungen sollen zwar eigenständig Papers gelesen und deren Stoff wiederholt werden, doch wird dies nicht überprüft – kann sie die durch die Universität eigentlich für das Studium deklarierte Zeit in Freizeit umdeuten

und entsprechend nutzen. Zwar wird das von ihr als durchaus problematisch erkannt, da es nicht den kollektiv geteilten Normen von Zielgerichtetheit und Arbeitseifer entspricht, doch relativiert sie die Bedeutung ihres eigenen Handelns und weiß dabei jegliche Verantwortung von sich: Sie sei einfach nicht an das System in Kopenhagen angepasst, sie sei es einfach nicht gewohnt, auch im Semester mehr für die Lehrveranstaltungen zu tun. Auch sah sie lange keine Notwendigkeit, sich diesem System anzupassen. Hierbei wird deutlich, dass der Auslandsaufenthalt zwar Teil des Studiums an der ETH ist, jedoch nicht ein vollwertiger, sondern, wie bereits im ersten Interview thematisiert, vielmehr als Pause und Urlaub vom stressigen Studium daheim verstanden wird. Zwar nimmt sie sich für die nächsten Wochen vor, mehr für das Studium, auch abseits der Lehrveranstaltungen, zu tun, doch ob und inwieweit sie das auch wirklich realisiert, bleibt vorerst abzuwarten. Das Studium in Kopenhagen ermöglicht ihr damit, bereits bestehende Handlungs- und Deutungsmuster, sei es auf persönlicher (Verortung über Freundschaften und spezifische Interessen wie in ein Café gehen) oder auf biographisch-lebensgeschichtlicher Ebene (Kopenhagen als Ort der Pause bzw. Erholung vom „eigentlichen“ Studium), umzusetzen und sich wie gewünscht am neuen Ort zu erfahren.

Kehren wir dem Studium den Rücken und betrachten noch einmal intensiver, wie Flora ihre als Freizeit deklarierte Zeit verbringt. Denn auch diese ermöglicht, über ihre räumlichen und sozialen Routinen ein Gefühl von individueller Kontinuität am neuen Ort herzustellen. Flora hatte noch vor Beginn ihres Aufenthalts eine Liste an Cafés erstellt, die es in Kopenhagen abzuarbeiten galt. Nach den ersten drei Monaten hatte sie nicht nur die meisten schon mindestens einmal besucht; auch hatte sie auf Empfehlung einheimischer FreundInnen oder FreundInnen von einheimischen FreundInnen viele neue auf diese gesetzt. Mithilfe ihrer Café-Liste eignet sich Flora immer wieder neue Orte Kopenhagens an, da sie laut eigener Aussage nur in das Café Paludan regelmäßig geht, alle anderen werden, wenn überhaupt mehrmals, nur sporadisch besucht und dementsprechend auch nicht genannt. Die Bedeutung des Café Paludan kann daher auch nicht im Sinne einer Routine verstanden werden. Vielmehr eröffnet es einen Raum der sicheren Erwartbarkeit in Kopenhagen: Eine auf mehrmalige Erfahrungen beruhende Gewissheit bestimmter Aspekte – hier das W-Lan – bietet Orientierung und Sicherheit im Alltag. Die Bedeutung eines solchen Wissens für die Verortung an einem neuen Ort wird an anderer Stelle deutlich: „Also eine Freundin hat jetzt Computer-Problem. Und das ist relativ einfach, wenn es zuhause passiert, dann weiß man wohin man gehen muss um was zu kaufen. Und hier ist es dann irgendwie: Ja, wo hat es denn Läden, die das reparieren?“ Die hier zum Ausdruck gebrachte Handlungsunsicherheit artikuliert Flora in dem Gefühl, einE TouristIn zu sein. Andere Routinen, über die Flora mittlerweile verfügt, sind Spaziergänge mit Freundinnen an den sog. Lakes oder am Amager Strand. Die Bedeutung dieser Spaziergänge liegt für Flora, wie auch bei den Cafébesuchen, in der Möglichkeit, unter vier Augen Allfälliges besprechen zu können und auf Grundlage dessen eine engere Beziehung, d. h. tiefere Freundschaft in Floras Worten, zu anderen herstellen zu können: „Eigentlich hab' ich zwei Leute, Roxana und Karla. Und ich geh' eigentlich nie alleine spazieren. Und auch nie in Gruppen. Aber mit beiden von ihnen geh' ich öfters, einfach zu zweit. Und dann ist es halt nichts sagen und alles besprechen, was man möchte.“

Wie bereits kurz erwähnt, erfährt Flora nach den drei Monaten noch immer Situationen, in denen sie sich wie eine Touristin fühlt. Dies macht sie bspw. an ihrem fehlenden Stadtwissen oder an ihren fehlenden Sprachkenntnissen fest. Doch anders als noch zu Beginn des Aufenthalts fühlt sie sich nicht mehr die ganze Zeit wie eine Touristin; vielmehr hat sie das Gefühl, angekommen zu sein in der

Lennert: Du meintest du bist schon angekommen – woran merkst du das, woran machst du das fest?

Flora: Am Anfang hatte ich oft das Gefühl, ich muss jetzt Dinge machen, ich muss irgendwie mir etwas anschauen oder ich muss Leute kennenlernen oder ich muss irgendwas sinnvolles tun mit meiner Zeit. Und jetzt kann ich auch ganz entspannt einen ganzen Tag gar nichts tun und es stört mich nicht mehr, eben wenn ein Sonntag einfach nichts Produktives rauskommt, wenn ich keine Aktivität habe oder ... ja, eigentlich einfach nichts zu tun und ich tu' dann auch nichts. Also am Anfang war das so ein Gefühl von ah, du verschwendest Zeit. Und jetzt hab' ich eher das Gefühl: Ja, das ist schön, wenn man mal einen Tag nichts zu tun hat. Meistens hat man ja doch beschäftigte Wochen. Ähm, das fühlt sich oft an wie zuhause, weil zuhause hab' ich auch oft dann halt eine Sonntag nichts, deshalb, also an dem merk' ich's, wenn ich entspannt umspektakuläre Dinge tu'.

Lennert: Und was tust du dann, wenn du nichts tust?

Flora: Ja, oft, nichts. Ich hab' keine Ahnung wie die Zeit vergeht. Ich bin am Computer, ich höre Musik, ein bisschen Zimmer aufräumen. Und dann denk' ich: Ah, ich wollte noch in den Netto gehen etwas einkaufen, dann geh' ich nochmal einkaufen, dann koch' ich, dann vielleicht einen Tee mit der Mitbewohnerin. Und dann wieder am Computer, ich hab' keine Ahnung wie die Zeit vergeht. Dann ist der Tag am Ende und dann hab' ich gemerkt: Oh, einen Tag nichts gemacht.

Stadt. Hierfür ist für sie besonders die „Normalität“ des Lebens in Kopenhagen von Bedeutung: Einerseits trifft Flora kaum mehr auf noch unerwartete Dinge oder irritierende Momente, andererseits hat sie sich an das Leben in Kopenhagen gewöhnt, kurzum: es hat sich ein Alltag eingestellt. Auch hat sie das Gefühl, aufgrund ihrer alltäglichen Verpflichtungen weniger (Frei-)Zeit als noch zu Beginn zu Verfügung zu haben. Diese Zeitknappheit legitimiert Flora dazu, sich auch einmal Zeit zu nehmen und diese nicht produktiv zu gestalten, sondern auch einfach einmal „nichts zu tun“. Hierbei handelt es sich um eine zentrale Alltagskategorie: Denn nichts zu tun bedeutet hier, nicht nur nicht produktiv sein zu müssen; in dieser Formulierung artikuliert sich auch ein Gefühl, sich und das eigene Handeln nicht legitimieren oder in irgendeiner Form erklären zu müssen, wobei die Möglichkeit zum Verzicht zur Selbsterklärung und -

legitimation eine der zentralen Komponenten des eigenen Zuhauses ist. Durch die Nachfrage wird deutlich, dass das Nichts-Tun eben großteils auch jene Tätigkeiten umfasst, die zwar zentral für das eigene Leben sind, aber als so banal erlebt werden, dass sie nicht als weiter erzählenswert gelten: So geht Flora einkaufen, kocht, isst oder trinkt einen Tee mit ihrer Mitbewohnerin, wenn sie nichts tut.

Dennoch fühlt sich Flora nach wie vor nicht zuhause in Kopenhagen. Dies liegt für sie neben dem situativ erlebten Gefühl der Unsicherheit, welches sie mit „Touristin sein“ umschreibt, auch in der Temporalität des Aufenthalts. Von Beginn an ist Kopenhagen für Flora nicht mehr als eine, wenn auch biographisch vollwertige, Pause von ihrem eigentlichen Leben in Zürich – der Aufenthalt in Kopenhagen ist zwar selbstverständlicher Teil ihres Lebensentwurfs, aber eben auch nur als Pause von diesem. Dieser Pausen-Charakter artikuliert sich für Flora in den „vielen kleinen Dingen“ des Alltags: Sie hat keine familiären oder sozialen Verpflichtungen, sodass auf bestimmte Praktiken wie Geschenke einkaufen zu müssen oder zu Geburtstagen gehen zu müssen verzichtet werden kann, sie muss keine Ärzte besuchen und zu evtl. Untersuchungen gehen, ein Engagement in Vereinen oder Organisationen scheint aufgrund der kurzen Dauer nicht als lohnenswert. Dadurch hat sie das Empfinden, in Kopenhagen nicht nur über mehr Zeit als in Zürich verfügen zu können, sondern auch ungebundener zu sein. Denn dort „kommen immer noch andere Dinge, die man unbedingt noch machen muss, es ist irgendwie jetzt schwer zu sagen, was man dann immer zu tun hat, aber offenbar ist das universell, alle haben immer was zu tun, und die Dänen halt auch, die haben nicht immer Zeit.“ Ihr Leben in Kopenhagen entspricht somit einerseits nicht ihrer Lebenswelt in Zürich oder

Luzern, aber auch nicht der Lebenswelt, die sie in einem nächsten Schritt den KopenhagenerInnen zuschreibt. Da sie ihrem Leben in Kopenhagen gleichende und ähnelnde Situationen andererseits auch bei anderen Austauschstudierenden erlebt bzw. mitgeteilt bekommt, verortet sich Flora lebensweltlich nicht im Sinne eines Zuhauses in Kopenhagen, sondern betrachtet sich als *international*. Somit entwirft sie eine Trennung zwischen *TouristIn*, *International* und *EinheimischeN*, wobei sie der Meinung ist, dass sie sich aufgrund der Temporalität ihres Aufenthalts, welche eine gewisse Entbundenheit von bestimmten alltäglichen Verpflichtungen mit sich bringt, niemals als Einheimische fühlen wird, sondern sich vielmehr zwischen *TouristIn* und *International* mit zunehmender Tendenz zu Letzterem positioniert sieht.

Zusammenfassend lässt sich daher feststellen, dass sich Flora nach den drei Wochen durchaus in Kopenhagen verortet hat, denn es ist ihr gelungen, durch die Etablierung bestimmter Routinen die Kontinuität bereits bestehender Sinnbezüge herzustellen (Studieren, in Cafés gehen und tiefgehende Freundschaften), durch die Gewöhnung an die neue Umgebung, aber auch durch die Vertiefung entstandener Sozialbezüge den noch im ersten Interview beschriebenen Erwartungsdruck zu verringern und ihr Leben in Kopenhagen gemäß ihres Vorentwurfs als biografische Pause mit all seinen lebensweltlich-alltäglichen Implikationen wie einer stärkeren Entbundenheit von alltäglichen Pflichten realisieren und damit auch den Aufenthalt wie gewünscht umsetzen zu können. Spezifische Raumbilder oder gar der Ort selbst spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle. So gibt der Ort in seiner physisch-materiellen Manifestation zwar einen Handlungsrahmen vor, doch bleibt er für Flora austauschbar. Sie verortet sich nicht über den Ort – z. B. die Lakes oder die Cafés –, sondern über die Praktiken, die sie an diesen umsetzen kann, wobei auch diese mehr Mittel zum Zweck sind als dass sie selbst ihr wichtig wären: Das Spazierengehen oder die Café-Besuche, welche ihr ermöglichen, tiefere Freundschaften mit einzelnen Personen aufzubauen. Die im ersten Interview thematisierten Raumbilder Floras werden zwar wieder aufgegriffen, doch steht Flora diesem nach wie vor eher indifferent gegenüber. Sie findet die Stadt(gesellschaft) zwar schön anzuschauen, aber auch nicht mehr. So erachtet sich Flora mittlerweile als angekommen in der Stadt, doch nicht als einheimisch oder mit dieser verbunden. Vielmehr betrachtet sie sich in der Zwischenzeit als *international* (und nur noch selten als *Touristin*). Charakteristisch für Floras Lokalisierung in Kopenhagen ist, dass sie sich zwar in Kopenhagen im Sinne einer lebensgeschichtlichen Kontinuität verortet, dieser Ort jedoch nur ein Ort auf Zeit ist und für das eigentliche Leben nur von sekundärer Bedeutung ist, damit weder eine umfassende lebensweltliche noch biographische Verortung erfolgt. Dies korrespondiert mit dem im ersten Interview herausgearbeiteten Charakter von Flora polytopischen und multilokalen Ortsnetz: Während den polytopischen Kern dessen Luzern und Zürich darstellen, ist Kopenhagen nur ein Nebenschauplatz ihres Lebens in Zürich, ist lediglich durch Zürich vermittelt und unterliegt damit einer geringeren Wertigkeit in Bezug auf ihre lebensgeschichtliche Verortung. Floras Verortungspraxis in Kopenhagen ist damit als eine durch graduelle Differenzierungen geprägte, multilokale zu bezeichnen. In diesem Kontext lässt sich auch erklären, dass Flora den Besuch ihrer Eltern nur in einem Nebensatz erwähnt, waren sie im Gespräch über ihr Leben in der Schweiz doch noch eines der zentralen Elemente dessen. Da Kopenhagen nur ein Nebenschauplatz ihres Lebens ist, eine Pause von ihrem Leben in der Schweiz, möchte und braucht Flora gar keine direkten Kontinuitäten zwischen den beiden Orten her(zu)stellen. Es bedarf zwar bestimmter lebensweltlicher Kontinuitäten, um sich selbst am neuen Ort erfahren zu können, ohne sich selbst komplett neu entwerfen zu müssen, doch bedarf es keiner direkten Verbindung bzw.

Überschneidung der unterschiedlichen Lebensphären resp. -orte – diese können sauber voneinander getrennt werden, ohne dass sich Flora in der Welt verliert. Daher bedarf es auch keiner besonderen Erwähnung der Eltern (oder anderer Familienmitglieder oder FreundInnen aus der Schweiz). Somit ist Flora in ihrem Alltag wesentlich unabhängiger von bestimmten sozialen Bezügen, als es zunächst im ersten Interview scheint.

Zu guter Letzt

Das letzte Interview fand am 7. Juli in Floras Wohnung statt. Waren die ersten Wochen nach dem vorausgegangenen Interview hauptsächlich durch das Studium bestimmt, hatte Flora mittlerweile seit fast einem Monat frei. Dabei reiste sie nicht herum wie viele anderen Austauschstudierende, sondern blieb in Kopenhagen und genoss den Sommer in der Stadt – in diesen Stunden verbrachte sie nun noch mehr Zeit mit Nichts-Tun. Außerdem hatte sie für ein paar Tage Besuch von ihrer Schwester und zeigte ihr Quartier für Quartier die Stadt. In der letzten Woche besuchte sie wie auch viele andere das Roskilde-Festival, ein einwöchiges Musikfestival in einem der Vororte Kopenhagens. Sie war erst wenige Stunden vor dem Interview vom Festival zurückgekehrt und wirkte dementsprechend erschöpft. Auch hatte sie noch einiges zu erledigen, bevor sie nur wenige Tage später ihren Aufenthalt in Kopenhagen beenden und wieder zurück in die Schweiz fahren sollte. Auch wenn wir uns trotz der räumlichen Nähe nur selten sahen und auch nichts zusammen unternahmen, standen wir dennoch in freundschaftlichem Kontakt zueinander. Konnte ich während eines Wien-Besuchs meinen Basilikum in ihre Obhut geben, lieh sie sich für eine ihrer FreundInnen, die sie besuchte, eines meiner Fahrräder. So führten wir unser letztes Interview trotz Erschöpfung und Umzugsstress in entspannter Atmosphäre bei einem letzten gemeinsamen Tee.

Auch in den letzten Monaten ihres Aufenthalts verbrachte Flora ihre Zeit laut ihren Erzählungen hauptsächlich mit Studieren und Nichts-Tun, wobei letzteres deutlich überwog. So verbrachte sie bis zur Prüfung weiterhin regelmäßig Zeit an der Fakultät oder in der Bibliothek; die Abende unter der Woche verbrachte Flora nach wie vor bei gemeinsamen Kochabenden. Auch ging sie noch immer viel in Cafés, machte Spaziergänge oder verbrachte mittlerweile auch viel Zeit in Parks. Dabei fällt auf, dass Flora nicht alle Aktivitäten detailliert ausführt, sondern eine Differenzierung entsprechend der Personen, mit denen sie die jeweiligen Erlebnisse teilt, vornimmt. So unterscheidet sie zwischen der „Erasmus-Gruppe“ auf der einen und den „Freundinnen des ganz normalen Lebens“ auf der anderen Seite; nur Unternehmungen innerhalb des letzteren Personenkreises werden näher ausgeführt. Die verschiedenen Gruppen stehen selbstverständlich nicht für sich alleine, sondern sind in umfassende Verortungssysteme eingebunden. So bedeutet „Erasmus“ für Flora wenige Verpflichtungen und viel Zeit zu haben, um gemeinsam auf Feiern zu gehen, gemeinsam zu essen oder bei Veranstaltungen wie dem Distortion-Festival dabei zu sein. Erasmus trägt für sie einen stark hedonistischen Moment, in dem jeder Augenblick zu etwas besonderen und außergewöhnlichen gemacht werden soll. Auch findet Erasmus meist innerhalb einer großen Gruppe von Personen statt, die aber auch durch eine hohe Fluktuation, manchmal sogar an nur einem Abend, gekennzeichnet und durch spezifische Praktiken und Personen an bestimmte Räume in der Stadt wie Wohnheime (welche z. T. stellvertretend für ganze Quartiere werden) oder Bars bzw. Clubs wie dem Studenterhuset oder dem La Fontaine gebunden ist. Erasmus stellt somit für Flora einen eigenen Mikrokosmos dar, welcher sich auf sozialer, räumlicher und zeitlicher Ebene realisiert und für sie

Lennert: Und würdest du deine Erasmus-Zeit hier vermissen?

Flora: Die Erasmus-Zeit als Erasmus-Zeit wahrscheinlich nicht.

Lennert: Oder halt überhaupt das Leben hier?

Flora: Das Leben, ja doch. Unter Erasmus-Zeit versteh' ich ehrlich gesagt eben das stereotypische, was man von Amerikanern und Australiern oft sieht. Und wenn man ehrlich ist auch von uns Europäern, so ist es ja nicht, aber an ihnen kann man es immer gut zeigen. Nein, es ist viel Ausgang, viel trinken, immer beschäftigt sein. Es ist eine Erasmus-Zeit mit Erasmus-Gruppe geworden: oft zu zehnt unterwegs, und wir haben uns fast täglich gesehen und es war ... schön, es war absolut schön, aber ich glaube ich schätze dann auch meine wenigen eigentlich einzelnen Freunde und ich glaube die werd' ich eher vermissen. Weil das so eine Eins-zu-Eins-Freundschaft ist. Von dem her werd' ich eher das Leben mit meiner Mitbewohnerin, ich werd' vermissen mit ihr zusammen zu wohnen. Aber ich zähl' das nicht als Erasmus-Zeit, weil das nicht in diesen Topf Trinken/Party/Beste Freunde werden kommt. Sondern es ist schön, mit Carolin zusammen zu wohnen. Und es ist auch ... ich habe auch eine gute Freundin aus dem Studium und es war schön mit ihr zu studieren. Von dem her ich glaub' so das klassisch typische was man sich so sagt über Erasmus mit dieser Superzeit, die man hat, immer beschäftigt, das werd' ich glaub' ich nicht vermissen.

Lennert: Aber so das ganze normale Leben?

Flora: Das ganz normale Leben, das zur Uni gehen mit den Leuten hier, weil das sind gute Menschen, die ich hier kennengelernt habe oder eben Carolin, oder zum Beispiel Roxana, das ist die mit der ich oft spazieren gegangen bin, sie werd' ich vermissen. Aber das geht alles für mich nicht in die Kategorie Typisch-Erasmus.

erfahrbar wird. Zwar beschreibt sie diesen Kosmos als schön, doch hat sich in den sechs Monaten ein Sättigungsgefühl bzgl. der gemeinsamen Aktivitäten eingestellt. So konnte sie sich über diesen Erasmuskosmos in Kopenhagen zwar durchaus verorten, doch blieb es ein eigenständiger, zeitlich begrenzter und damit von ihrem eigentlichen Leben getrennter – er bot lediglich eine situative Verortung auf Zeit ohne Anbindungsmöglichkeit zu ihrem Leben in der Schweiz.

Im Gegensatz hierzu steht das „ganz normale Leben“ Floras in Kopenhagen. Anders als Erasmus ist dieses gekennzeichnet von alltäglichen Verpflichtungen wie dem Studium, dem Nichts-Tun und der daraus resultierenden geringen freien Verfügbarkeit über die eigene Zeit. Die stärkere Eingebundenheit in verschiedene Netzwerke und Bezugssysteme charakterisiert Flora auch als „ein eigenes Leben haben“. Für Flora war es neben dem Studium vor allem charakterisiert durch engere Freundschaften, welche mehr auf einem Face-to-Face-Charakter basieren: Zu zweit in ein Café gehen, zu zweit einen

Spaziergang um die Lakes oder am Amager Strand machen, zu zweit bei einem Tee die Zeit verplaudern. Auch hier haben sich mit den Monaten spezifische soziale, zeitliche und räumliche Bezüge herausgebildet und verfestigt: Die Lakes, der Strand, Cafés oder ihre Wohnung, bestimmte Personen wie Carolin, Karla oder Roxana (die durch die Face-to-Face Situation auch mit Namen benannt sind), hauptsächlich die Zwischenzeiten des Alltags als Momente gemeinsamer Aktivitäten. Denn anders als bei Erasmus basieren diese gemeinsamen Aktivitäten nicht auf einem Zeit haben, sondern auf einem sich Zeit nehmen im Alltag, wodurch sie auch eine gesteigerte Bedeutung für Flora erhielten. Dieses Leben entspricht auch ihrer Situation in Zürich oder Luzern: „Ja, das ist relativ ähnlich. Also es ist natürlich nicht genau gleich, aber im Prinzip, dass man sich da so ein normales Leben einrichtet, das ist etwa mein Leben in Zürich.“ Das ganz normale Leben in Kopenhagen ermöglichte ihr eine Anbindung der vor Ort gemachten Erfahrungen an ihr Leben in Zürich und somit auch die Herstellung einer lebensweltlichen Kontinuität zwischen den beiden Orten. Dass sie bestimmte Aspekte ihres ganz normalen Lebens in Kopenhagen nach ihrer Abreise vermissen wird, macht deutlich, dass die Anbindung nicht nur über die Austauschsituation erfolgte, sondern auch

Lennert: Wie würdest du dann dein Leben beschreiben hier, was ist das?

Flora: Ich glaube es ist grundsätzlich ein Erasmus-Leben, weil ich habe außer der Uni eigentlich nichts anderes. Aber das was mich unterscheidet von der Erasmus-Gruppe: Ich habe mehr Einzelfreundschaften. Oder ich pflege sie intensiver? Also es zählt für mich zum Beispiel als Qualitätszeit, wenn ich halt mit Karla gefrühstückt habe. Wir haben das am Abend dann auch gemacht: Ah, komm morgen Brunchen gehen! Und das ist, das haben die anderen, oder das hab' ich ... das ist echt schwer zu sagen, das ist wie so eine separate Blase, in der ich da drin bin. Und ich nehme mir dann Zeit für Karla zum Beispiel. Also ich hab' dann zwischendurch relativ oft meiner Erasmus-Gruppe gesagt: Ich komm' nicht mit zum Abendessen, ich treff' mich heut' mit Karla oder ich gehe ins Konzert mit Martha oder ... Ich glaub' ich bin irgendwo dazwischen gelandet mit meinem persönlichen Leben. Weil ich eigentlich glaub', ich weiß, dass mir das eigenständige Leben besser zusagt.

auf einer persönlichen Ebene, welche Wirkung über den Aufenthalt hinaus haben wird. Zur gleichen Zeit ist sie aber auch froh, Kopenhagen wieder verlassen zu können und in ihr geregelteres Leben in Zürich zurückzukehren. Flora entwirft hiermit ein Bild *multipler Verortungssphären*, die sich kontextabhängig realisieren und situativ erfahren werden können. Während bei Erasmus die Anbindung mehr über die spezifische Austauschsituation erfolgt und mit dem im zweiten Interview beschriebenen Pausencharakter Kopenhagens korreliert, ermöglicht das ganz normale Leben eine Anbindung auf einer persönlicheren Alltagsebene im Sinne

auch in Zürich bestehender Sinn- und Deutungssysteme. Auch wenn die Dualität der Verortung im Alltag von Flora im zweiten Interview noch unter dem Begriff *international* im Sinne eines *Dazwischen*s gefasst werden kann – in der Reflexion stellt die scheinbare Widersprüchlichkeit dieser Dualität Flora immer wieder vor Erzählprobleme. So fragt sie mehrmals nach, ob ihre Ausführungen Sinn ergeben. Blicken wir auf das Letzte Interview zurück, sind vermeintliche Widersprüche jedoch keineswegs gegeben: So betrachtet Flora Kopenhagen als einen Nebenschauplatz ihres eigentlichen Lebens in Zürich. Dies bedeutet, dass es nicht genügt, sich nur innerhalb der Erasmussphäre zu verorten, da diese zu sehr auf sich selbst bezogen ist und keine Verknüpfungen zu ihrem Leben oder vielmehr zu sich selbst in ihrem Leben in Zürich zulassen. Schliesslich ist es auch nicht ihr Ziel, sich vollkommen neu selbst zu entwerfen. Vielmehr bedarf es bestimmter Anknüpfungspunkte wie den Aspekten des ganz normalen Lebens, um eine Kontinuität der eigenen Person auch am anderen Ort herstellen und somit beide Orte aufeinander beziehen und somit die Kontinuität des eigenen Lebensentwurfes zwischen beiden Orten sicher stellen zu können. Das bedeutet jedoch nicht, dass Kopenhagen und Zürich / Luzern von gleicher Relevanz für Floras Leben sind.

Die Temporalität des Aufenthalts ist für die Verortung selbst von nur geringer Bedeutung. Zwar ist sie Ausgangspunkt des Aufenthalts an sich und somit charakteristisch für diesen – hätte der Aufenthalt kein Ende, könnte er nicht als Pause deklariert werden, sondern müsste als biografische Kontinuität verstanden werden und wäre damit nicht mehr nur Nebenschauplatz –, doch hat sie in Floras Erzählungen kaum einen direkten Einfluss auf ihren Alltag im Sinne dass sie bestimmte Dinge erlaubt und bestimmte untersagt. Neben der im ersten Interview geschilderten Entbundenheit von alltäglichen Verpflichtungen aufgrund der Temporalität des Aufenthalts in Kopenhagen ist der einzige, tatsächlich anhand der Zeitlichkeit ihres Aufenthalts argumentierte Aspekt der (Nicht-)Realisierung eines Zuhause-Sein-Gefühls das Engagement in Vereinen oder dgl. bzw. das Ausleben eines Hobbys: Die ersten wie die letzten Wochen werden von Flora aufgrund der relativ umfangreichen Entbundenheit aus den Notwendigkeiten des Alltags und dem sich daraus

Lennert: Dass du sagen kannst du wohnst irgendwo, was braucht es dafür, was macht das aus?

Flora: Ich glaub' man braucht ein normales Leben. Ein nicht allzu spektakuläres, also außer man hat überall natürlich ein spektakuläres Leben, dann geht es natürlich nicht, nein, aber ich glaub' so ein normales, also etwas zu tun. Und was ich auch glaube, was ich hier nicht habe und eigentlich in Zürich auch nicht so, aber dann schon eher, ist ein Hobby. In Zürich hab' ich den Science Slam mitorganisiert, das war dann schon ein, nicht das größte Hobby, es ist nicht riesig, aber immerhin, man hat regelmäßig was zu tun und man hat eine Verpflichtung. Oder man arbeitet noch was nebenbei oder irgendwas, was nicht nur einem, wenn ich's blöd sagen will, in der Karriere hilft einmal Brot zu verschaffen. Ich glaube man braucht das. Und das ist eigentlich das einzige ... also das einzige. Das hab' ich mir in Kopenhagen nicht zugetan, weil für ein halbes Jahr hab' ich das nicht, das hab' ich nicht machen wollen. Am Anfang ist alles so neu, da will man alles und überall sein und am Ende irgendwie auch, das sind so zwei ein bisschen surreale Phasen und in der Mitte wo man dann Zeit hätte für Hobbys, da sind dann zwei drei Monate.

ergebenden Fehlen eines wirklichen „Hiers“ vor Ort als surreal erlebt. Somit ist in diesen Wochen (noch) kein Raum bzw. keine Zeit (mehr) für das Ausleben bestimmter Interessen, sodass innerhalb der sechs Monate maximal vier Monate Zeit und Raum ist, sich besagten Aktivitäten überhaupt widmen zu können. Somit verhindert die Temporalität scheinbar zunächst die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung resp. Umgebungsaneignung am neuen Ort. Allerdings wird auch deutlich, dass die kurze Dauer des Aufenthalts es Flora einfach nicht als lohnenswert erscheinen lässt, sich auch in anderen Bereichen auszuleben. Es ist also nicht die Dauer des Aufenthalts per se, die eine Anbindung verhindert, sondern die mit der Temporalität verbundenen individuellen

Zuschreibungen. Wichtig zu betonen ist auch, dass das Ausleben dieser Hobbys nicht im Sinne einer Realisierung der eigenen Persönlichkeit als Möglichkeit zur Anbindung an den neuen Ort über die Kontinuität bestehender Sinnbezüge erzählt wird, sondern vielmehr eine auf gesellschaftlichen Konventionen beruhende Erwartungshaltung sich selbst gegenüber zu artikulieren scheint, welche es Flora ermöglicht, die Umsetzung von Hobbys o. Ä. als bedeutsam und persönlich wertvoll für das eigene Leben zu deuten und sich so ihrer selbst mehr vergewissern als verwirklichen zu können. Die Temporalität des Aufenthalts schränkt somit nur einen bestimmten Bereich der Verortung in Kopenhagen ein; die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung resp. Umgebungsaneignung, bspw. durch Café-Besuche, bleibt bis zur Abfahrt ungebrochen bestehen: „[I]ch muss den Schlüssel bis um drei abgeben und bis mein Zug fährt hab' ich dann noch drei vier Stunden. Ich glaub' dann geh' ich dann für die zwei drei Stunden oder es sind ja drei vier noch in ein Café“.

Bis zuletzt spielen weder der Ort noch bestehende Raumbilder eine wesentliche Rolle für Floras Verortung in Kopenhagen. So gibt die Stadt mit ihren Lakes, dem Strand oder den Cafés Flora zwar die Möglichkeit, ihren Alltag und damit sich selbst wie gewünscht an dem Ort zu realisieren, doch erfolgt Floras Verortung nur über diese Realisierungen, der Ort ist und bleibt eine austauschbare Kulisse. Werden in den Interviews Orte genannt oder räumliche Bezüge hergestellt, so ist der Ort stets nur ein Modell der Veranschaulichung, nicht mehr. Dies korrespondiert auch mit Flora im ersten Interview getroffenen Aussage: Kopenhagen sei nicht ihre erste Wahl gewesen und auch nicht ihre zweite, dritte oder vierte, sondern lediglich die ihr als letzte übrig gebliebene: „Eigentlich wollte ich nach Wageningen. Ich habe mich sehr darum bemüht und dann hab ich mich anmelden wollen und dann hat [mein Professor] gemeint, ich hätte keine Chance nach Wageningen zu kommen [...]. [U]nd dann habe ich gedacht: Ja schau'n wir mal die anderen Unis an und dann war halt Uppsala, also Schweden, das war die zweite Wahl [...] Und dann hat's geheißen: Du, da will auch schon jemand

hin. Vielleicht suchst du dir, wenn du wirklich gehen möchtest, einen anderen Ort. Und dann war es zwischen Wien und Kopenhagen und Lyngby. Dann wollte ich nach Lyngby, weil sie dort Fischvorlesungen haben. Aber leider nur im Herbstsemester, nicht im Frühlingssemester. Dann dacht' ich mir: Ach, ich geh nach Wien! [...] Zum Schluss hat der Professor [...] gesagt: Jetzt kannst du dich entscheiden, du hast zwei Tage Zeit. Du kannst nach Wien oder nach Kopenhagen. Und in den drei Tagen hab' ich mich dann für Kopenhagen entschieden. So lief's."

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich Flora innerhalb der sechs Monate in Kopenhagen durchaus verortet hat, wobei sie zwischen zwei Sphären unterscheidet: Erasmus und dem ganz normalen Leben. Ermöglicht erstere nur eine zeitlich begrenzte, ortsunabhängige Verortung über Praktiken wie Ausgehen, ständig Feiern und dass meist in einer großen Gruppe, welche für Flora an die spezifische Austauschsituation gekoppelt sind, ermöglicht letztere eine situations- und damit zeitunabhängige Verortung über Praktiken wie Spazieren gehen oder Cafés besuchen bzw. über tiefe Freundschaften aufzubauen, da diese auch ihrem regulären Leben in Zürich entsprechen und ihre Realisierung und Erfahrung somit nicht an die besondere Austauschsituation in Kopenhagen gekoppelt sind. Zwar wohnt sie mittlerweile in Kopenhagen, da sie ein durch Routinen, Verpflichtungen und Banalitäten charakterisiertes Alltagsleben in Kopenhagen erfahren hat, doch bezeichnet sie es nach wie vor nicht als Zuhause. Hierfür fehlen ihr bestimmte Aspekte wie bspw. das Ausleben eigener Hobbys oder ein Engagement in Vereinen oder dgl., allerdings nicht im Sinne eines Nicht-Dürfens oder -Könnens, sondern im Sinne eines Nicht-Wollens, als auch umfassende alltägliche Verpflichtungen resp. Notwendigkeiten wie Arztbesuche oder Geburtstagsfeiern. Da Kopenhagen außerdem nur unfreiwilliger¹²⁰ Nebenschauplatz ihres Lebens ist, ist es Flora nicht möglich bzw. ist sie nicht bereit, sich umfassender auf die Stadt einzulassen und sich umfassender in und vielleicht auch über die Stadt zu verorten.

Zusammenfassung

Es lässt sich festhalten, dass Flora über eine mehrdimensionale und komplexe, multilokale und polytopische Verortungspraxis verfügt, die es ihr erlaubt hat, sich in den sechs Monaten in Kopenhagen zu verorten. Grundsätzlich ist zu sagen, dass sich Flora über mehrere Orte gleichzeitig, d. h. multilokal, verortet, diese damit allerdings nicht von gleicher Bedeutung im Hinblick auf ihren Lebensverlauf sind. So existieren Haupt- und Nebenschauplätze ihres Lebens, womit auch unterschiedliche Verortungspraktiken einhergehen. Während an ersteren ihr eigentliches Leben im Sinne einer biografischen Kontinuität stattfindet, können letztere als biografische Auszeiten verstanden werden: Sie sind zwar selbstverständlicher Teil ihrer Lebensplanung und zentral für ihr Selbstverständnis als mobile, multilokale Person, aber nicht wichtig für die Sicherstellung eines kontinuierlichen Lebenswandels und somit für die eigene biografische Kohärenz. In ihren Erzählungen wird deutlich, dass Kopenhagen zu den Nebenschauplätzen ihres Lebens gehört. In ihren Alltag realisiert sich dieses Verständnis, indem sie nicht bereit ist, bestimmte Aspekte ihrer Persönlichkeit umzusetzen bzw. auf diese verzichten kann und deren Abwesenheit als nicht problematisch erlebt wird, aber auch, indem Notwendigkeiten und Verpflichtungen eines regulären Alltags bzw. Lebens in Kopenhagen nicht gegeben sind. So haben sich im ersten Interview die Eltern als wichtige Komponente ihres eigentlichen Lebens herausgestellt, im zweiten und dritten Interview

¹²⁰ Unfreiwillig ist hier auf die Ortswahl bezogen, nicht auf den Auslandsaufenthalt an sich.

Aktivitäten wie Hobbys, aber auch Arztbesuche oder soziale Verpflichtungen. Auf all diese kann sie, zumindest in ihren Erzählungen, ohne Weiteres verzichten bzw. ist sie von diesen entbunden.

Die Konzeptionalisierung Kopenhagens als Nebenschauplatz ihres Lebens bedeutet jedoch keineswegs, dass sie sich nicht in der Stadt verortet, d. h. die Kontinuität bereits bestehender, persönlicher Sinn- und Deutungsmuster sicherstellt. Um sich selbst zu verwirklichen, einen Umweltbezug sowie die eigene Handlungsmacht zu erfahren, baut sie innerhalb der ersten zwei Monate vor allem soziale Beziehungen auf und hält diese bis zuletzt aufrecht. Auch verfolgt sie ihre eigenen Interessen wie ihre zahlreichen Café-Besuche zeigen. Darüber hinaus engagiert sie sich umfassend in ihrem Studium oder lebt ihr ganz normales Leben (im Sinne ihrer gewohnten Alltagsroutinen). Allerdings fällt auf, dass sie all diese Realisierungen nicht mit solcher Ernsthaftigkeit wie in Zürich oder Luzern betreibt: Geburtstage der FreundInnen in Kopenhagen scheinen nicht wichtig, eine intensive tägliche Vorbereitung auf die Lehrveranstaltungen vernachlässigbar.

Darüber hinaus eröffnet der Erasmus-Aufenthalt eine ganz eigene, auf ihn selbst beschränkte Lebenssphäre, über die sich ebenfalls in Kopenhagen verortet. Da diese aber, in dem sie durch die Erasmus-Situation definiert ist, auch gleichzeitig auf diese beschränkt bleibt, erfolgt die Verortung auch nur in dieser konkreten Situation und weist am wenigsten Bezüge zu den Hauptschauplätzen ihres Lebens auf: Sie geht vergleichsweise viel feiern, sie geht in viele Bars, sie geht zu vielen Veranstaltungen – alles Dinge, die sie, zumindest in dieser Intensität, in Zürich oder Luzern kaum tun würde.

Die Temporalität als integraler Bestandteil der Konzeption Kopenhagens als Nebenschauplatz spielt eine wesentliche Rolle für Floras Verortungspraxis in Kopenhagen – nicht nur ermöglicht sie es Flora überhaupt erst, nach Kopenhagen zu kommen (und als Konsequenz sich auch innerhalb von Erasmus zu verorten), sie bedingt damit auch spezifische Verortungen oder vielmehr Nicht-Verortungen in der Stadt.

Über den Ort selbst verortet sich Flora nur in einem Aspekt: dem Fahrradfahren. Hier nimmt Flora eine für sie Kopenhagen-spezifische Praktik auf und integriert diese als tägliche Routine in ihren Alltag. Weitere Ortsbilder werden zwar durchaus genannt, doch identifiziert sie sich nicht mit diesen und realisiert diese somit nicht in ihrem Alltag, verortet sich also nicht über diese.

Konstantin

Das „Department for Nordic Studies and Linguistics“ der KU bietet nicht nur vorbereitende Dänisch-Sprachkurse für Austauschstudierende vor dem offiziellen Semesterbeginn an, sondern auch während dem Semester.¹²¹ Einige internationale Studierende nutzen diese Möglichkeit, um entweder die bereits vor dem Semesterbeginn erworbenen Sprachkenntnisse zu vertiefen oder, wie im Falle Konstantins, um überhaupt erst damit zu beginnen. Die TeilnehmerInnenzahl ist allerdings wesentlich geringer – waren es beim vorbereitenden Sprachkurs noch ca. zehn Kurse, so waren es beim weiterführenden, auf diesen aufbauenden nur mehr zwei Kurse á ca. 15 Personen. Auch fanden die Aufbaukurse nicht mehr jeden Tag statt, sondern nur mehr zwei Abende die Woche, Montags und Mittwochs Abends bzw. Dienstags und Donnerstags Nachmittags für jeweils zwei Stunden. Da sich relativ bald herausstellte, dass aus meinem Pre-Semester-Language-Course niemand einen weiterführenden Sprachkurs besuchen würde, war ich lange am Zweifeln, ob ich an einem solchen teilnehmen sollte. Zwar war ich sehr daran interessiert, meine bisher erworbenen Dänisch-Kenntnisse zu vertiefen, allerdings nur wenig begeistert bei dem Gedanken, niemanden in dem Sprachkurs zu kennen und innerhalb von wenigen Wochen zum dritten Male soziale Bezüge herstellen zu müssen. Zwar war das Kennenlernen neuer Personen mittlerweile zur Routine, gleichsam jedoch durch die Häufigkeit auch mühselig geworden. Nach langem Hin und Her entschied ich mich allerdings doch für den Sprachkurs. Da mir zum Zeitpunkt der ersten Einheit nur mehr einE InterviewpartnerIn fehlte, entschied ich mich, dieseN im Sprachkurs zu suchen, denn dieser würde mir erlauben, auf regulärer Basis den Kontakt zu möglichen InterviewpartnerInnen aufrecht erhalten und somit deren dauerhafte Teilnahme sicher stellen zu können. Zu meinem Glück nahmen außer mir noch zwei andere deutschsprachige StudentInnen daran teil. In den ersten Stunden des Sprachkurses erlebte ich beide als sympathisch und sehr gesprächig; aufgrund der Zeitknappheit musste ich mich allerdings zügig entscheiden und konnte nicht auf mögliche gegenseitige, persönliche Sympathien warten. Als ich vor der dritten Einheit auf den Beginn des Kurses wartete und dabei zufällig Konstantin traf, entschied ich spontan, ihn um die Teilnahme an meiner Studie zu bitten. Zwar äußerte er zuerst Bedenken aufgrund seiner knappen Zeitressourcen und empfahl mir, doch lieber unsere Kommilitonin aus unserem Sprachkurs bzw. KommilitonInnen aus seinen regulären Kursen zu befragen, doch willigte er schlussendlich unter Vorbehalt ein.

Zur Person

Konstantin ist 22 Jahre alt und studiert an der Technischen Universität Berlin Wirtschaftsingenerwissenschaften im Bachelor. Seine Kindheit und Schulzeit hat er in Rostock verbracht, wohnt aber seit dem ersten Semester in Berlin, mittlerweile gemeinsam mit seiner Freundin in einer eigenen Wohnung. In seinen Ausführungen stellt Konstantin auffallend wenige Bezüge zu Rostock auf; zwar besucht er noch regelmäßig seine Eltern und trifft auch FreundInnen dort, doch stellen diese Besuche in seiner Erzählung keinen integralen Bestandteil seiner Lebens- und Selbstbeschreibungen dar – erst auf konkrete Fragen zur Bedeutung Rostocks kommt er auf Eltern und Rostocker FreundInnen zu sprechen, wobei er diese lediglich wie ein Faktum nennt, jedoch keine Situationen oder Aktivitäten beschreibt. Da seine Ausführungen zu seinem Leben in Berlin jedoch vergleichsweise detailliert ausfallen, lässt sich vermuten, dass keine lebensweltliche bzw. alltägliche

¹²¹ Vgl. hierzu [http://inss.ku.dk/english/education/danish_courses/courses/danish_semester_courses/] (12. Februar 2015).

Kontinuität zwischen beiden Orten besteht und sich Konstantin damit primär über Berlin definiert. So bezeichnet er auch Rostock als Ort seiner Kindheit, der zwar als eine Art sicherer Hafen fungiert, von dem aus er erstmals die Welt erkundet hat und der ihm noch immer – in der Rückschau – biografische Gewissheit und Sicherheit bieten kann; sein jetziges und sein späteres Leben im Sinne einer lebensgeschichtlichen Verortung verbindet er allerdings nicht mit diesem Ort. Dabei verzichtet er bewusst auf Begriffe wie Heimat oder Zuhause oder dgl. als Orte, „wo ich alles sozusagen zurückprojiziere drauf“. In Rostock als Ort seiner Kindheit ist er zwar das erste Mal aktiv in die Welt hinein getreten und hat sich selbst in seinem Handeln als wirkmächtig erfahren, doch wird dieser Ort dadurch nicht selbstverständlich als bestimend für sein späteres Leben betrachtet, als ein Medium, durch das all seine anderen Erfahrungen und Erlebnisse zwangsläufig vermittelt sind und werden. Vielmehr stellt Rostock einen klar umrissenen Lebensabschnittsort dar, der Konstantin zwar durchaus geprägt hat und auch heute noch einen Einfluss auf ihn hat; in der Schilderung seines Alltags bestehen allerdings keinerlei Kontinuitäten Rostocks zu seinem jetzigen Leben.

Einen weiteren Lebensabschnittsort, der jedoch in den Abschnitt seiner Jugend integriert ist, stellt Idaho in den U.S.A. dar, wo er während der elften Klasse für zehn Monate gelebt und die High School besucht hat. Allerdings führt er hier nicht weiter aus, welche Aspekte des Aufenthalts neben dem Gefühl des Ankommens, der langen Dauer und einen Alltag zu haben relevant für ihn sind bzw. worin sich diese realisieren und in welchen Momenten sie erfahrbar werden.

Der Ort seines gegenwärtigen Lebensabschnitts nun ist Berlin und wird auf biografischer Ebene durch sein Studium bestimmt. Bezüge, über die eine Verortung Konstantins neben dieser auf einer alltäglichen Ebene hergestellt wird, sind seine Freundin, sein Wohnen und seine persönlichen Dinge. Allerdings führt er auch hier nicht weiter aus, sondern nennt diese nur. Es lässt sich daher zusammenfassen, dass Konstantin bereits vor seinem Aufenthalt in Kopenhagen zwar über eine polytopische Verortungspraxis verfügt, allerdings nicht über eine multilokale. So spricht er bestimmten Orten persönliche Relevanz zu, in dem er sie an bestimmte Lebensabschnitte koppelt und darüber über dieses Ortsnetz eine biografische Kontinuität erfahren kann, wobei Rostock als Ort seiner Kindheit nicht nur als Ausgangspunkt, sondern auch als Zentrum dessen im Sinne einer gesteigerten persönlichen Signifikanz funktioniert; andere Orte wie Urlaubsorte stellen nur Nebenschauplätze des eigenen Lebens dar, da sie nicht an lebensgeschichtlich relevante Momente gekoppelt sind; sie werden über die jeweiligen Lebensabschnittsorte definiert, sind für die eigene Lebensgeschichte von nur marginaler Bedeutung und werden dementsprechend nicht weiter thematisiert. Trotz der Möglichkeit zur Erfahrung biografischer Kontinuität über die jeweiligen Lebensabschnittsorte bleiben diese im konkreten Moment der Verortung jedoch für sich allein stehen: In Konstantins Erzählung werden weder einzelne Lebensabschnitte über mehrere Orte verteilt, noch alltägliche, räumliche oder soziale Kontinuitäten zwischen verschiedenen Lebensabschnittsorten hergestellt.

Der Beginn

Für das erste Interview trafen wir uns am 5. März, ca. zwei Stunden vor Beginn unseres Sprachkurses, in KUA 1/22, da wir beide vor Ort auch andere Lehrveranstaltungen besuchten und diese zu dieser Zeit endeten. Gemeinsam mit anderen Studierenden an einem großen Tisch in einer weiten Lobby sitzend führten wir das erste Interview. Trotz der großen Begängnis in der Lobby und einiger Störungen durch unsere Kommilitonen, welche meiner Konzentration zwar ein wenig abträglich

waren, die Gesprächssituation aber insgesamt entspannt, gelang es uns überraschend gut, das Interview wie geplant durchzuführen und dennoch nicht in Zeitnot zu geraten.

Wie bereits erwähnt, hat Konstantin umfassende Erfahrungen mit Ortswechseln unterschiedlicher Dauer im In- und Ausland. Aufgrund der v. a. in den U.S.A gemachten positiven Erfahrungen wollte er noch einmal für längere Zeit ins Ausland gehen, wobei er dieses Mal gezielt nach Skandinavien wollte. Neben dem speziellen Lebensgefühl, wie er es nennt, – dieses war ihm bereits durch mehrere gemeinsame Urlaube mit seinen Eltern sowie durch eine Klassenfahrt nach Kopenhagen bekannt –, das ihn reizte (wobei zu fragen wäre, ob es sich nicht vielmehr um das Lebensgefühl des Urlaubs oder der Klassenfahrt handelt als ein spezifisch kopenhagenerisches), führt er v. a. die Möglichkeit zum Dänisch-Lernen im Zusammenhang mit seiner halbdänischen Freundin an. Auch stellt Kopenhagen für ihn den „ersten[n] Schritt Richtung Skandinavien“ dar. Da Kopenhagen, nach Lund in Schweden, allerdings nur seine zweite Wahl war, handelt es sich bei den ersten drei Beweggründen nur um nachträgliche Rechtfertigungen seiner Entscheidung, nach Kopenhagen zu gehen, um damit seinen Ortswechsel und so sich selbst auch vor anderen besser erklären zu können.

Lennert: Okay. Und wie würdest du dann deine ... Lebenssituation hier beschreiben? Was ist Kopenhagen, was ist Erasmus für dich?

Konstantin: Erasmus, also da würd' ich mich auf das von vorhin beziehen, ist mit vielen verschiedene Nationalitäten irgendwie 'ne gemeinsame Erfahrung machen. Also das ist glaub' ich dann schon erreicht was so ein bisschen eben das Ziel ist. Plus auch einfach die Chance, ganz einfach mal was anderes kennenzulernen, unabhängig davon, dass es 'ne internationale Gemeinde sein muss, sondern einfach nur ein halbes Jahr mal woanders zu leben, einfach so was anderes kennenzulernen, selbst wenn ich jetzt dadurch nicht zum Dänen werde oder sonstwas. [...] Und Kopenhagen ist glaub ich einfach so die Schönheit des Unbekannten und vielleicht auch der Reiz daran, dass man irgendwie doch langsam anfängt, Städte innerlich zu ranken, wie man sich vorstellen könnte, wo man mal hinwill. Also es muss jetzt nicht Kopenhagen sein, aber es ist dann eher irgendwie so ein Prototyp für ... 'ne skandinavische Großstadt? [...]

Lennert: Und so für dein Leben, was ist das, dieser Aufenthalt?

Konstantin: Der erste Schritt Richtung Skandinavien. Also es kann natürlich alles vorher anders kommen, aber ich könnt' mir schon vorstellen, irgendwann nochmal in Skandinavien was zu arbeiten oder auch zu leben, kommt halt drauf an, wenn ich im Lotto gewinne, dann vielleicht auch nicht so viel arbeiten. Ohne dass ich Lotto spielt, muss man dazu sagen. Ja, aber ne, das ist auch ein Teil, weil sonst hätte ich mir einfach irgendwas ausgesucht, sondern da spielt schon noch ein Hintergedanke mit: Dass ich mir das auf jeden Fall mal vorstellen könnte von außerhalb betrachtet, dass mir das gefallen könnte. Und bis jetzt bestätigt sich das auch.

Als wesentlich kann daher vielmehr der letzte Punkt betrachtet werden: Da Konstantin sein zukünftiges Leben in Skandinavien entwirft und plant, bietet ihm Erasmus die Möglichkeit, einen wichtigen Schritt in diese Richtung zu gehen. Auch wenn er nicht wie gewünscht nach Lund kann, das ihn wahrscheinlich noch näher an sein Lebenszwischenziel gebracht hätte, kann er über Kopenhagen zumindest einen kleinen Schritt in die für seinen Lebensentwurf richtige Richtung setzen. Kopenhagen ist damit nicht nur Nebenschauplatz seines eigentlichen Lebens, sondern vollwertiger Teil seiner Ortsbiografie, da es ihm ermöglicht, seinem Ziel ein Stück weit näher zu kommen – nicht nur räumlich, sondern auch sprachlich sowie lebensweltlich. Zwar entwirft Konstantin in seiner Erzählung durch die Schilderung seiner Beweggründe, nach Kopenhagen zu gehen, eine biografische Zielgerichtetetheit auf Grundlage eines klaren Lebensentwurfs, doch wird der Aufenthalt in Kopenhagen gleichzeitig als Gegenstrategie zu eben diesem erzählt. So betont er die Möglichkeiten, den gewohnten Alltag verlassen, einen neuen gestalten und dabei

neue Erfahrungen machen zu können: Er wohnt nicht mit seiner Freundin zusammen, sondern in einer WG, es gibt keinen miteinander abgesprochenen und dadurch strukturierten Tagesplan. Außerdem kann er im Studium Veranstaltungen besuchen, die er in Berlin nicht besuchen könnte bzw. würde. Der Aufenthalt in Kopenhagen ermöglicht Konstantin somit, sich in eineigen Bereichen seines Alltags als ungebundener und spontaner als in Berlin zu erleben und die geordneten Bahnen dessen und damit die seines Lebens für einen Moment zu verlassen: „Einfach mal was anderes? Also es ist so ein unbestimmbares Gefühl, würd' ich behaupten, dass dir einfach so sagt: Ja Oder nicht sagt, aber du fühlst so ... einfach mal, einfach noch wo anders reingucken, es gibt da noch mehr als nur diesen Straight Forward 12 Jahre Schule fertig, dann drei Jahre in der gleichen Stadt Bachelor machen und dann anfangen zu arbeiten oder sonstwas, sondern noch ein bisschen links und rechts über den Tellerrand schauen.“ Hier wird eine von Konstantin empfundene, unbestimmbare, da kollektiv geteilte Erwartungshaltung ihm gegenüber deutlich, das eigene Leben zielgerichtet zu leben, – eine Erwartungshaltung, die er in seinem Alltag in Berlin erfüllt sieht – sodass seine Entscheidung, nach Kopenhagen zu gehen, als eine klare Gegenstrategie zu eben diesen biografischen Verpflichtung verstanden werden kann. Zur gleichen Zeit eröffnet Kopenhagen für Konstantin aber auch den Raum zur Erfüllung eben dieser Erwartungshaltung – der Aufenthalt ist nicht nur Auszeit und Pause oder gar Urlaub von seinem Leben, sondern verfügt über einen biografischen Sinn, da er für Konstantin ein erster Schritt in Richtung zur Erfüllung seines Lebensentwurfes ist. Die hier deutlich werdende Spannung zwischen Erfüllung und Nicht-Erfüllung verdeutlicht den biografischen Legitimationsdruck, dem Konstantin, zumindest in seiner Erzählung, unterliegt: Einerseits muss er im Interview seinen Aufenthalt erklären und tut dies mit dem Verweis auf dessen biografische Sinnhaftigkeit; zugleich erlebt er in Berlin die mit dieser verknüpften Erwartungshaltungen als so fordernd, dass er sich diesen über Kopenhagen entziehen will. So sagt er in Bezug auf sein Studium: „Ich hoffe, das hört meine ChefIn jetzt nicht, weil ich hab schon 'ne Auszeit von meinem Studium, aber ich studiere trotzdem genau so viel.“

Konstantin ist am 1. Februar nach Kopenhagen gekommen, pünktlich zum Semesterstart. Nach seiner Ankunft in Kopenhagen wurde er vom Cousin seiner Freundin – der in Kopenhagen wohnt und daher die Schlüssel zu Konstantins Wohnung schon vorher abholen konnte – am Flughafen in Kastrup mit der Metro abgeholt und direkt zu seinem StudentInnenwohnheim, dem Signalhuset Kollegiet¹²² in Ørestad, gebracht. Nachdem Konstantin sein Gepäck in seinem Zimmer abgestellt und den ersten seiner drei MitbewohnerInnen kennengelernt hat, ist er in das Einkaufszentrum „Fields“, dessen Name sowohl die gefühlte Größe als auch dessen stadträumliche Lage beschreibt, direkt gegenüber seines Wohnheims gegangen und hat dort im Bilka Lebensmittel u. ä. eingekauft. Den Rest des Tages hat er sich mit seinen MitbewohnerInnen unterhalten sowie für eine Prüfung gelernt, die er nur fünf Tage später noch in Berlin schreiben sollte. Auch den nächsten Tag verbachte Konstantin mit Lernen; am Abend fand jedoch bereits das erste gemeinsame Kennenlern-Dinner mit der Nachbar-WG statt. Den Tag darauf, also Montag, flog Konstantin für die Prüfung zurück nach Berlin, um noch Ende der Woche bereits wieder nach Kopenhagen zurückzukehren. Die Tage darauf begannen Konstantins erste Kurse. Neben dem Dänisch-Kurs besucht Konstantin einen Englisch-Kurs sowie zwei reguläre Lehrveranstaltungen; bis auf donnerstags muss er jeden Tag mehrere Stunden, zu unterschiedlichen Zeiten, in KUA sowie auf dem City-Campus verbringen. Auch wenn er

¹²² Vgl. hierzu [http://housingfoundation.ku.dk/housing_options/halls-of-residence/signalhuset_kollegium/] (18. Februar 2015).

vier von fünf Tagen auf der Uni verbringen muss, sind die Präsenzzeiten im Vergleich zu Berlin eher gering. Aufgrund vieler arbeits- und leseintensiver Veranstaltungen hat Konstantin nach eigener Aussage dennoch mehr zu tun als in Berlin. In den Ausführungen zu seiner bisherigen Zeit in Kopenhagen kommt Konstantin immer wieder auf das Studium sowie den Sprachkurs zu sprechen; Freizeitaktivitäten wie in ein Café gehen oder gemeinsame Kochabende werden, wenn überhaupt, nur am Rande genannt. Da Konstantin einerseits bereits mehrere Male in Kopenhagen war und dementsprechend viele Stadtteile schon gesehen hat, andererseits auch nicht viel abends ausgeht und vergleichsweise wenig Erasmus-Kennenlern-Veranstaltung besucht, erkundet er die Stadt in seiner Erzählung eher auf eigene Faust: Wenn Erledigungen in der Stadt anstehen, nutzt er die Gelegenheit, unterwegs ihm noch unbekannte Ecken zu entdecken oder er geht gemeinsam mit FreundInnen ohne Ziel und Plan in der Stadt spazieren.

In Konstantins Ausführungen zu seinen ersten Tagen in Kopenhagen wird deutlich, dass die durch den Umzug bedingten Diskontinuitäten vergleichsweise gering ausfallen und auch erlebt werden. So musste er nicht nur mehrmals für Prüfungen nach Berlin zurückkehren, sondern auch für diese in Kopenhagen lernen, sodass nicht nur eine räumliche Verbindung zu Berlin besten blieb, sondern auch im Alltag eine Kontinuität zu seinem Leben in Berlin gegeben war. Darüber hinaus hatte Konstantin keine durch spezielle Tätigkeiten oder Aufgaben charakterisierte Übergangszeit wie Ferien oder den Sprachkurs erlebt, sodass er nicht nur durchweg über einen durch das Studium bestimmten, klar strukturierten Tagesablauf verfügte, sondern auch über eine Kontinuität in Bezug auf seine Beschäftigung. Da er außerdem aufgrund von Urlauben und der Klassenfahrt bereits viele Gegenden Kopenhagens schon kannte, d. h. bereits über ein grundlegendes, wenn auch noch ungesichertes Stadtwissen verfügte, war zu Beginn des Aufenthalts zumindest eine stadträumliche Grundlage gegeben, die ihm Orientierung in der neuen Stadt bot. Diese ist nicht im Sinne eines gesicherten, direkt abrufbaren Stadtraumwissens zu verstehen, sondern basiert auf der Möglichkeit zur Wiedererkennung und -erinnerung bestimmter Orte, wodurch sowohl vergessen Ortsbezüge

Lennert: Und erkundest du die Gegend mal auch so?

Konstantin: Ja, also ich bin, ein Kumpel war jetzt grad zu Besuch, das erste Wochenende, als ich sozusagen angefangen hab', hier zu bleiben, und mit dem bin ich dann am ersten Tag, ach keine Ahnung, bestimmt 15 km einfach durch die Stadt gelaufen! Also zu Fuß. Und haben dann alles rundherum erkundet, auch also gar nicht vorher nachgeguckt, sondern einfach hin und dann mal gucken. Also das mach' ich eigentlich am liebsten, so ohne dass man weiß, was man sich unbedingt angucken will, sondern dann guckt man ja so: Achso, ja da. Ist ja lustig und nett dass wir jetzt da dran vorbei laufen und so, ein bisschen spontan. [...] Und dann bin ich noch so ein bisschen rumgefahren einfach, als ich den Studentenausweis abgeholt hab'. Und da hab' ich dann mitgekriegt, dass ich in dem Gebiet schon mal war, als ich, wir die Klassenfahrt gemacht haben, hab' mich dran erinnert sozusagen, und wenn ich dann falsch fahre, dann guck' ich halt mal eben auf's Handy. Also ich hab' jetzt kein Internet, aber der blaue Punkt wandert trotzdem.

wieder hergestellt und evtl. aktualisiert, auf Grundlage dieser aber auch neue rascher etabliert werden können. So erscheint nach den ersten zwei Wochen in Kopenhagen sein bisheriges Stadtraumwissen zwar noch sehr ungeordnet – weder im Interview noch in seiner Mental Map verwendet er konkrete Ortsnamen oder Wegbeschreibungen, sondern bleibt immer relativ wage und ungefähr in seinen Erläuterungen –, die Wiederentdeckung bereits bekannter Orte sowie die Routinisierung bestimmter Wegstrecken und Orte lässt aber auf eine zunehmende Verdichtung des Stadtraums in den nächsten Wochen und Monaten schließen, welche gemäß dem Falle auch im Interview deutlich werden sollte – schließlich sind

seine Ausführungen zu Berlin nur so gespickt mit konkreten Ortsnamen und detaillierten Wegbeschreibungen.¹²³ Neben Konstantins präexistenten Stadtwissen spielt aber auch die Möglichkeit, sich über das Handy auch vor Ort jederzeit seines Standpunktes vergewissern zu können, eine nicht unerhebliche Rolle zur Stadtraumaneignung, bedeutet sie doch nicht nur Orientierung, sondern auch Sicherheit, und eröffnet dadurch erst den Raum zur ungeordneten Stadterkundung und damit zur zufälligen Wiederentdeckung ehemals bekannter Orte.

Eine wichtige Rolle in Konstantins Ausführungen zu seinem Leben in der Stadt nimmt das Radfahren ein. Nicht nur bedeutet es Kontinuität zu seinem Leben bzw. Alltag in Berlin, wo er auch tagtäglich mit dem Rad fährt; es ermöglicht ihm laut seiner Erzählung eine selbstständige, z. T. vertiefende Aneignung des Stadtraums. Das Radfahren an sich wird dabei jedoch nicht als etwas spezifisch kopenhagenerisches erzählt; vielmehr ist es die besondere Qualität des Radfahrens, die typisch für Kopenhagen ist: „Ja. Klar. Also das fahr' ich dann auch mit dem Fahrrad, aber ich meine so auch alles. Also so Friedrichstraße¹²⁴ fahren oder so, das ist einfach ... unangenehm. Es ist halt irgendwie so stressiger. Hier ist es so: Du du gehst auf diesen Weg, du weißt es ist auf der anderen Seite der Stadt, aber das einzige was irgendwie kommt sind so ein paar Ampeln. Das ist nicht so: Okay, jetzt hier ist 'ne riesen Kreuzung mit 17 Busspuren, also es ist einfach.“ So erfolgt bei Konstantin im Rahmen seiner Mobilität Tag für Tag eine Anknüpfung seines Alltagserlebens an bestimmte Stadtbilder. Auch wenn über das Radfahren an sich keine Verortung über den Ort Kopenhagen stattfindet, da es bereits in Berlin alltäglich ist, so ermöglicht zumindest der spezifisch lokale Charakter der Fahrrad-Infrastruktur diese, da es nicht nur eine konzeptionelle Differenzierung zwischen den Orten und dabei eine Selbst-Positionierung Konstantins im Moment des Erzählens erlaubt, sondern auch eine beim Radfahren tatsächlich zu erlebende. Dass es auch in Kopenhagen große Kreuzungen, komplexe Ampelsysteme oder verwirrende Busspuren gibt, wird im Interview ausgeblendet und zeigt deutlich, dass es weniger die tatsächliche Umwelt ist, über die Konstantin sich verortet, sondern das Bild, welches er von Kopenhagen hat und welches tagtäglich in seinem Erleben des Stadtraums wirksam ist.

Des Weiteren kommt Konstantin im Interview zwar auch auf Hobbys wie Beachvolleyball spielen oder Angeln gehen zu sprechen, doch kann er diese zum Zeitpunkt des Interviews aufgrund der schlechten Witterung noch nicht umsetzen, sodass sie zumindest für seinen jetzigen Alltag in Kopenhagen kaum Relevanz besitzen. Sie sind nicht Teil seiner Alltagsbeschreibungen, sondern stellen vielmehr Pläne für die nächsten Wochen dar. Die Tatsache, dass sie auch nicht Teil von Konstantins Ausführungen zu seinem aktuellen Leben in Berlin sind, lässt zum Einen darauf schliessen, dass sie nicht wirklich von Bedeutung für Konstantin sind, er diese, um sich selbst zu verwirklichen und sich als wirksam zu erfahren, nicht benötigt. Diese Interpretation würde allerdings die Frage aufwerfen, warum er gerade diese, durchaus konkreten Tätigkeiten aufzählt, ist in ihnen schliesslich kein Verweis auf eine auf stereotypen Mustern basierende Erwartungshaltung an einen Auslandsaufenthalt erkennbar. Zum Anderen lässt sich aus der Nicht-Nennung von Hobbys bei der Beschreibung von Konstantins Berlin-Alltag schließen, dass diese durchaus für ihn von Bedeutung und damit wichtig für die eigene Selbstentfaltung und Verortung in der Welt sind, er diese und

¹²³ Es ist anzumerken, dass Konstantins Ausführungen zu Berlin so detailliert sind, da, abgesehen von seinem Stadtwissen, Konstantin im Gespräch erfahren hat, dass auch ich mich sehr gut in Berlin auskenne, seine Ortsbezüge und -verweise dementsprechend auch verstehen kann.

¹²⁴ Gemeint ist die Friedrichstraße in Berlin-Mitte.

damit sich selbst in Berlin lediglich nur nicht wie gewünscht entfalten kann und Kopenhagen ihm nun die Möglichkeit hierfür bietet. Letztere Interpretation, welche diesen Praktiken durchaus persönliche Bedeutung zumisst, wird gestützt von der Tatsache, dass Konstantin in seinen allgemeinen Erzählungen über die Städte Berlin und Kopenhagen sowie in seiner Mental Map zu Kopenhagen mehrmals auf Beachvolleyballplätze zu sprechen kommt bzw. diese zeichnet – in seinen Erläuterungen kommt diesen eine besondere stadträumliche Qualität zu, werden sie im Kontext seiner Ausführungen zur Lebensqualität einer Stadt neben Grünanlagen als einzige deziert genannt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Kopenhagen nach eigener Aussage Konstantins innerhalb von zwei Wochen zu seinem Lebensmittelpunkt geworden ist, da er hier einen Alltag hat aufbauen können. Mithilfe des Studiums, des Radfahrens und seiner Sozialbezüge hat er sich am neuen Ort verorten können, sprich einen Umweltbezug herstellen und sich so seiner selbst vergewissern und versichern können. Sie ermöglichen ihm nicht nur die Aneignung der Stadt, sondern bieten zunächst auch Routine und dadurch auch ein täglich zu erlebendes Gefühl von Kontinuität des eigenen Lebens am neuen Ort. Auffällig dabei ist, dass Konstantin im Interview die Kontinuität zwischen seinem Leben in Berlin und Kopenhagen bewusst negiert, sondern nur den Moment als bedeutsam beschreibt. Dadurch kann er eine Diskontinuität zwischen Berlin und Kopenhagen entwerfen, die ihm Raum zur gesteigerten Selbsterfahrung und Neuverortung eröffnet: Er kann andere Veranstaltungen besuchen, er kann neue Wohnformen probieren, er kann andere Personen kennenlernen, er kann anders Radfahren. Dass in all diesen Aspekten auch eine Kontinuität zu seinem Leben in Berlin innewohnt, wird im Interview bewusst nicht thematisiert – denn das Widersprüche für Konstantins dem Sinn seines Auslandsaufenthalts. Doch auch wenn auf der Ebene der jeweiligen Lebenswelten die Diskontinuität sowie die Differenz zwischen beiden Orten betont wird und er den Moment, das Leben im Jetzt und Hier als bedeutsam herausstreckt – auf biographischer Ebene ist es gerade die Kontinuität seines Lebenslaufes, die er in Kopenhagen realisieren kann, indem die Stadt als Ausblick auf ein mögliches zukünftiges Leben dient, nicht nur als Prototyp für eine skandinavische Großstadt, wie Konstantin es bezeichnet, sondern auch als

Prototyp für ein ganzes (Alltags-)Leben in Skandinavien. Dies bedeutet allerdings nicht, dass Kopenhagen gleichberechtigter Teil Konstantins polytopischen Ortsnetzes ist, auch wenn es definitiv nicht als Nebenschauplatz seines eigentlichen Lebens zu definieren ist. Vielmehr nimmt es eine Zwischenstellung ein, es ist eine Vision, eine Möglichkeit, die zwar im Moment real ist und an der auch das Leben ganz und gar stattfindet, doch ist sie zugleich auch nur ein Entwurf eines möglichen Lebens, ein Versuch, der mit seinem Ende auch wieder verschwinden kann.

Lennert: Und in diesem Raumnetz aus Städten oder wie auch immer, wie ist Kopenhagen da eingeordnet?

Konstantin: Nördlich davon. ... Ne, also ... das ist jetzt mein Lebensmittelpunkt, weil ich hier sozusagen jeden Tag lebe. Jeden Tag irgendwas zu tun habe. Und jetzt nicht daran denke was ich jetzt zuhause tun würde. Also ich leb' jetzt nicht in der Retrospektive, aber auch nicht in der Perspektive darauf, wie es in drei vier Monaten hier ist. Sonder das ist jetzt das in der Zeit. [...] Man verlegt ja seinen Lebensmittelpunkt auch freundstechnisch und alles erstmal für 'ne Weile, also wenn man sich auf das vollkommen konzentriert. Also ich bin da auch ein Typ, der relativ die Bande immer schleifen lässt für 'ne Weile, also ich meld' mich dann nicht so oft. Ich glaub' das hat aber wirklich was damit zu tun, dass du dich noch mehr drauf einlässt, also noch mehr. Ein halbes Jahr ist schon eher 'ne Hausnummer als zwei Monate. Und es ist ja auch der Plan, du bist so richtig integriert im System. Dass ist auch wichtig.

Einstweilen

Das zweite Interview fand am 5. Mai statt. Die letzten Wochen waren für Konstantin trotz der Ferien zu großen Teilen durch die Universität bestimmt, da er für seine Vorlesungen als auch seine beiden Sprachkurse mehrere Essays zu schreiben sowie andere kleinere Aufgaben zu erfüllen und abzugeben hatte. In der Zwischenzeit hatte außerdem noch ein weiterer Kurs begonnen, sodass er Montags und Mittwochs nun ganztags auf der Universität war. Darüber hinaus standen die Abschlussprüfungen in Dänisch und Englisch kurz bevor, sodass Konstantins Tagesablauf auch zur Zeit des Interviews nach eigener Aussage großteils durch die Universität bestimmt war. Dies soll jedoch nicht bedeuten, dass Konstantin über keinerlei Freizeit mehr verfügte bzw. diese nicht zu nutzen wusste – im Gegenteil. So unternahm er in den Ferien bspw. eine mehrtägige Radtour nach Århus, ging mehrmals Angeln oder Volleyball-Spielen und probierte auch den Amager-Strand aus. Auch besuchte er seine Familie in Rostock und verband diese Gelegenheit ebenfalls mit einer kürzeren Radtour nach Gedser. Wie bereits beim letzten Interview trafen wir uns in der gemeinsamen Lehrveranstaltungspause vor unserem Sprachkurs am Montag in KUA, um in der von Kommilitonen belebten Lobby das Interview mehr oder weniger störungsfrei durchzuführen. Da ich den Sprachkurs vorzeitig beenden musste, sahen Konstantin und ich uns zu dieser Zeit bereits nicht mehr auf einer regulären Basis.

In der Beschreibung seiner letzten Wochen und Monate erzählt Konstantin zunächst von seinem Studium und seinen durch dieses bedingten Verpflichtungen. Dabei betont er sogleich die von ihm für Erasmus eher außergewöhnliche Menge an absolvierten ECTS-Punkten von ca. 45, um gleich darauf anzumerken, dass er die dafür notwendigen Leistungen eher nebenbei erbringt: Er geht zu bestimmten Veranstaltungen nur alle zwei bis drei Wochen, seine Aufgaben erledigt er beim Sich-Sonnen und -Entspannen auf dem Balkon oder im Park. Konstantin entwirft sich hier nicht nur als cleveren Studenten, dem es möglich ist, ohne viel subjektiven Aufwand sehr viel objektive Leistung zu erbringen; es wird auch deutlich, dass das Studium in Konstantins Alltag zwar durchaus einen wichtigen Platz einnimmt, in seinen Zeit- und Raumabläufen diesen für Konstantin jedoch nicht bestimmt. Zwar etablieren feste Abgabezeiten sowie Lehrveranstaltungszeiten zeitliche Routinen in seinem Wochenablauf sowie räumliche Routinen in seiner Stadtraumnutzung und strukturieren diese(n) dadurch, doch wird deren Bedeutung für das alltägliche (Er-)Leben von Konstantin als nicht sehr bedeutsam erlebt. Vielmehr erlebt er seinen Alltag als weniger routinebehaftet und dadurch voraussagbar als in Berlin – sein Leben in Kopenhagen sei vielmehr durch Unvorhersehbarkeiten, Ungewissheiten und Ungenauigkeiten bestimmt. Diesen Unterschied illustriert Konstantin anhand der verschiedenen Wohnformen in Berlin und Kopenhagen. Wohnt er in Berlin mit seiner Freundin zusammen und plant den gemeinsamen Tagesablauf, so wohnt er in Kopenhagen mit sieben anderen in zwei Wohnungen zusammen, wo jedeR zunächst für sich selbst im Moment lebt. Allerdings erfährt diese Wohnpraxis nach den ersten drei Monaten bereits eine Veränderung: Durch das gegenseitige Kennenlernen und Teilen eines gemeinsamen Wohnalltags ist es zu einem Miteinander-Wohnen geworden, welches mögliche Ungewissheiten zwar weniger werden lässt, durch die gegenseitige Vertrautheit und die sich daraus ergebende Selbstsicherheit aber auch Unvorhersehbarkeiten wahrscheinlicher werden lässt: „[Die] Ungewissheit ist schon weniger geworden, aber insgesamt ist es wahrscheinlich eher mehr geworden, dadurch dass man sich mehr kennt und dann auch mehr miteinander teilt. Man lebt nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das von den anderen mit. Klar ist es weniger ungewiss geworden, weil man das ja auch alles schon

Lennert: Würdest du sagen, dass sich in der Zeit wo wo du hier bist, sich schon so 'ne Art Alltag eingestellt hat?

Konstantin: [...] Also klar hat man 'ne Routine. Ich steh' immer zwischen 7.30 und 9.00 auf, also irgendwie da drin liegt das eigentlich immer. Ich geh' jetzt nicht exzessiv feiern unter der Woche, deswegen hab' ich da jetzt keine Strategien oder keine festgelegten Pläne. Ansonsten richten sich die Montage/Mittwoche sehr daran aus, dass ich halt immer Uni hab', also den ganzen Tag. Und Sonntags sind meistens die Abgaben abends gewesen, das hab' ich dann immer mit einem australischen Kumpel noch mal durchgesehen [...] Aber sonst, ich glaub', Kochen ist noch 'ne relativ große Sache. Also dass man häufiger mal sagt, dass ich mir mit meinem amerikanischen Mitbewohner zusammen was kuche, also dass man sich darauf eher konzentriert und da halt das Augenmerk drauf legt, dann vom Tag. [...] Dadurch dass es acht Leute sind auf der Etage ist ja eigentlich immer irgendwer da. Und dann ist es so wie, sei es nur, dass dieses allabendliche dänische „Ach, lass uns doch 'nen Film gucken“ oder so. Also nicht dass wir das jetzt jeden Abend machen, aber irgendwas kommt schon auf. Irgendwas passiert schon. Und dann macht man das halt auch.

Lennert: Und sonst noch irgendwelche Routineabläufe, auf irgendwelchen anderen Ebenen?

Konstantin: Also der tägliche Weg mit dem Fahrrad. Einkaufen bei Bilka, das mach' ich auch jeden Tag, aber sonst muss ich sagen, ist mein Leben hier weniger routinebehaftet als zuhause.

Lennert: Und was sind so die wichtigsten Eckpunkte sozusagen, wie, die dein Leben hier ausmachen. Oder entlang denen du das organisierst?

Konstantin: Definitiv die Mahlzeiten. Dann Uni. Und die Freunde. Also klar könnte man das mit dem Angeln und mit dem Sport da auch noch mit reinsehen, aber das ist eher: Ich seh' morgens: Guter Wind oder sowas, und dann geh' ich. Das ist nicht, dass ich jetzt weiß, ich geh' zweimal die Woche oder einmal im Monat, das hab' ich jetzt nicht im Kopf, sondern ich denk' mir: So, morgen hab' ich Bock, dann geh' ich. Und dann steh' ich früher auf und fahr' zum Wasser.

Lennert: Und du meintest erst, dass dein Leben hier nicht so routinebehaftet ist wie zuhause: Wo genau liegt da der Unterschied, woran machst du das fest?

Konstantin: Einfach daran, dass ich zuhause mit meiner Freundin zusammenlebe, ist es einfach so, man lebt nicht für zwei, aber man plant mehr. Und dadurch entstehen Routinen: Man isst zusammen Abendbrot, man steht gemeinsam auf, dann bespricht man vorher, was man macht. Man hat den Tagesablauf von zwei Personen im Kopf und dadurch versucht man, es ein bisschen anzugeleichen und durch dieses Angleichen kommt man dann irgendwann auf 'nen Punkt, der funktioniert, der sich so einschleift, das ist glaub' ich der Hauptgrund.

mal gemacht hat. Also man hat schon mit den anderen mal geredet und sonstwas. Es ist nicht Ungewissheit, es ist eher 'ne Unvorhersehbarkeit." Denn auch wenn das gemeinsame Essen mittlerweile fast zur Routine geworden ist; das, was es am Ende tatsächlich zu essen gibt, ist auch nach zwei Monaten noch immer genau so ungewiss wie zu Beginn.

Es wird hier bereits deutlich, dass in Konstantins Erzählungen das alltägliche Zusammenleben mit seinen Mitbewohnerinnen und dessen zahlreichen Zwischenräumen sowie diverse Aktivitäten wie Rad fahren, Volleyball spielen oder Angeln gehen eine wichtige Rolle für sein Leben in Kopenhagen einnehmen. Dabei werden von Konstantin zuerst die Mahlzeiten genannt, sind sie nicht nur auswegloser Bestandteil eines jeden Tages und geben diesem so Struktur, sondern auch Anlass, mit anderen Austauschstudierenden in Kontakt zu treten, sich auszutauschen und Erfahrungen zu teilen. Sie eröffnen ihm damit die Möglichkeit, einen Umweltbezug herstellen und sich dabei als aktiv handelnd erfahren zu können, sprich sich innerhalb eines spezifischen lokalen Beziehungsnetzwerks und damit in der neuen Stadt zu verorten. Die dabei von allen geteilte Fremdheit in Kopenhagen erleichtert nicht nur das gegenseitige Näherkommen innerhalb der Gruppe, sondern auch das individuelle Ankommen in der Stadt. Denn durch die internationale Community ist die Differenz zwischen Konstantin und seiner Umwelt geringer, da diese weniger als durch eine einfache Dualität zwischen zwei Kulturen geprägt erlebt wird, als vielmehr durch ein Netzwerk multipler Differenzierungen, welche die Einzelnen untereinander angleicht – da die Austauschstudierenden

innerhalb Konstantins peer-group in ihrer Differenz gleich sind, erlebt er nicht das Gefühl vom Fremdheit am neuen Ort, sondern findet sehr zügig Möglichkeiten der sozialen Anbindung und nimmt diese auch war. Allerdings bleiben diese auf die internationale Community beschränkt, eine Anbindung an die lokale Gesellschaft erfolgt nicht. Weitere Situationen, die Konstantin den aktiven Austausch mit anderen ermöglichen, stellen das gemeinsame Volleyball oder Fußball spielen vor dem Haus oder gemeinsame Radausflüge dar. Das Studium und die darüber generierten Sozialbezüge hingegen scheinen ihm diese Möglichkeiten nicht zu eröffnen, werden sie schließlich nicht im Interview thematisiert. Tätigkeiten wie Angeln, Lesen oder Abends ans Wasser setzen werden von Konstantin allein durchgeführt, vermitteln daher auch keine Sozialbezüge, sondern dienen lediglich der Selbstentfaltung Konstantins am neuen Ort. Da es sich um Praktiken handelt, die Konstantin auch in Rostock bzw. Berlin umsetzt, ermöglichen sie ihm außerdem die Erfahrung von persönlicher Kontinuität über mehrere Ort hinweg. Allerdings sind diese dennoch nicht als ortsunabhängig zu werten, sind sie z. T. doch an spezifische lokale Voraussetzungen wie bspw. Gewässervorkommen gebunden. Hier wird deutlich, dass sich Konstantin nicht nur über Stadtbilder in Kopenhagen verortet, sondern auch über die Stadt bzw. deren Gewässer selbst. Bei den beschriebenen Tätigkeiten handelt es sich um Interessen, die Konstantin während seiner Jugendzeit in Rostock herausgebildet hat, welche bis heute von Bedeutung für ihn sind und welche von Beginn an an spezifische lokale Gegebenheiten wie der Lage Rostocks am Meer bzw. in dessen unmittelbarer Nähe gebunden waren. Zwar ist es Konstantin auch in Berlin möglich, diese Interessen zu verfolgen, doch ist es für ihn mit wesentlich mehr Schwierigkeiten verbunden, gibt es dort nur Seen und liegen viele fischbare Bereiche eher am Stadtrand oder außerhalb Berlins, von der fehlenden Ruhe in der Stadt ganz zu schweigen. Dementsprechend sind diese auch nicht Teil seiner Alltagsbeschreibungen aus Berlin bzw. werden in dessen urbanen Kontext in der Rückschau von Konstantin stets in einem defizitären Kontext beschrieben.

Lennert: Und hat sich in diesen drei Monaten, seit denen du hier bist, irgendwas geändert, an der Sache, wie du die Stadt wahrnimmst, oder deinen Eindrücken? Also du hast zum Beispiel gemeint, dass die Beziehungen inniger werden sozusagen.

Konstantin: Zur Stadt vielleicht auch? ... Was ich glaube, was man merkt, also ich hab' Kopenhagen davor nicht als so verschieden wahrgenommen glaub' ich. Also so eher als eine Stadt. Und jetzt ist es doch eher differenzierter, so wie man in Berlin die Kieze unterscheidet. Dass man das hier auch macht, sowas war mir vorher einfach nicht ... klar wusst' ich, dass manche Leute sagen: Ich bin aus dem hippen blablabla, oder Vesterbro, oder da oben ist die Villengegend in Charlottenburg, also das hat man alles mal gehört, aber es war nicht so präsent in meinem Kopf. Und das ist jetzt aufgekommen. [...]

Lennert: Aber wie wie ändert sich das, also dass du meinst du weißt das ist da und das ist da?

Konstantin: Durch die eigene Erfahrung, also dass, wenn ich durchfahre, da zu Eindrücke oder Plätze verbinde, also dass es nicht so unbekannt oder anonym ist, also man verknüpft tatsächlich zu dem was man irgendwann mal gehört hat oder worüber man geredet hat, Orte. Ja, so wie die Mitte immer jetzt mit dieser Einkaufsstraße, dieser Strøget und Tivoli verbunden ist. Weil man da immer vorbei fährt und Leute hin und her pilgern.

Ein weiterer Aspekt, an dem Konstantins zunehmende Lokalisierung in Kopenhagen deutlich wird, ist das Radfahren in der Stadt, da es zunehmend Orientierung und Handlungssicherheit in der neuen Umgebung ermöglicht. Die dabei geschehende Verdichtung des Stadtraums wird dabei weniger in der Beschreibung von bzw. Erzählung über seine(n) Alltagswege deutlich als vielmehr in den Beschreibungen über unsystematisch erschlossenen Vierteln und Wegen. So verfügt Konstantin mittlerweile über konkrete Fixpunkte im Stadtraum, entlang derer er sich auch auf verschiedenen

Wegkombinationen durch die Stadt bewegen kann. Durch die wiederholte Nutzung bestimmter Wege verengen sich die Maschen in Konstantins Wegenetz zunehmend, sodass auch die unbekannten Zwischenräume weniger werden und Konstantin damit seltener die Hilfe von Karten o. Ä. in Anspruch nehmen muss. Der Stadtraum verdichtet und differenziert sich zugleich. Aktivitätszentren, d. h. Gebiete, in den Konstantin oft unterwegs ist, stellen dabei seine Wohnumgebung in Ørestad, die drei Uni-Campi in Amager, Frederiksberg und der Innenstadt sowie das Gebiet zwischen Tivoli, Rathaus und Gammeltorv-Nytorv als auch das Hafengebiet der Innenstadt zwischen der Kongelige Bibliotek (Black Diamond), Nyhavn und dem Kastellet dar. Dabei fällt auf, dass er in der Beschreibung seiner Wege im Gegensatz zum ersten Interview mittlerweile nicht nur zahlreiche Orts- und Straßennamen verwendet, sondern auch individuellere Wegmarken erstellt hat. So verweist er nicht nur auf allgemein bekannte Orte wie den Tivoli, das Rathaus, oder die Black Diamond Bibliothek, welche in der Erzählung nicht selten bezeichnend für ganze Gebiete werden und somit in der Erzählsituation auch dem bzw. der Gegenüber die Erläuterungen vorstellbarer werden lassen, sondern auch auf persönlich relevante Orte wie die Østerbrogade, den Fælledparken, das Kælvebolledfælled oder die Købmagergade.

Nach den ersten drei Monaten in Kopenhagen fühlt sich Konstantin noch immer wohl und gut aufgehoben in der Stadt, sodass er sich vorstellen kann, auch länger als nur fünfeinhalb Monate in der Stadt zu verbringen – er hat eine Bindung zur neuen Umgebung aufgebaut und diese in den vergangenen Wochen auch ausgebaut. Diese Bindung gründet für ihn v. a. in den umfangreichen Möglichkeiten, auch in nicht-müßigen Momenten des Alltags viel Zeit am Wasser oder im Grünen verbringen zu können (wobei hier der Raum- und weniger der Zeitaspekt von Bedeutung ist) sowie in dem Miteinander in seiner WG bzw. auf der Etage – die Menschen in seiner Umgebung sind nicht länger nur Bekannte, sondern mittlerweile FreundeInnen. Auch tragen die weiter oben bereits dargestellten Möglichkeiten zur Umsetzung seiner Hobbys und Interessen wie Angeln gehen, Volleyball spielen oder Fahrradfahren wesentlich dazu bei. Verpflichtungen, Alltag und Routine in der neuen Stadt lassen Konstantin diese wie in der Analyse des ersten Interviews dargelegt als seinen Lebensmittelpunkt bezeichnen. Dennoch bezeichnet Konstantin Kopenhagen nach wie vor nicht als sein Zuhause – dieses ist für ihn nach wie vor bestimmt als Ort des erstmaligen selbstständigen Hinaustretens in die Welt und der dabei erfahren eigenen Handlungsmacht. Um jedoch zwischen Rostock als Ort seiner Kindheit und Berlin und Kopenhagen differenzieren zu können, drückt Konstantin die besonders tiefe Bindung an den ersten Ort durch den Begriff Heimat aus, während Berlin und Kopenhagen ihm nur ein Zuhause im Sinne eines Vor-Ort-Lebens im Moment und auf Zeit sind, sprich als zeitlich gebundene Lebensabschnittsorte funktionieren – eine Charakterisierung, welche sich mit den Ausführungen der ersten Interviews decken. Der Idee des Lebens im Moment und *auf Zeit* kommt in Kopenhagen – wie bereits deutlich geworden ist – eine besonders umfangreiche Bedeutung zu, lassen die Rahmenbedingungen des Aufenthalts, sprich dessen von Beginn an innenwohnendes und in seinem Umfang konsequenteres und ultimativeres Ablaufdatum sowie die daraus resultierende, spezifische Studienstruktur sowie Wohnform Konstantin die Temporalität des Lebens an diesem Ort vor allem in seinen Sozialbezügen besonders deutlich spüren. So besucht er einige Kurse speziell für Austauschstudierende und wohnt in einem durch die Housing Foundation vermittelten und daher besonders von Austauschstudierenden bewohnten Wohnheim, sodass seine Umwelt geprägt ist von ebenfalls nur auf Zeit in Kopenhagen lebenden Studierenden. Da er sich primär auch innerhalb dieser Community verortet, da sie durch das

gemeinsame Teilen einer ähnlichen Lebenssituation – nur ein Leben auf Zeit in Kopenhagen – und den daraus vergleichbaren Erfahrungen und Erlebnissen auch eine leichtere Anbindung ermöglicht, sind für Konstantin (in dieser Gruppe) von Vornherein nur temporäre Sozialbezüge möglich, auch unabhängig von Konstantins eigener Aufenthaltsdauer. Hier wird deutlich, dass die Temporalität des Aufenthalts zwar nicht unabdingbare Konsequenzen für Verortungsprozesse in einer neuen Stadt hat bzw. haben muss, sondern ihre Wirkmächtigkeit immer auch von individuellen Entscheidungen abhängt bzw. diese beeinflusst. Auch wenn dieser Einfluss nicht permanent im Alltag spürbar ist – er bestimmt diesen zumindest zum Teil.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich Konstantin innerhalb der ersten drei Monate in und auch über Kopenhagen verortet hat: So verfügt er mittlerweile nicht nur über einen mehr oder weniger etablierten Tages- und auch Wochenalltag, sondern hat auch soziale und räumliche Bezüge ausgebaut sowie veralltäglich. Die Temporalität seines Aufenthalts bestimmt dabei die Qualität dieser Bezüge und somit auch den Umfang von Konstantins Verortung in Kopenhagen an sich. Der lokale Charakter Kopenhagens kommt dabei über spezifische Stadtbilder wie dem Radfahren, welche für Konstantin als alltägliche Praktik auch Tag für Tag erlebbar ist, sowie über die physisch-materielle Umwelt Kopenhagens wie dessen Lage am Meer oder dessen zahlreiche Parks und Grünanlagen zum Tragen, sodass durchaus nicht nur von einer Verortung in der Stadt, sondern auch über diese gesprochen werden kann. Die im Interview mehrfach deutlich werdende Betonung des Moments zeigt deutlich, dass Konstantin nicht darum bemüht ist, auf einer Alltagsebene Kontinuität zu Berlin oder Rostock aufzubauen bzw. aufrechtzuerhalten, sondern dass Kopenhagen ein Ort auf Zeit ist; zugleich aber auch als Versuch eines Lebensabschnittsort funktioniert und damit die Erfahrung biografischer Kontinuität ermöglicht, damit auch ein Ort in der Zeit ist.

Zu guter Letzt

Das letzte Interview mit Konstantin fand am 7. Juli statt, zwei Stunden nach dem Interview mit Flora. Waren die Wochen nach dem vergangenen Treffen bis ca. Mitte Juni für Konstantin hauptsächlich durch das Studium und die Prüfungen bestimmt, hatte er z. Z. des letzten Interviews bereits seit drei Wochen frei. In dieser Zeit unternahm er einige Ausflüge, bspw. nach Bornholm, bekam mehrfach Besuch von Freunden und Familie oder besuchte verschiedene Veranstaltungen in Kopenhagen und dessen Umgebung wie z. B. das Distortion Festival. Auch verbrachte er viel Zeit mit Baden gehen oder Volleyball spielen am Amager Strand oder im Havnebadet in Islands Brygge. Außerdem war er zum Roskilde-Festival gefahren und hatte auch dort gearbeitet. Zum Zeitpunkt des Interviews war er erst wenige Stunden zuvor vom Festival zurückgekehrt, wirkte jedoch nicht erschöpft. Allerdings trafen wir uns diesmal in seiner Wohnung, da er nur drei Tage später fahren sollte und dementsprechend noch viel zu erledigen hatte und daher nicht zuviel Zeit für das Interview verlieren wollte. Da ich Konstantin seit dem letzten Interview nicht mehr gesehen hatte, klappte die gegenseitige Terminabsprache nicht mehr ganz so reibungslos wie noch zu Beginn, sodass wir für das Interview etwas in Zeitnot gerieten – was auch den Zeitpunkt direkt nach Konstantins Rückkehr vom Roskilde Festival erklärt. Den gegenseitigen Sympathien tat dies zum Glück jedoch keinen Abbruch, sodass auch das letzte Interview insgesamt sehr produktiv verlief.

Konstantin beginnt seine Ausführungen zu seinen letzten Wochen mit dem Hinweis auf seine zahlreichen und umfangreichen Prüfungen. Laut eigener Aussage haben diese bzw. die Vorbereitung auf diese einen Großteil der Zeit der vergangenen Wochen ausgemacht; erst in den Wochen

danach, so scheint es zunächst, konnte Konstantin wieder über seine Zeit frei verfügen. Allerdings wird bei seinen späteren Ausführungen deutlich, dass er auch in der Prüfungszeit über freie Zeit verfügte bzw. sich diese genommen hat und auch zu nutzen wusste. In der Rückschau nimmt Konstantin also eine klare Differenzierung zwischen Prüfungs- und Nach-Prüfungs-Zeit mit jeweils eigenen Charakter – erstere war durch viel Lernen, viel Fleiß und Eifer geprägt, letztere durch viel Müßiggang, Entspannung und Genuss – vor und blendet dabei Zwischenräume aus. Wie auch im Interview zuvor konstruiert Konstantin damit ein Selbst-Bild als strebsamen, fleißigen und zielgerichteten Studenten. Der dahinterliegende Sinn scheint aus zwei Faktoren zu bestehen:

Lennert: Und wenn du meinst, Islands Brygge warst du viel, aber jetzt nicht WM, was habt ihr dann da gemacht?

Konstantin: Einfach nur in der Sonne gelegen, in die Hafenpools gesprungen, Volleyball gespielt. Ansonsten auch nur rumgesessen und ein bisschen gequatscht und das Ambiente genossen würd' ich sagen, weil es da sehr, sehr entspannt ist. Und ich hab' mich so ein bisschen an meine Heimatstadt, an die Hafengebiete erinnert. Oder in Berlin, wo du dann an der Spree sitzt. Das können sich vielleicht mehr Leute vorstellen als bei mir in Rostock.

Lennert: Und was sind da so für Leute?

Konstantin: Von Kindern, die sich einen Spaß machen, da von diesem ich glaub' 5-Meter-Turm runterzuspringen, bis zu Leuten, die einfach die Promenade 'langschlendern wollen und sich da in ein schickes Café setzen, da unten sind drei vier fünf hübsche Cafés zum Menschen-Gucken. Bis hin zu sonnengebräunten, wie sagt man, Fitness-Studio-Gängern, alles, also es ist einfach alles dabei. Muttis mit Kindern, Väter mit Kindern, alle gehen nach Islands Brygge. Und viele Studenten, richtig viele Studenten.

Lennert: Okay. Und mit deinem Besuch, was hast du da so gemacht?

Konstantin: Der Besuch, das war ein Kumpel von mir aus Berlin und meine Schwester. Dann waren wir im Tivoli, haben da 'nen ganzen Tag verbracht. Dann sind wir noch ein bisschen 'rumgewandert durch die Stadt, das Wetter genießen. Vor allem auch viele von den Freunden, die ich hier kennengelernt habe, getroffen, einfach so ein relativ normaler Tagesablauf für mich. Dass ich geschaut habe, was machen die anderen, und dann die einfach mit eingebunden, dass sie sich nicht so touristisch fühlen, sondern eher so ein bisschen was von meinem echten Leben hier mitkriegen. Und haben wir irgendwas kulturelles gemacht, irgendwas wertvolles? Ne, ich glaub' das haben wir ausgelassen.

Einerseits entgeht er, indem er die Erasmus-Zeit als Studienzeit deklariert, dem in StudentInnenkreisen weit verbreiteten und von Konstantin auch geteilten Bild von Erasmus als reinen Party-Urlaub ohne großartige universitäre Verpflichtungen – er passt damit seinen Aufenthalt der kollektiven Erwartungshaltung eines imaginären Publikums¹²⁵ an und kann damit sich selbst vor diesem erklären.

Andererseits kann er, indem er zunächst die Prüfungszeit (als arbeits- und zeitintensiv) betont, den in den Wochen danach erfolgten Müßiggang legitimieren – denn wer würde ihm nach solch einem Fleiß ein wenig Erholung auch versagen wollen.

Im Gegensatz zu Konstantins Ausführungen zu seinen Prüfungen und der Vorbereitungszeit für diese fällt die Beschreibung seiner freien Zeit wesentlich ausführlicher aus. Die beiden Angelpunkte der Erzählung über seine vergangenen drei Wochen stellen dabei Islands Brygge und der Amager Strand dar. An beiden Orten verbringt er regelmäßig Zeit, um sich mit Freunden zu treffen, baden zu gehen, Beachvolleyball zu spielen, in der Sonne zu liegen und mit den anderen zu quatschen. Er betont mehrfach den müßigen Charakter seiner Tätigkeiten, indem er oft von Genuss und Entspannung spricht und projiziert

¹²⁵ Im Interview wird mehrfach deutlich, dass Konstantin sich durchaus bewusst, dass seine Erzählung über die vorliegende Arbeit hinaus auch für einen weiteren Personenkreis zugänglich ist, sodass er auch seine Ausführungen dementsprechend anpasst und dies z. T. auch deutlich artikuliert: „[...] Und ich hab mich so ein bisschen an meine Heimatstadt, an die Hafen-, Hafengebiete erinnert. Oder in Berlin, wo du dann an der Spree sitzt. Das können sich vielleicht mehr Leute vorstellen als bei mir in Rostock.“

dabei diese Elemente auch auf den Stadtraum sowie die KopenhagenerInnen an sich. Dabei grenzt er sich nicht nur von den Wochen davor ab, sondern nimmt auch erstmalig eine Differenzierung zwischen StadtbewohnerInnen und TouristInnen vor. Die von ihm geschaffene Differenz äußert sich auf räumlicher, sozialer und lebensweltlicher Ebene. Während in seinen Ortsbeschreibungen die Innenstadt und Sehenswürdigkeiten wie die Kleine Meerjungfrau oder der Tivoli als touristisch markiert werden, sind Orte wie das Havnebadet in Islands Brygge oder der Amager Strand Orte der Einheimischen; während TouristInnen über keine lokale Anbindung verfügen, sind die BewohnerInnen gut in ein soziales Netzwerk integriert; während TouristInnen in Eile und Stress einen Programmpunkt nach dem anderen abhandeln, ist das Alltagsleben in Kopenhagen eher durch Muße, Zeit haben und Spontanität bestimmt. Es ist wichtig anzumerken, dass Konstantin diese Differenzierung nur in der spezifischen Situation der Schilderung seien Besuches vornimmt. Indem sie Konstantins Selbstverständnis – nicht mehr nur Besucher, sondern mehr oder weniger Einheimischer zu sein; voll und ganz in einer Stadt zu leben und keine alltäglich-lebensweltlichen Verbindungen zu anderen Orten zu haben – in Frage stellt, wird es für Konstantin nötig, sich in der Erzählung noch einmal verstärkt von seinem Besuch und den damit verbundenen Attributen zu distanzieren. Auch wenn Konstantin Kopenhagen nicht als sein Zuhause bezeichnet, so wird zumindest an diesem Beispiel deutlich, dass er dennoch eine Bindung zur Stadt aufgebaut hat und in dieser verortet gesehen werden möchte.

Lennert: Jetzt mal zu dem Generellen, zu Erasmus – Was ist dein Fazit davon?

Konstantin: Super genial, würd' ich immer wieder machen. Am Anfang ein bisschen zäh. Hängt dann natürlich auch mit mir zusammen, ich hätte jetzt auch jeden Tag irgendwie jeden Tag was mit den Leuten vom Dänisch-Kurs machen können, aber so wenn man ein bisschen wählerisch ist und nicht die Leute einfach sagt: So, ich will jetzt Freunde auf Teufel komm raus, dann dauert das ein bisschen, bis sich auch was ordentliches entwickelt, weil jeder weiß, okay, es ist nur ein halbes Jahr. Aber ansonsten [...] was ich gefunden hab', ist, dass viele Kurse hier darauf ausgelegt sind, dass sich die internationalen Studierenden untereinander treffen. Also der Kontakt zu den Dänen ist relativ gering gehalten. Aber das kann natürlich auch einfach nur mit meiner selektiven Kurswahl zu tun haben. [...]

Lennert: Und ... wenn du sagst, am Anfang war es noch eher zäh hier, wie hat sich das so entwickelt?

Konstantin: Ja jetzt ist es total easy. Also jetzt hat man 'nen ganz normalen Freundeskreis, das läuft ohne dass man irgendwie was festmacht, also einfach das läuft so ineinander über von: Ich sitz' hier, irgendwer kommt vorbei. Dann entwickelt sich das zu Ach oder Mmmmm. Also, das ist dann verschieden, einfach dadurch, dass das soziale Netzwerk fester geworden ist, dass man sich gegenseitig einlädt oder fragt, auch wenn man sich nicht trifft. Also wenn man sich nicht über den Weg läuft, und dann trotzdem irgendwie was anbietet oder: Hey, wollen wir nicht Hmm. Ich glaub, das ist der Grund.

Im Rückblick bezeichnet Konstantin seinen Aufenthalt als durchweg positive Erfahrung, auch wenn er den Beginn als zäh beschreibt. So war es weniger der Bruch zu seinem Leben in Berlin oder die Gewöhnung an die neue Stadt und das andere Studiensystem, welches von Konstantin als schwierig erlebt wurde, als vielmehr der Aufbau sozialer Bezüge am neuen Ort. Zwar, so Konstantins Erzählung zufolge, ist es aufgrund der zahlreichen Kennenlernveranstaltungen innerhalb der Universität und den vielfältigen Partys und Feiern in der Stadt relativ einfach, andere Studierende kennenzulernen – möchte man jedoch nicht die oder den erst BesteN zum Freund, dauere das trotz des Umfeld seine Zeit und mache daher nur einen langsam Aufbau sozialer Bezüge möglich. Doch seien diese erst einmal vorhanden, so sei es auch trotz der begrenzten Zeit möglich, in Kopenhagen tiefergehende Freundschaften zu entwickeln. In der Beschreibung seines sozialen Netzwerkes wird ein grundlegender Aspekt von Verortungen

(innerhalb eines sozialen Netzwerks) deutlich: die Selbstverständlichkeit des Lebens in den Beziehungen an einem neuen Ort. So bedarf es mittlerweile scheinbar keiner besonderen Planung mehr, sondern das Miteinander ergibt sich beinah von allein, ohne dass im Rückblick dafür besondere Mühen notwendig scheinen. Es ist diese Selbstverständlichkeit, die Konstantin nach fünfthalb Monaten auch von einem fest etablierten Freundschaftsnetzwerk sprechen lässt. Allerdings ist es ihm dabei bis zuletzt, wie im ersten Interview geäußert, nicht gelungen, in freundschaftlichen Kontakt zu Dänen zu treten. Die Ursachen hierfür sieht er einerseits in seinen eigenen Entscheidungen – die Teilnahme an eher von Master- und Austausch-Studierenden besuchten Lehrveranstaltungen, das fehlende Engagement in Vereinen oder dgl. –, andererseits auch in der Studienstruktur in Kopenhagen sowie seiner Wohnform, gemeinsam mit anderen Austauschstudierenden.

Wie auch schon im Interview davor ist Konstantin damit noch immer in und über eine(r) „nur“ temporäre(n) Community ohne dauerhafte Bindung an Kopenhagen verortet. Dementsprechend äußert sich Konstantin zur persönlichen Bedeutung Kopenhagens auch: „Ich hab' da drüber auch schon wieder nachgedacht: Was traurig sein wird ist, das, wenn man herfährt, alle Freunde weg sein werden. Weil so viele Dänen hat man nicht kennengelernt. Die anderen sind auch alles Austauschstudierende. Und egal wie toll die Stadt ist, das hängt auch immer viel damit zusammen, wer gerade da ist. Zumindest für mich, also da bin ich dann doch nicht so der Stadtliebhaber, dass ich sage: Es geht mir nur darum, durch Kopenhagen zu laufen. Ich glaub es wäre was anderes, wenn meine Mitbewohner wieder da wären oder was.“ Es wird deutlich, dass sich Konstantin nach den fünfthalb Monaten, wie auch in Berlin und Rostock, primär über seine sozialen Bezüge in Kopenhagen verortet. So bleibt auch das urbane Umfeld an sich, zumindest in den ersten Monaten oder vielleicht auch Jahren, zunächst austauschbar, ist für das eigene Leben in der Stadt kaum von Relevanz – lediglich das soziale Umfeld scheint für Konstantin von Bedeutung zu sein, um in einer Stadt ein grundlegendes Gefühl von Zuhause zu entwickeln und zu empfinden. Dabei ist es auch nicht von Bedeutung, woher die einzelnen Personen kommen oder wie lange sie (schon) in der Stadt wohnen.

Zur Entwicklung eines wirklichen Ortsbewusstseins¹²⁶ bedarf es für Konstantin eines wiederholten Erlebens atmosphärisch-affektiver Momente, in denen der physisch-materielle Raum zum Bedeutungsträger der eigenen Gefühlswelt wird, indem der Stadtraum aktiv in Stimmung gebracht werden kann und so eine affektive Bindung an den Stadtraum möglich wird. So verweist er mit seiner mehr generalisierten als wirklich persönlichen Erfahrung – in Einsamkeit am Wasser den Sonnenaufgang zu erleben – in Rostock auf eben diese Möglichkeit, welche neben der Verfügbarkeit affektiv-atmosphärischer Momente selbst vor allem der Wiederholung bedarf, um ein Gefühl von Geborgenheit und Vertrautheit als zentrale Kategorien des Wohnens an einem Ort zu entwickeln. Es ist zu vermuten, dass Konstantin durchaus atmosphärisch-emotionale dichte Momente in Kopenhagen erlebt, es ihm jedoch, anders als in Rostock, aufgrund der Temporalität seines Aufenthalts und der Community, über welche diese Erfahrungen vermittelt sind, nicht möglich ist, ein Gefühl der freien Verfügbarkeit über diese zu entwickeln.

Darüber hinaus verweist er auch auf die Etablierung eines stabilen Alltags mit der Einbindung in verschiedene feste räumliche oder zeitliche Routinestrukturen sowie auf damit einhergehende

¹²⁶ Vgl. hierzu Lehmann 2009: Wahrheitswert, 47.

Lennert: Was macht deine Lebensumstände hier aus?

Konstantin: Also hier hängt es einfach damit zusammen, dass es eigentlich zu 80 % von den Leuten abhängt. Sobald alle weg sind, werd' ich kaum noch 'nen Attachment zu Kopenhagen haben. [...] Es verliert einfach wahnsinnig viel an Anziehungskraft [...].

Lennert: Und ist deine Situation in Berlin auch so?

Konstantin: Ja.

Lennert: Das heißt wenn in Berlin niemand mehr wär', dann wär' das auch ...?

Konstantin: Austauschbar. Aber selbst Rostock wär' austauschbar. Also es wär' nicht ganz, also du würdest da lang gehen und 18 Jahre, und vor allem wenn das mit der Kindheit anfängt, dann hast du so eine andere Heimatverbundenheit. Und Heimatverbundenheit ist glaub' ich was, was wächst. Und nicht nur von den Leuten abhängt.

Lennert: Glaubst du, das könnte auch an 'nem anderen Ort kommen?

Konstantin: Ja, das kann definitiv auch an einem anderen Ort entstehen, aber das hängt dann von mehr ab. Also dann brauchst du deine Erfahrungen in der Stadt. Sei es wie in Rostock jetzt dieses bindende: Ich geh' an' Strand, bin da alleine, guck' in die See. Oder lauf' morgens um 4.00 Uhr nach dem Party machen am Stadthafen 'lang und da ist gar keiner und die Sonne geht auf. Also man braucht diese Momente, dass man sagt: Das ist Rostock für mich. Das ist meine Heimat für mich. Da ist 'ne Geschichte dazu. Und irgendwas, was einen verbindet. [...] Ich glaube zum Beispiel, in einer anderen Stadt, wo ich das noch hatte, wär' in Idaho, da wo ich für ein Jahr gelebt hab'. Das ich dann da hingehe und denke: Ach, hier ist der Burger-Laden, meine Highschool, wenn ich zum Fußballstadion dann laufen oder wandern würde und den Rasen da rieche, der frisch gemäht ist, dann würd' ich denken: Flashback! Das passiert dann eher.

Lennert: Warum?

Konstantin: Weil das acht Monate, zehn Monate waren und da war ich 16. Und in der Familie, also wirklich Teil dieser Community. Und hier weißt du, das ist sehr temporär. Du bist ein bisschen außerhalb im Studentenwohnheim. Und andere Leute sind auch Fremde in der Stadt. Da hab' ich das Gefühl, die sind alle Idahoer. Ich kenn' diese Stadt, weil ich die Leute kenne. Und hier hab' ich das Gefühl, ich kenn Kopenhagen nicht als Person, sondern als Stadt, weil ich die Kopenhagener ja eigentlich nicht kenne. Ich kenn' einfach nur [...] die internationalen Studenten.

Verpflichtungen wie sie die Schule oder bestimmte Freizeitaktivitäten bieten können. In Kopenhagen war ihm diese Art der Bindung nicht möglich, da er zwar bestimmte Stadträume regelmäßig besuchte und dort auch qualitativ hochwertige Zeit mit FreundInnen verbrachte, allerdings keine umfassenden Verpflichtungen durch das Studium hatte und dementsprechend, wie auch oft von ihm betont, relativ unabhängig und spontan agieren konnte.¹²⁷

Darüber hinaus stellt für Konstantin, wie bereits weiter oben erwähnt, auch der Kontakt mit der lokalen Bevölkerung einen grundlegenden Faktor dar, um sich nicht nur in einer Stadt umfassend verorten zu können, sondern auch über diese. Allerdings spricht er hier weniger eine Bindung an den Stadtraum an als vielmehr die Möglichkeit zur Integration in die lokal gebundene und damit den Ort prägende und durch diesen geprägte Gemeinschaft – es wird noch einmal deutlich, dass für Konstantin vor allen anderen Dingen die sozialen Bezüge wichtig und entscheidend sind, vermitteln sie für ihn am stärksten einen Bezug zur Umwelt und ermöglichen damit die individuelle Anbindung an diese.

Da er in Kopenhagen nur innerhalb einer internationalen Gemeinschaft aktiv war, kommt er auch zu folgendem Fazit: „[D]ie [KopenhagenerInnen] zeigen ihre Welt, aber das bedeutet nicht, dass ich Teil der Welt sein muss. Ich darf Teil haben. Aber ich bin nicht die Welt.“ Zwar ist es durch die Erfahrung, in Kopenhagen für fünfeinhalb Monate zu leben, für Konstantin

¹²⁷ An dieser Stelle müssen auch Konstantins Lebensumstände zum Zeitpunkt des Interviews betrachtet werden: Nicht nur hatte er seit drei Wochen frei und in dieser Zeit auch keine Verpflichtungen in Kopenhagen, was das Gefühl nicht vorhandener Struktur gefördert haben dürfte, sondern war er auch erst wenige Stunden zuvor von einem einwöchigen Musikfestival zurückgekehrt, welches im direkten Vergleich zu seinen vergangenen Wochen intensivere Momente ermöglicht haben dürfte, sodass Konstantin wohl von keinen besonders intensiven Momenten in Kopenhagen zu berichten weiß.

vorstellbar geworden, auch später einmal in dieser Stadt zu wohnen – sein Versuch einer möglichen Zukunft in Skandinavien ist geglückt –, sie stellt allerdings aufgrund der fehlenden lokalen Bindung kein Ideal dieser Zukunft dar. So wäre ein späteres Leben z. B. auch in jeder anderen Großstadt für ihn denkbar.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich Konstantin nach den fünfeinhalb Monaten deutlich in der Stadt verortet hat, wenn auch nicht so sehr über sie. Vor allem durch seine sozialen Kontakte, aber auch über seine Hobbys, das Studium sowie mehrere Ausflüge war es ihm möglich, ein Gefühl von Zuhause im Sinne der Möglichkeit zur Sicherstellung persönlicher Kontinuität in Kopenhagen aufzubauen. Die Temporalität des Aufenthalts und deren Folgen haben allerdings dazu geführt, dass sich Konstantin nur innerhalb einer internationalen Gemeinde verorten konnte, sodass ihm lokale Bezugspersonen, welche für ihn eine Grundlage für eine umfassendere Bindung an eine Stadt sind, fehlen. Andere für Konstantin wesentliche Verortungsaspekte wie das Erleben intensiver Momente oder ein fest etablierter und klar strukturierter Alltag waren nach den fünfeinhalb Monaten ebenfalls noch nicht oder auch nicht mehr vorhanden. Durch den Feriencharakter der letzten drei Wochen, aber auch durch Konstantins Selbstentwurf als in Kopenhagen spontanere, ungebundene Person war der Aufenthalt im Rückblick für ihn durch wenig bzw. nur kurzzeitig von zeitlichen und räumlichen Routinen geprägt, sodass er seinen Alltag auch relativ frei und selbstbestimmt gestalten konnte bzw. es zumindest so empfand. Bis zuletzt war die Aufrechterhaltung von Kontinuitäten zu seinem Leben in Berlin oder Rostock kaum ein Thema in seinen Erzählungen. Zwar stellte er viele Vergleiche zwischen den Orten an, doch wurde bis auf bspw. Volleyball spielen oder Angeln gehen keine direkten Kontinuitäten sichtbar – eine Beobachtung, die auch zu Konstantins eigener Aussage passt, dass er sich voll und ganz auf den neuen Ort einlassen möchte. Momente, in denen die Grenzen zwischen den einzelnen Orten zu verwischen drohen – wie beim Besuch seiner Familie – und damit Kontinuitäten zwischen diesen sichtbar werden, wurden von Konstantin gar als unangenehm empfunden, sodass er bemüht war, in der Erzählung diese Grenze wieder herzustellen.

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Konstantin über eine polytopische, nicht aber über eine multilokale Verortungspraxis verfügt. Er nimmt eine klare Trennung zwischen den einzelnen Orten seines Lebens vor und ordnet diese eindeutig bestimmten Lebensabschnitten zu. So ist Rostock der Ort seiner Kindheit, Idaho der Ort des ersten Ausbruchs von Zuhause, Berlin der Ort seines Studiums und Kopenhagen der Ort eines Versuchs eines Lebens in einer skandinavischen Großstadt. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass Konstantin den Auslandsaufenthalt in Kopenhagen im Sinne eines Nebenschauplatzes, einer Auszeit von seinem eigentlichen Leben betrachtet – Kopenhagen ist den anderen Orten durchaus gleichgestellt, wenn sich auch Zeit und Ort des Aufenthalts durch spezifische Charakteristika auszeichnen und sich damit von seinen anderen Lebensabschnittsorten unterscheiden.

Wesentlichen Einfluss hierbei nimmt die Temporalität seines Aufenthalts ein: Sie bedingt eine spezifische Lebensumwelt – Wohnen, Freunde, Ereignisse, Studium – welche für Konstantin im Alltag über das Fehlen fest etablierter Tagesroutinen resp. Strukturen im Studium, über das Fehlen von lokalen Kontakten, über das Fehlen besonders intensiver, erinnerungswürdiger Momente und im Besonderen deren Verknüpfung mit dem Stadtraum, sprich über das Fehlen von bedeutsamen Erinnerungsstätten in der Stadt, erlebbar werden. Dabei ist anzumerken, dass die Temporalität nicht

eine kafkaeske Aufenthaltsszenerie hervorruft, in der Konstantin dieser schutzlos ausgeliefert ist, sondern dass er auf Basis seines Wissens um die Begrenztheit des Aufenthalts bewusst Entscheidungen trifft und damit, wenn vielleicht auch nicht immer aktiv und dadurch spürbar, Einfluss auf seine Verortungsprozesse nimmt.

Das Fehlen bzw. weniger starke Ausgeprägt-Sein vieler Aspekte seines Lebens im Vergleich zu dem in Berlin äußert sich Konstantin in einem Gefühl der Ungebundenheit, welches ihm zwar ermöglicht, spontaner und selbstbestimmter zu agieren und auch einen Raum für neues eröffnet; im selben Moment verhindert es aber auch – im eigentlichen Wortsinn – eine feste Bindung an die Stadt und das Leben in Kopenhagen. Dennoch war es Konstantin möglich, über die fünfeinhalb Monate hinweg weitestgehend problemlos die Kontinuität subjektiver Sinnstrukturen sowie Deutungs- und Handlungsmuster sicherzustellen, sodass er durchweg ein Gefühl persönlicher Kontinuität in Kopenhagen erleben konnte: Er unternahm viel mit FreundInnen, ging Volleyball spielen oder Angeln und verfolgte viele andere Interessen wie Lesen, Dänisch Lernen u. v. a. m. Lediglich der Beginn des Aufenthalts gestaltete sich für Konstantin etwas zäh. Die Ursache hierfür ist jedoch nicht in der Austauschsituation in Kopenhagen zu sehen, sondern ist vielmehr eine Konsequenz Konstantins eigener, austauschunabhängiger Interessen und Vorstellungen. Die klare lebensgeschichtliche Trennung der jeweiligen Orte erübrigt für Konstantin dabei die Aufrechterhaltung räumlicher oder sozialer Kontinuitäten zwischen diesen zur Sicherstellung eines Gefühls persönlicher Kontinuität – er vernachlässigt seine sozialen Kontakte in Berlin und thematisiert die Besuche seiner Freunde oder seiner Familie im Vergleich zu seinen Ausführungen anderer Erlebnisse in Kopenhagen kaum – und zeugt von einer polytopischen Verortungspraxis, nicht jedoch von einer multilokalen.

So fühlt er sich nach den fünfeinhalb Monaten auch durchaus Zuhause in Kopenhagen, für ein umfassenderes Heimatgefühl reicht es aufgrund der Temporalität des Aufenthalts allerdings nicht. Zwar ist in den fünfeinhalb Monaten in einzelnen Bereichen auch zu einer Verortung über die Stadt gekommen – genannt seien das Fahrradfahren sowie die zahlreichen Gewässer und Grünanlagen –, doch handelt es sich bei diesen um für Konstantin scheinbar nebensächliche Bereiche im Vergleich zum Aspekt der sozialen Bezüge in einer Stadt, sodass Konstantin am Ende seines Aufenthalts das Gefühl hat, zwar in Kopenhagen – innerhalb einer internationalen Gemeinschaft – verortet zu sein, jedoch nicht über Kopenhagen. Hierfür fehlen ihm die lokalen Bezüge der für ihn zentralen Vermittlungsebene zwischen ihm und seiner Umwelt, der sozialen Beziehungen an einem Ort.

Tina

An der „Humanistiske Fakultet“ der Københavns Universitet ist es Studierenden möglich, aufgrund transdisziplinärer Studiengänge aus dem Lehrveranstaltungsangebot mehrerer Institute frei zu wählen. Da viele der angebotenen Kurse jedoch auf Dänisch gehalten werden, beschränkt sich diese Auswahl für die meisten Austauschstudierenden aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse sehr rasch. Doch auch ein englischsprachiger Kurs bedeutet für viele der Studierenden noch immer zahlreiche Mühen. Da dies bei vielen dänischen Studierenden nicht anders ist, werden die meisten dieser Kurse auch mehrheitlich von Austauschstudierenden besucht – eine Beobachtung, die nicht nur ich während meines Aufenthalts in Kopenhagen machen konnte, sondern die auch von allen meiner InterviewpartnerInnen geteilt, angesprochen und durchaus auch bedauert wurde. Die Möglichkeit in einer der von mir besuchten Lehrveranstaltungen, diese nicht nur für verschiedene Studiengänge anrechnen lassen zu können, sondern auch für verschiedene Studienstufen (BA/MA), vermochte, so konnte ich zumindest in einem Gespräch mit einer der drei Däninnen von insgesamt ca. 15 Studierenden unseres Kurses erfahren, die Attraktivität solch einer Lehrveranstaltungen trotz betonter Interdisziplinarität nicht zu steigern.¹²⁸ Auch bedeutete die im Kurs gegebene Internationalität eine sehr geringe aktive Mitarbeit – viele TeilnehmerInnen waren trotz der kleinen Gruppengröße, wohl aus sprachlicher Unsicherheit, kaum an Diskussionen beteiligt, sodass zu keinem Zeitpunkt ein wirkliches Miteinander aufkam, sondern beinah jedeR bis zuletzt mit gesenktem Blick für sich blieb. So lernte ich Tina, die gemeinsam mit mir den Kurs besuchte, zwar in diesem kennen, doch erlaubte mir die didaktische Struktur des Kurses zunächst keinen Austausch mit ihr. Dank einer gegenseitigen Vorstellungsrunde zu Beginn des Seminars wusste ich zwar, dass sie aus Deutschland kam, konnte sie jedoch als Person in keiner Weise – und damit auch ihre Bereitschaft, (das gesamte Semester über) an meiner Studie teilzunehmen – einschätzen. Da die erste Einheit des Kurses zwar in der ersten Februarwoche stattfand, sodass an sich noch ausreichend Zeit für ein erstes Interview gegeben war, ich jedoch nicht wusste, ob Tina bereits seit Januar in Kopenhagen war und in diesem Falle ein Interview, welches den Beginn ihres Aufenthalts und die dabei einsetzenden Verortungsprozesse zum Thema hatte, unmöglich geworden wäre, fragte ich sie bereits nach der ersten Einheit, ohne sie in irgendeiner Form zu kennen, um ihre Mitarbeit. Ich hatte Glück und sie sagte ohne zu zögern für die darauffolgende Woche zu.

Zur Person

Tina ist 25 Jahre alt und studiert an der Humboldt Universität zu Berlin Kulturwissenschaften im Bachelor. Bevor sie für das Studium nach Berlin gekommen ist, hat sie in Georgien gelebt. Hierzu macht sie allerdings keine weiteren Ausführungen, all ihre Erzählungen zu ihrem bisherigen Leben und Erfahrungen finden nur in Berlin statt. Diese sind jedoch widersprüchlich bzw. uneindeutig, da nicht deutlich wird, ob sie erst für das Studium oder ob sie schon eher, aus anderen Gründen, nach Berlin gekommen ist. So führt sie auch aus, dass sie mittlerweile seit ca. sieben Jahren in Berlin lebt und auch dort ihre Heimat gefunden hat: Sie verfügt über einen großen Bekanntenkreis, einen geregelten Alltag und fühlt sich wohl in der Stadt. Durch ihre umfangreichen Erfahrungen des

¹²⁸ Inwieweit dies auch offiziell gewollt und möglich ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Fakt jedoch ist, dass in besagter Lehrveranstaltung, welche laut Studienplan und Lehrveranstaltungsverzeichnis im Master angesiedelt war, nicht wenige Bachelorstudierenden waren. Da es sich bei diesen jedoch ausnahmslos um Austauschstudierende handelt, kann vermutet werden, dass es sich hierbei um eine Sonderlösung für besagte Studierende handelt.

Ortswechsels, wobei diese bei ihr durchweg positiv belegt sind, ist sie Kontinuitätsbrüche gewohnt, eine Verortung an einem neuen Ort scheint für sie vollkommen unproblematisch zu sein. Dabei wird deutlich, dass sie zumindest in ihrer Erzählung über keinen Ort gesteigerter persönlicher Signifikanz verfügt. Heimat, in ihren Worten, ist dort wo sie sich gerade wohl fühlt. Da sie während ihres Studiums in Berlin lebt und sich dort auch wohl fühlt, ist Berlin ihre Heimat. Andere Aspekte ihrer Person oder ihres Alltags, welche für ihre Verortung in der Stadt von Relevanz sein könnten, werden nicht genannt. Tina baut also an bestimmte Lebenssituationen gekoppelte und damit temporäre Bindungen in und damit auch an eineR Stadt auf, deren Grundlagen ein geregelter Alltag, soziale Bindungen sowie ein Gefühl der Geborgenheit und (Handlungs-)Sicherheit sind. Die sich daraus ergebende Temporalität Berlins wird auch in Tinas Plänen, nach dem Studium die Stadt für einen Master in Filmwissenschaften zu verlassen, deutlich. In ihren Ausführungen äußert sie diesbezüglich keinerlei Bedenken, die auf eine gesteigerte Bedeutung Berlins hinweisen – sei es der Freundeskreis, die eigene Wohnung, ihre Arbeit oder spezifische Eigenheiten oder Qualitäten Berlins. Es wird deutlich, dass Tina über eine ausgeprägte polytopische Verortungspraxis verfügt, die ihr erlaubt, sich lebensgeschichtlich über mehrere Ort zu verorten und dabei ein Gefühl biografischer Kontinuität zu erfahren, ohne dabei eines Ausgangsortes bzw. Zentrums zu bedürfen. Da sie im Interview keine Aussagen zu anderen Orten trifft, kann vermutet werden, dass sie für den Aufbau und die Aufrechterhaltung ihres polytopischen Ortsnetzes keiner räumlichen, sozialen oder alltäglichen Kontinuitäten zwischen den Orten bedarf. Laut ihren eigenen Ausführungen reist Tina viel und gerne, befindet sich also auch verschiedenen Orten innerhalb derselben (Lebensabschnitts-)Zeit. Allerdings werden diese im Sinne einer Auszeit vom eigentlichen Leben definiert und sind dementsprechend keine eigenen Lebensabschnittsorte, sondern nur durch diese vermittelt. Tina verfügt somit zwar über eine polytopische Verortungspraxis, jedoch nicht über eine multilokale.

Der Beginn

Für das erste Interview verabredeten Tina und ich uns am Montag, den 17. Februar, direkt nach unserem gemeinsamen Seminar am SAXO-Institut in KUA 2/12. Da auch sie Montags und Mittwochs einen Dänisch-Sprachkurs besuchte, hatten wir zwei Stunden für das Interview Zeit. Leider kam ihr kurzfristig etwas dazwischen, sodass uns schlussendlich nur mehr eine halbe Stunde für das Interview zur Verfügung stand. Dennoch entschied ich mich, die halbe Stunde zu nutzen und zumindest einen Teil des Interviews bzw. der ersten Erhebung, das Zeichnen und Erklären lassen von einer Mental Map, durchzuführen. Hierfür setzten wir uns in das offene, durch seine Größe auch Diskretion bietende Foyer von KUA 1/22, vermutlich nur wenige Meter von Konstantin entfernt. Für den verbleibenden Teil verabredet wir uns eine Woche später, erneut direkt nach dem gemeinsamen Seminar. Diesmal klappte alles und wir führten im Café-Bereich des Foyers von KUA 2 das Interview. Zwar war es dort wesentlich lauter und gedrängter als im anderen Foyer, doch lockerte die stete Begägnis und Bewegung in unserer Nähe die Situation ein wenig auf und entspannte dadurch das Gespräch.

Wie erwähnt hat Tina bereits umfangreiche Erfahrungen mit Ortswechseln. Ihren bisherigen Wohn- und Studienort zu verlassen – bspw. Berlin aufgrund eines Masterstudiums – stellt daher für sie nichts außergewöhnliches dar. Nicht nur ist sie an Ortswechsel gewöhnt; den jetzigen Wohnort aufgrund des Studiums zu verlassen scheint auch selbstverständliche Bedingung für den Fortgang

Lennert: Und da wär' die erste Frage gleich: Warum bist du überhaupt auf Erasmus gegangen, warum machst du dieses Austauschsemester?

Tina: Eigentlich war das eine spontane Entscheidung. Ich hatte eigentlich davor nicht geplant, ein Auslandsjahr zu machen. Aber die Sache ist ja halt, ich hab' mir einfach die Liste angeschaut, welche Länder, welche Universitäten angeboten werden und weil ich dann später auch einen Master machen möchte, war die Frage einfach, dass ich einfach in anderen Ländern das Bildungssystem erkunden kann. Und weil ich auch später so Filmwissenschaften studieren möchte, dacht' ich mir so: Kopenhagen wäre eine gute Möglichkeit dafür. Weil die ja diese Film und Media Studies anbieten und ja, ich wollt' einfach wissen, wie das Studium hier aufgebaut ist und strukturiert ist, genau, und wie die Universität hier funktioniert und wie die Leute sind. [...]

Lennert: Und gibt es neben neben dem Studiengang noch andere Dinge?

Tina: Die mich interessieren? Ja, klar. Ja weil Kopenhagen ist ja halt sehr nah und ich wollte auch nicht so weit weg aus Deutschland gehen. Zweite Sache ist ja auch die Kultur, weil mich halt, weil ich halt irgendwie Kulturwissenschaften studier' und da dacht' ich mir so: Okay, das ist auch so eine interessante Seite, die man erforschen und erkunden könnte. Die Kultur, die Literatur, die Menschen, das Leben allgemein in Kopenhagen, was weiß ich. Was sind denn noch so die Motive, die ich angesprochen habe? ... Und ich wollte auch Englisch studieren! Genau, das ist auch so der Grund. Nicht nur Dänisch zu lernen, sondern auch mein Englisch zu verbessern. Was man in Deutschland auch, ja, das kann man vielleicht machen, aber dann wird man, ja, ist halt anders.

dessen zu sein und wird darum auch in keiner Weise negativ begriffen. Im Gegenteil, die sich durch das künftige Masterstudium eröffnenden topographischen Möglichkeiten für die eigene Ortsbiografie werden als durchweg positiv erlebt. Die Selbstverständlichkeit von Ortswechseln wird auch in der in ihrer Erzählung durch Beiläufigkeit charakterisierten Entscheidung, nach Kopenhagen zu gehen, deutlich. Ins Ausland zu gehen bzw. dort zu leben ist weder etwas außergewöhnliches und verlangt nach einer umfassenden Thematisierung, noch wird eine auf einer kollektiven Erwartungshaltung beruhende biografische Konvention des Ortswechsels in ihren Ausführungen erkennbar. Die betonte Spontanität und Beiläufigkeit ihrer Entscheidung bedeutet jedoch nicht, dass Tina grundlos nach Kopenhagen gezogen ist, dass es eine bloße momentane Laune war, die sie den Ort wechseln ließ, sondern der Stadt auch eine spezifische biografische Funktion zukommt. Ihr Aufenthalt soll dazu dienen, einige Lehrveranstaltungen des Masterstudiengangs Film und Media Studies, der eine mögliche Option für Tinas

Masterstudium darstellt, zu besuchen, um dabei das Studiensystem, die Lehrenden sowie das Lehrangebot am Institut kennenlernen und damit dessen Eignung für die eigene Ausbildung abwägen zu können. Der Aufenthalt in Kopenhagen eröffnet ihr somit den Raum zur Vorauswahl und Überprüfung möglicher Entwicklungslinien ihres Lebens, sodass er damit nicht nur den reibungslosen Fortgang ihrer Ausbildung und damit ihres Lebens sicherstellt, sondern auch den tatsächlich von ihr gewünschten – kollektiver sowie individueller Anspruch an Tinas Leben verbinden sich in ihrer Erklärung zu einem.

Zwar nennt sie auch noch andere Beweggründe wie das Kennenlernen der Kopenhagener Kultur, die sie in die Stadt haben gehen lassen, doch bleiben diese zunächst sehr allgemein, verweisen sie doch nur auf kollektiv geteilte Stadtbilder wie Design, Mode oder Architektur. Es lässt sich zwar vermuten, dass es sich hier durchaus auch um persönliche Interessen Tinas handelt – schließlich zeigt meine persönliche Erfahrung, dass auch nur jene Leute diese Bilder Kopenhagen zuordnen, die in diesen Bereichen auch interessiert sind –, die sie in Kopenhagen verfolgen will, doch trifft sie im Interview keine weiteren Aussagen, die diese Interpretation zunächst stützen würden. Einzige Ausnahme stellt die Architektur dar, welche in ihrer Erzählung immer wieder zur Sprache kommt. So spricht sie nicht

nur über die Besonderheit der Kopenhagener Architektur, sondern bedient sich ihr auch als Illustrationsmittel. So versucht sie in der Mental Map, das „Wesen“ der Stadt in einzelnen Gebäuden, welche jeweils für eine spezifische Qualität der Stadt stehen, und nicht in einem Stadtplan zu fassen. Sie führt zu ihrer Mental Map aus: „Aber so sieht Kopenhagen für mich eigentlich auch aus. Also diese auch krasser Mix aus dem aus der Moderne, postmoderne Architektur und die alte Architektur. Ganz viele Cafés und Shops und, das sind so die, also eigentlich so das typische Merkmal für diese Stadt und für die auch für die Architektur. Das es eigentlich so ein großen krassen Mix gibt zwischen Altem und Neuem, der neuen Architektur. [...] Es ist mehr symbolisch eigentlich. Weil, wie gesagt, ich kann schlecht zeichnen, ich hab' irgendwie keine Ahnung davon. Aber ich hab' irgendwie eher versucht, zum Beispiel eher auf diese Struktur oder, genau, diese Kombination aus dem Alten und Neuen darzustellen.“

Zuletzt nennt sie auch den Anspruch und Wunsch, ihr Englisch zu verbessern, als einen der Gründe nach Kopenhagen zu kommen. Im Interview wird allerdings nicht klar, welche Bedeutung dieser Wunsch für ihre Entscheidung, nach Kopenhagen zu gehen, tatsächlich hatte, ob es sich also nicht nur um eine nachträgliche Rechtfertigung ihrer Entscheidung im Moment des Interviews handelt, und welche Rolle er in ihrem Alltag spielen wird. So lässt sich vermuten, dass er einerseits durchaus eine wichtige Rolle für ihren biografischen Selbstentwurf spielt, stellt ein gutes Englisch doch eine der Grundlagen dar, um später auch einmal im Ausland zu studieren; andererseits handelt es sich um einen sehr vage formulierten Wunsch, sodass zu vermuten ist, dass er nicht von solche zentraler Bedeutung für Tinas Entscheidung war und eher nur ein, wenn auch positiver, Nebeneffekt dieser ist und nun in der Interviewsituation, welche durch die Frage nach ihrer Motivation Tina unter einen gewissen Legitimierungsdruck setzt, herangezogen wird, um der eigenen Entscheidung eine breitere, gesellschaftlich geteilte Akzeptanz zu vermitteln.

Angekommen in Kopenhagen ist Tina Anfang Februar, direkt zu Beginn des Sommersemesters. Da sie ihre Wohnung nicht über die Housing Foundation erhalten hatte, sondern bei FreundInnen einzog, konnte sie direkt in die Wohnung in Nähe des Assistens Kirkegård in Nørrebro fahren und diese beziehen. Trotz Nachfrage erzählt sie nichts weiter über ihren ersten Tag in Kopenhagen – die Fahrt nach und das Ankommen in Kopenhagen werden aufgrund Tinas Erfahrungen als gewöhnlich erlebt und stellen eine „passage sans rites“¹²⁹ dar, welche aufgrund ihrer Banalität nicht erzählwürdig ist –, sondern beginnt sogleich über die ersten Tage an der Universität zu erzählen. Diese waren nach eigener Aussage von einigen Schwierigkeiten geprägt, da sie sich im Vorfeld nicht für Kurse anmelden konnte und dies nun in Kopenhagen mit dem dazugehörigen Gang durch die Institutionen sowie über unzählige E-Mails erledigen musste. Dabei hatten viele Lehrveranstaltungen allerdings schon begonnen, sodass Tina auch alle bereits besuchen musste, ohne zu wissen, ob sie überhaupt teilnehmen würde können. Mittlerweile war es ihr aber gelungen, sich überall anzumelden und damit auch offiziell die Lehrveranstaltungen besuchen zu dürfen und können. Tina präsentiert hier eine typische Erfolgsgeschichte,¹³⁰ die deutlich machen soll, dass sie die Diskontinuität etablierter Erfahrungszusammenhänge und die sich daraus ergebende Konfrontation mit dem Unbekannten nicht in Hilflosigkeit und Agonie verfallen lassen, sondern dass sie fähig ist, ihre Handlungsmacht trotz der Konfrontation mit dem ihr Unbekannten zu erhalten und sich

¹²⁹ Burckhardt-Seebass 1990: Lücken, zit. nach Gyr 2007: Verortungen, 281.

¹³⁰ Vgl. hierzu Lehmann 2007: Erfahrung, 194.

Lennert: Und für die Zeit hier, wie wird dein Studienalltag so ausschauen?

Tina: Ich werde halt, ich hab dann jeden, ne also außer Freitag hab ich jeden Tag Uni. Muss dann, ja, intensiv die Texte lesen, aber ich beschäftige mich natürlich nicht nur mit Uni und Sachen, sondern mach auch andere Dinge. Das heißt ich treff' Leute und ich geh' auf Ausstellungen und so weiter.

Lennert: Und hast du immer, also von früh bis spät Uni oder mehr nur ein Seminar, wie ist das bei dir?

Tina: Also Montag, unter der, genau, Montags hab' ich immer nur eigentlich ein Seminar und Dienstag hab' ich jeden Tag eine Veranstaltung. Ne. Oder? Warte mal. Ne, Donnerstag hab' ich zwei Veranstaltungen. Das heißt, also es ist jetzt nicht, voll, ja, vollgepackt, aber, ja [...]

Lennert: Und wie würdest du deine Lebenssituation zur Zeit hier in Kopenhagen beschreiben, was ist das?

Tina: Alles ein bisschen von allem eigentlich. Man könnte das hier auch als Urlaub, vielleicht auch Urlaub, ja was heißt Urlaub, ich weiß nicht. Also ich bin jetzt gerade wirklich eine Studentin, 100%, wie die sich halt, also ich weiß nicht. Also Erasmus, man denkt immer so: Okay, ich geh' jetzt ins Ausland und ich kann dann irgendwie und ich muss dann nicht unbedingt viel studieren und viel machen und, genau. Und in meinem Fall ist es halt so, das ich mich eher wirklich auf's Studium konzentrieren möchte. Natürlich auch andere Sachen machen will, aber eher präzis ja auf's Studium.

eigenständig ohne jegliche Hilfe die Basis für ihr (Studien-)Leben in Kopenhagen zu erschaffen. Die Tatsache, das urbane Setting zu wechseln und sich in einer anderen Umgebung orientieren zu müssen, wird von Tina aufgrund bereits bestehender sozialen Bindungen in der WG sowie ihrer bisherigen Erfahrungen mit Ortswechseln als weitaus weniger problematisch erlebt und dementsprechend auch nicht im Interview thematisiert.

So besucht sie letzten Endes von Montag bis Donnerstag Lehrveranstaltungen, wobei sie bis auf Donnerstags nur jeweils eine Lehrveranstaltung besucht. Hierzu gehört auch ein zweimal die Woche stattfindender Dänisch-Sprachkurs. Dies scheint zunächst zwar wenig zu sein, ist aber aufgrund der hohen ECTS-Anzahl vieler Lehrveranstaltungen an der Fakultät nichts Ungewöhnliches; ein Großteil des Studiums besteht aus selbstständiger Lektüre sowie Vor- und Nachbereitung der jeweiligen Kurse. Auch Tina ist sich des zunächst

gering scheinenden Aufwands bewusst und merkt, wie sie durch ihre Ausführungen in die Nähe des auch von ihr genannten Erasmus-Klischees der eher partyfrohen Studentin ohne ernsthafte Verpflichtungen rückt, sodass sie gleich darauf betont, dass sie primär wegen des Studiums nach Kopenhagen gekommen ist und sich auch auf dieses konzentrieren möchte. An anderer Stelle betont sie außerdem, dass es ihr entsprechend ihres eigenen subjektiven Anspruches eben nicht darum ginge, viele ECTS zu sammeln, sprich objektiv messbar fleißig zu sein, sondern einen generellen Einblick in das Studium zu bekommen. Tina versucht hier, sich von einer kollektiv geteilten Erwartungshaltung abzugrenzen und bleibt damit auch immer wieder dieser unterworfen. Gleichzeitig weist sie gesondert darauf hin, dass sie nicht ausschließlich in Kopenhagen studieren wird, sondern dass sie auch die Stadt kennenlernen, zu Veranstaltungen wie Konzerten oder Feste, ins Kino oder in Museen gehen möchte. Diese Aussagen sind an dieser Stelle nicht nur als bloße Aufzählung ihrer Pläne und damit Interessen zu verstehen, sondern funktionieren auch als Selbstdarstellung – nicht nur auf inhaltlicher Ebene, auf der Tina etwas über ihre Person erzählt, sondern auch auf erzähl-struktureller, auf der sie sich vom negativ belegten, sozial geteilten Bild des Strebers oder der Streberin, welcheR nur sein oder ihr Studium kennt, abgrenzt. In Tinas Erzählung wird deutlich die Spannung sichtbar, die

Lennert: Gibt es schon was, was du mir empfehlen würdest, was ich in Kopenhagen sehen sollte oder machen sollte?

Tina: Dir empfehlen? ... Die Architektur entdecken. Einfach so Spaziergänge machen in die Stadt und, was hab' ich noch gemacht? ... Weiß ich nicht.

sowohl mehrere sich gegenüberstehenden, gesellschaftlich geteilte Erwartungshaltungen für eine Person erzeugen können, als auch die Spannung, welche die Aushandlungsprozesse zwischen kollektiven Erwartungen sowie dem individuellen Wunsch nach persönlicher Kohärenz charakterisiert.

Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich Tina nach eigener Aussage noch immer in einer Phase des Ankommens: Trotz ihrer Vorkenntnisse – vor ihrem Erasmus-Semester war sie bereits mehrere Mal für ein paar Tage in der Stadt und kannte die zentralen Bezirke, deren Eigenheiten und Lage – empfindet sie die Stadt noch immer als aufregend und spannend, ist bemüht, möglichst viel zu sehen und kennenzulernen. Dabei unternimmt sie viel mit FreundInnen wie am Abend ausgehen u. Ä.; allerdings erkundet sie die Stadt auch oft allein und auf eigene Faust. Dabei versucht sie, sich systematisch Stadtviertel für Stadtviertel anzuschauen, die Geschäfte und Cafés kennenzulernen, die Architektur zu betrachten und die AnwohnerInnen zu beobachten. Oft sucht sie dabei gezielt nach einzelnen Orten oder Geschäften, über die sie gelesen oder die sie von FreundInnen empfohlen bekommen hat; vor Ort lässt sie sich aber auch gern im Sinne eines Flaneurs von und in der Umgebung treiben. In der Beschreibung ihrer Alltagswege geht Tina stets zu Fuß und nutzt dabei jede Gelegenheit, die Stadt zu entdecken, sei es ein kurzer Halt vor einem architektonisch interessanten Gebäude oder eine spontane Wegänderung aufgrund einer vielversprechend scheinenden Straße. So ist die allgemeine Erkundung der Stadt zu Fuß nicht nur gewünschter Nebeneffekt konkreter Ziele und Wege, sie eröffnet auch ein „unabsehbares Schauspiel der Flanerie“¹³¹ für Tina.

Doch trotz ihres ausgiebigen Umherschweifens im Stadtraum und der betonten Variabilität ihrer Wege haben sich studienbedingt bereits erste räumliche Routinen bei Tina herausgebildet. So läuft sie auf ihrem Weg nach KUA stets die Nørrebrogade bis zum Nørreport hinunter, durchquert dann die Innenstadt, überquert die Langebro und läuft durch Islands Brygge hindurch bis nach KUA. Auch kennt sie durch ihre zahlreichen Spaziergänge ihre Wohnumgebung mittlerweile sehr gut und hat sich diese bereits angeeignet: „[D]a wo ich wohne, die Gegend kenne ich, ich will nicht sagen, ich kenn' die sehr gut, aber ich kenn' die mittlerweile schon: Also ich kenn' die Straßen, ich kenn' die Cafés, wo ich gerne hingeh' oder die Läden, wo ich zum Beispiel gute englische Bücher finden kann. [I]ch kenn' den Friedhof sehr gut, da bin ich spazieren gegangen und kenn' schon auswendig, wer wo begraben ist.“ Neben der räumlichen ermöglicht ihr das Studium außerdem die Herausbildung einer zeitlichen Routine, hat sie von Beginn an jede Woche den selben Wochenablauf. Ihre sozialen Bindungen knüpft sie primär über ihre bereits in Kopenhagen wohnenden FreundInnen und MitbewohnerInnen und nicht über das Studium oder die Austauschstudierenden. So konnte ich Tina nur selten in den drei von uns gemeinsam besuchten Lehrveranstaltungen in einem Gespräch mit anderen Austauschstudierenden beobachten, bei außeruniversitären Veranstaltungen an den von Austausch-Studierenden gern frequentierten Orten wie bspw. dem Studenterhuset traf ich sie nie. Zusammenfassend lässt sich daher feststellen, dass Tina innerhalb der ersten drei Wochen deutlich mit einer Lokalisierung ihrer selbst in Kopenhagen begonnen hat: Zum Einen konnte sie bereits relativ stabile räumliche und zeitliche Routinen aufbauen, die ihrem Leben am neuen Ort eine Struktur ermöglichten. Bereits bestehendes Stadtwissen sowie soziale Beziehungen erleichterten ihr die Orientierung in der Stadt und boten ihr erste Möglichkeiten zur sozialen Anbindung und so

¹³¹ Benjamin 1929: Wiederkehr.

zur Herstellung eines Umweltbezug, sodass sie auch nicht im Studium nach diesen suchte. Da sie weder spezifische Erasmus-Veranstaltungen besuchte, noch viel Kontakt zu anderen Austauschstudierenden suchte, verortet sie sich auch nicht innerhalb dieser Community und thematisiert diese dementsprechend nicht. Da es ihr in den ersten Wochen möglich war, nicht nur erste Routinen herauszubilden, sondern auch ihre eigenen Interessen und damit sich selbst wie geplant zu verwirklichen, konnte Tina trotz des Ortswechsels die Kontinuität der eigenen Sinnstrukturen sicherstellen und damit ein Gefühl persönlicher Kontinuität in Kopenhagen erfahren. Sie fühlt sich mittlerweile wohl in der Stadt und bezeichnet Kopenhagen bereits als Heimat 2 (wobei Heimat 1 Berlin ist). Zwar spricht sie mit dieser Differenzierung einen wichtigen Aspekt ihres Ortsnetzwerks an – die grundsätzliche, biografische Gleichwertigkeit der Orte –, doch wird in ihrer Aussage nicht deutlich, ob es einen qualitativen Unterschied in Bezug auf die biografische Konzeptionalisierung der Orte und damit vielleicht auch in Bezug auf ihre Verortungspraxis gibt.

Einstweilen

Für das zweite Interview trafen Tina und ich uns in KUA 2 am 24. April im Anschluss an die gemeinsame Vorlesung. Seit unserem letzten Interview hatte sich in Tinas Studienalltag nichts geändert. Da sie in allen Lehrveranstaltungen die Prüfungen erst gegen Ende des Semesters schreiben musste, war dieses auch nicht, wie bei vielen anderen, in zwei Blöcke geteilt, sodass die Wochen relativ gleichmäßig vor sich hingingen. Allerdings sollten einige Lehrveranstaltungen bald zu Ende gehen, eine Veränderung im Studien- und Wochenalltag war also abzusehen. Trotzdem wir gemeinsam drei Lehrveranstaltungen besuchten, standen wir bis auf ein gelegentliches Hallo nicht weiter in Kontakt miteinander. Im Interview zeigte sich jedoch nicht, dass dies in irgendeiner Weise dem Miteinander abträglich wäre. So besprachen wir in der viel zu kleinen und vollen Lobby von KUA 2/21 Tinas vergangene Wochen. Die Anwesenheit vieler anderer Studierender führte allerdings dazu, dass wir dabei leider immer mehr ins Flüstern gerieten, ohne uns dessen wirklich bewusst zu sein, sodass sich die darauffolgende Transkription als ein sehr mühsames Unterfangen herausstellen sollte.

Tinas Wochen seit dem letzten Interview waren, wie auch schon ihre ersten Wochen in Kopenhagen, geprägt durch ihr Studium sowie durch ihre Stadtraum- sowie kulturellen Erkundungen auf Festivals, bei Konzerten oder in Museen. Allerdings nennt sie diese Aspekte nur (immer wieder) und wird in ihren Ausführungen, trotz Nachfragen, nie konkret. Sie erweckt dadurch den Eindruck, dass ihre Erlebnisse und Erfahrungen bei diesen Unternehmungen nur selten bedeutsam und daher auch nicht wirklich erzählenswert für sie sind (wobei die Häufigkeit der Nennung auch Gegenteiliges nahe legt).¹³² Dieser Eindruck korrespondiert mit ihrer Aussage, dass sie sich trotz ihrer zahlreichen Erkundungen eingeengt in Kopenhagen fühlt, dass ihr in ihrem Alltag Raum zur Selbstentfaltung und -verwirklichung fehlt. Dies führt sie v. a. auf das, im Vergleich zu Berlin, geringe kulturelle Angebot in Kopenhagen zurück. Im Interview wird jedoch deutlich, dass es nicht das geringe Angebot an kulturellen Veranstaltungen und dgl. ist, welche es Tina so schwer machen, sich in Kopenhagen wie gewünscht zu entfalten und damit sich in der Stadt zu verorten – schließlich besucht sie viele Museen und entdeckt architektonische Besonderheiten. So führt sie an anderer Stelle aus: „Ich

¹³² Darüber hinaus ist außerdem denkbar, dass die mehrfache Nennung dieser Tätigkeiten auch im Sinne eines bestimmten Motivs in Tinas Erzählung auf etwas gänzlich anderes verweist, was hier jedoch nicht weiter verfolgt werden soll.

Lennert: Gibt es, wenn du jetzt auf deine Woche schaust oder dein Leben hier, noch oft Momente des Unerwarteten oder Befremdlichen, also wirklich wo du dich vielleicht noch fremd fühlst in der Stadt und nicht wirklich etwas damit anfangen kannst?

Tina: Ja! Was mich total stört, also wirklich krass stört, ist die Sprache. Und mich stört, dass ich die Sprache nicht sprechen kann. Weil ich denke, dass ... Also mit der Sprache kannst du sehr viel machen. Das ist halt so ein Zugang zu Menschen, den dir die Sprache ermöglicht. Und in diesem Land, also alle sprechen fast perfektes Englisch und du kannst mit den Menschen kommunizieren. Aber trotzdem hab' ich immer!, ich fühl' mich immer, es ist ein ganz ganz komisches Gefühl, das man nicht beschreiben kann. Vielleicht einfach auch verloren, wenn ich irgendwo bin und die Menschen anfangen Dänisch zu reden und ich irgendwie auch was sagen möchte aber nicht sagen kann. Und da fühl' ich mich irgendwie total, irgendwie gelähmt sozusagen. Ich weiß nicht, also das ist irgendwie ganz komisch, aber das stört mich total, dass ich die Sprache nicht sprechen kann.

Lennert: Und wie reagieren so die Menschen darauf?

Tina: Also ich glaub' bei mir sehe das viele gleich, dass ich keine Dänin bin und die Reaktion ist immer ganz neutral, ganz liberal, also ich hab' keine ausländerfeindlichen Sprüche gehört. Und ich glaube, die würden auch nicht so wirklich erwarten, dass ich Dänisch spreche.

glaube es liegt auch daran, dass ich in einer Großstadt aufgewachsen bin und ich wohn' auch in einer Großstadt, und deshalb ist das irgendwie auch schwierig, in so einer kleinen Stadt zu wohnen.“ Die Großstadt steht hier für einen spezifischen individuellen Erfahrungsraum, welcher einen Komplex aus subjektiven Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmustern darstellt und aus dem sich ihr Alltag in der Stadt generiert. Da dieser Erfahrungsraum z. T. an ein spezifisches lokales Setting gebunden ist, kann er nicht ohne Weiteres an einen anderen Ort übertragen werden, sodass sich Tina nicht wie gewohnt in ihrem Alltag erfahren kann und damit deutlich ein Gefühl individueller Diskontinuität am neuen Ort erlebt. Doch in welchen Momenten der täglichen Interaktion mit ihrer Umwelt wird dieses besonders spürbar?

Zum Einen in der Kommunikation mit anderen. So erlebt sie immer wieder

Situationen, in denen sie sich nicht artikulieren und sich ihrer Umgebung nicht wie gewünscht mitteilen kann, da sie die Sprache nicht beherrscht. Zwar dürfte es sich um vergleichsweise seltene Momente handeln, da fast alle Dänen Englisch sprechen können und, wenn vielleicht auch nicht gleich von Beginn an, so zumindest doch im zweiten Anlauf, ein gemeinsames Gespräch möglich wird; dennoch werden diese Momente, in denen die Kommunikation nicht funktioniert, so intensiv erlebt, dass bei Tina nicht nur das Gefühl entsteht, nicht verstanden zu werden, sondern sich selbst auch nicht verständlich machen zu können – sie fühlt sich wie gelähmt. Ihr Nachtrag, dass sie der Überzeugung ist, dass die ihr gegenüberstehenden Personen auch nicht erwarten, dass sie Dänisch könne, zeigt deutlich, dass es sich beim Beherrschung der dänischen Sprache nicht um ein allgemeines persönliches Interesse oder eine gesellschaftlich-geteilte Erwartungshaltung ihr gegenüber handelt, sondern dass es ein situativ erfahrbare und konkret bestimmmbare Gefühl fehlender Handlungsmacht ist, welche einen Zugang zur (Um-)Welt und damit die eigene Anbindung an diese verhindert, sodass sie trotz ihrer Erkundungen ein Gefühl fehlender Selbstverwirklichung und Handlungsmacht verspürt. Da sie das Gefühl, sich nicht mitteilen zu können – zumindest in diesem Maße – zum ersten Mal erfährt – bevor sie nach Berlin kam, konnte sie zumindest schon ein paar Wörter und Sätze auf Deutsch – wird es von ihr auch als besonders intensiv erlebt und in ihrer Erzählung daher umfassend thematisiert.

Ein weiterer Aspekt der im Alltag erfahrbaren Diskontinuität ihrer Lebenswelt ist die nur schwer mögliche Klassifizierung von Personen, die sie auf der Straße trifft. So ordnet sie auf dem Stadtplan

Lennert: Und warum gerade da schick?

Tina: Eben weil es so viele schicke Läden gibt im Zentrum und auch ganz viele teure Läden und ja, es ist einfach so schick. Und die Menschen die dort rumlaufen, die sind auch schick. Aber die sind eigentlich hier auch schick, aber es ist eher bunter, würd' ich sagen. Und deshalb mag ich Nørrebro. Ich weiß nicht, du hast ja in Berlin, ich weiß nicht, du kennst das bestimmt auch, du triffst irgendwie einen Menschen und du kannst dann irgendwie zuordnen, woher der Typ kommt oder aus welcher Gegend, so Neukölln ist das, Kreuzberg, oder Mitte, ich weiß nicht ob du das kennst. Und ich glaube, in Kopenhagen kannst du das nicht machen, weil die Menschen auch einerseits auch sehr ähnlich sind, aber andererseits auch sehr unterschiedlich sind.

Lennert: Okay.

Tina: Das ist dann auch so wie, also es ist schwierig. Also wenn ich auf längere Zeit hier wohnen würde, könnte man vielleicht so ein Gefühl dafür entwickeln und sagen, so: Okay, ja ich weiß. Aber dafür müssen wir auch lange hier wohnen. In Berlin kann ich das zum Beispiel sagen, hier fällt mir das irgendwie schwierig, das zu sagen. Anscheinend weil ich die Leute, also nicht so viele Leute kenne. Und dann kann ich die auch weniger zuordnen.

den Stadtraum zunächst in bestimmte Viertel ein und klassifiziert diese entsprechend der vom Quartiersleben hervorgerufenen Atmosphären sowie ihrer stadträumlichen Qualitäten. Nørrebro wird bspw. als bunt und aufregend charakterisiert, die Innenstadt hingegen als schick. Allerdings ist es ihr im Gegensatz zu Berlin nicht möglich, die Menschen, die sie auf der Straße beobachtet, entsprechend dieser Differenzierung den einzelnen Stadtteilen zuzuordnen und damit einzuschätzen. Sie betont, dass es sich hierbei um eine Frage der Zeit handeln könnte, da sie die Menschen lediglich noch nicht genug kennt und sie dementsprechend noch nicht differenziert genug wahrnehmen kann, um sie undifferenziert den Stadtteilen zuordnen zu können. Ihr im Kontext Berlins geschaffenes System an Zuschreibungen und

Deutungsmustern auf Grundlage bestimmter Differenzierungsmarker wie Kleidung, Aussehen, Straßenleben erweist sich aufgrund der anderen Umwelt Kopenhagens als nicht praktikabel im Alltag, sodass sie anhand der vor Ort gemachten Erfahrungen erst ein an diese Umwelt angepasstes entwickeln muss. Bis dahin ist ihr Alltag von einer Ungewissheit geprägt, die eine Bindung des eigenen Lebens an den neuen Ort nur schwer möglich macht, ist es doch gerade die Selbstverständlichkeit sowie die sich aus dieser ergebenden Sicherheit, die es ermöglichen, sich an einem Ort entfalten und wie gewünscht verwirklichen zu können. Doch solange diese nicht besteht, kein stabiler Deutungs- und damit Handlungsraum gegeben ist, kann sich Tina nicht frei in Kopenhagen bewegen.

Ein letzter, eng mit den beiden bisher genannten, Aspekt der Erfahrung von Diskontinuität der eigenen Lebenswelt ist Tinas fehlende soziale Anbindung in Kopenhagen. Zwar verfügt sie durch ihre MitbewohnerInnen über Bekannte in der Stadt, die auch länger als für nur ein Semester in der Stadt wohnen und somit eine Anknüpfung an das Kopenhagener Leben ermöglichen. Allerdings ist sie durch diese sowie durch ihren Alltag immer wieder Situationen ausgesetzt, in denen ihr deutlich wird, dass sie nicht Teil einer, wenn auch vorgestellten, Kopenhagener Community ist, sondern sich als außerhalb dieser stehend empfindet: es fehlt ihr an den notwendigen sprachlichen Kompetenzen, um uneingeschränkt und jederzeit, auch allein und unabhängig, mit anderen in Kontakt zu treten und zu bleiben, es fehlt durch die verschiedenen Lebenssituationen und -welten ein gemeinsamer und damit geteilter Erfahrungshintergrund, auf Grundlage dessen eine gegenseitige Annäherung und Bindung möglich wird. Tina betont mehrmals und zeigt deutlich, soweit ich das in meinen Beobachtungen feststellen konnte, dass sie nicht an einem Kontakt mit anderen Austauschstudierenden und innerhalb deren Gemeinschaftsstrukturen interessiert ist,

sondern dass es ihr um ein Kennenlernen der Einheimischen und dem Kopenhagener Leben geht. Das gelingt ihr durch ihre Freizeitaktivitäten sowie ihre Aktivitätszentren auch durchaus, allerdings zum Preis fehlender sozialer Anbindung – sie fühlt sich allein in Kopenhagen. Zwar kann sie über Skype und Facebook mit ihren Freundinnen in Berlin und anderswo in Kontakt treten und bleiben, doch hilft ihr dieser Kontakt nicht über das Gefühl der Einsamkeit in Kopenhagen hinweg. So wird deutlich, dass es Tina durchaus möglich ist, eine Kontinuität ihrer sozialen Beziehungen bzw. sozialer Anbindung in Kopenhagen aufrechtzuerhalten, doch sind diese Bindungen entweder zu wenig in die konkrete Lebenswelt vor Ort integriert oder produzieren in der Interaktion eine zu sehr spürbare Differenz zwischen Tina und der sie umgebenden Umwelt, um eine produktive Rolle in Tinas Verortungsprozesse in Kopenhagen einnehmen zu können, sodass sie sich (sozial) verloren fühlt in der Stadt.

Auch wenn es für Tina in vielen Momenten einer gewissen Selbstverständlichkeit des Lebens am neuen Ort fehlt und sich sich darum noch oft verloren und eingeengt in der Stadt fühlt, so hat sie sich dennoch unbestreitbar in Kopenhagen einen Alltag aufbauen und zumindest über diesen eine Struktur in ihr Leben vor Ort bringen können. Sie versucht, jeden Morgen Joggen zu gehen, geht dann zur Uni, um anschließend eine Neuentdeckung vorzunehmen, bspw. in einen noch unbekannten Stadtviertel oder in einem Museum. Da ihr Alltag mittlerweile jedoch strukturierter ist als noch zu Beginn des Aufenthalts, verfügt sie nicht mehr über so viel freie Zeit, die ihr spontan für ausgiebige Entdeckungen zur Verfügung stehen könnte; statt dessen sind diese in Form fester Zeitfenster bereits im Vorhinein geplant und festgelegt. Daneben nutzt sie jedoch noch immer jede Gelegenheit, um ihr noch unbekannte Ecken zu entdecken, indem sie z. B. stets neue Wege sucht und versucht – wenn auch weniger ausgiebig, da im Moment des Durchquerens aufgrund ihrer Verpflichtungen der Weg nicht länger das Ziel sein, sondern nur mehr als Randnotiz für spätere,

Lennert: Und wie bewegst du dich jetzt mittlerweile durch die Stadt?

Tina: Es ist irgendwie ganz lustig, weil ich halt immer versuche, einen neuen Weg zu nehmen. Und ich weiß es nicht, also vielleicht liegt es daran, dass ich irgendwie so die Lust hab', die Sachen so zu entdecken. Und ich denk' mir so: Okay, wenn ich jetzt den Weg nehme, vielleicht kann ich was neues irgendwie entdecken. Und deswegen such' ich wirklich immer, einen neuen Weg zu nehmen. Egal, ob ich jetzt in eine Straße mit dem Fahrrad hineinfahre oder nicht, aber das versuch' ich, definitiv.

Lennert: Am Anfang hast du gemeint, läufst du zur Uni. Und jetzt fährst du mit dem Fahrrad?

Tina: Stimmt! Da bin ich gelaufen. Ja. Jetzt fahr' ich mit dem Fahrrad, ja, jetzt lauf' ich nicht mehr. Ja weil es schon echt weit ist. Muss ich ehrlich sagen. Und ich glaub', der erste Monat war auch so ein bisschen Orientierung und dann hat man auch Zeit. Daran merkt man ja auch, dass man jetzt ein bisschen angekommen ist, weil man halt jetzt so Sachen zu tun hat. Also ich hab' jetzt Zeit 'ne viertel Stunde, ich muss jetzt dahin und dahin und dann hat man das Fahrrad zum Glück.

geplante Entdeckungen dienen kann. In ihren Aussagen über den Stadtraum wird deutlich, dass bereits eine Verdichtung dessen eingesetzt hat und auch spürbar wird. So nutzt sie mittlerweile ein Fahrrad, da ihr einige Wegstrecken, die sie vorher gelaufen ist, mittlerweile ausgiebig bekannt und ihr dementsprechend weit und langwierig scheinen. Auch ist sie in einigen Stadtvierteln wie bspw. der Innenstadt kaum mehr unterwegs, da sie ihr zur Genüge bekannt scheinen und nichts neues mehr versprechen. Doch ist dies nicht der einzige Grund. Denn andere Viertel wie Nørrebro sind ihr ebenso vertraut, doch verbringt sie in diesen noch regelmäßig ausgiebig Zeit, da sie sich stärker mit diesen identifizieren kann. So erinnert es sie einerseits an ihr Kiez in Berlin, was bedeutet, dass Tina hier durchaus die

Lennert: Woran merkst du, dass du schon drei Monate hier bist?

Tina: Oh, das ist eine gute Frage. Ja, ich hab' hier halt schon einen Ort, wo ich auch wohne und ich hab' auch jetzt ein paar Orte in Kopenhagen entdeckt, wo ich mich total gut fühle, also bestimmte Cafés oder Shops, wo ich dann auch immer hingehe. Und wo das dann auch so eine Routine wird. Und wenn man merkt: Okay, du bist jetzt nicht nur für's Wochenende hier, sondern man lebt hier. Und ich glaube, wenn du mich danach nach einem Monat oder so fragst, dann dann würd' die Antwort jetzt eher sein: Okay, ich bin jetzt schon angekommen glaub' ich, aber jetzt muss ich leben. Ja.

Lennert: Und hast du mittlerweile das Gefühl, schon wirklich angekommen zu sein, hier in der Stadt?

Tina: Ja, schon! Also weil ich jetzt 'ne Weile schon mich mehr oder weniger in dieser Stadt auskenne. Also ich kann jetzt zum Beispiel, wenn du mich fragst, wo ist jetzt Amager? Ich kann sagen, wo das ist, ich kann auch erklären, wo das ist. Was ich jetzt zum Beispiel vor zwei Monaten gar nicht konnte. Genau. Ich glaube, jetzt hat sich dann so ein bisschen ein Wissen generiert, in mir gespeichert, wo ich auch irgendwie auch das weiter vermitteln kann. Ich glaube ja, das ist ein Zeichen. [...]

Lennert: Und hast du das Gefühl, dass du an jeden das Wissen weiter vermitteln könntest?

Tina: Ne, ich glaub ich kann das schon. Also mehr oder weniger. Also ich kann jetzt nicht sagen, dass ich die ganze Stadt so hier mir vorstellen kann, aber zum Beispiel, ich kann mein! Kopenhagen oder die Orte, die ich irgendwie attraktiv finde, irgendwie auf meine Art und Weise vorstellen. Also zum Beispiel, wenn mich jemand fragt: Okay, ich komm' jetzt nach Kopenhagen, kannst du mir was empfehlen? Dann kann ich natürlich auch ein paar Tips geben. Ich kann sagen: Geh mal dort und dort hin. Also nach meinem Geschmack natürlich.

Kontinuität bestimmter Deutungs- und Handlungsmuster möglich war und ist, andererseits kann sie mithilfe der lokalen Besonderheiten des Viertels – viele kleine Cafés, englischsprachige Literatur führende Buchläden oder junge Mode- und Designergeschäfte – ihre eigene Interessen verfolgen und sich eher verwirklichen als bspw. in der Innenstadt. Sie identifiziert sich stärker mit dem Viertel und verortet sich in diesem als auch über dieses.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich Tina durch ihre Stadtkundungen sowie über das an einen spezifischen Stadtraum gebundene Quartiersleben nicht nur ein umfangreiches Stadtwissen aufgebaut hat und sich die Stadt auch umfassend angeeignet hat – ihr Wissen erscheint ihr auch gefestigt genug, um es an andere weitergeben zu können und es damit einer Überprüfung preiszugeben. Grundlage hierfür ist die über die konkrete Situation der individuellen Erfahrung hinausgehende Verfestigung spezifischer Raumkonstruktionen zu situationsunabhängigen und damit verallgemeinerbaren, intersubjektiven Erfahrungsräumen. Diese sind nicht länger durch Zufall und Unordnung geprägt, sondern klar strukturiert, wodurch sie in einem

verallgemeinerbaren Sinn- und Deutungszusammenhang gestellt und somit an andere weitergegeben werden können. So weiß sie mittlerweile, wo welches Stadtviertel liegt und kann basierend auf primär- und Sekundärerfahrungen den einzelnen Stadtvierteln bestimmte Qualitäten zuordnen sowie damit auch vor Ort zwischen diesen differenzieren. Allerdings betont Tina, dass es sich lediglich um ihr eigenes Wissen handelt, sie lediglich *ihr Kopenhagen zeigen* könne. Damit öffnet sie ihre Erfahrungsräume der Ausverhandlung, setzt ihr Wissen also betont subjektiv und damit als nicht einer objektivierten Erwartungshaltung – was *muss* man in Kopenhagen gesehen haben, was *ist* sehenswürdig in der Stadt – standhaltend.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich Tina in den ersten drei Monaten in Kopenhagen einen geregelten Alltag aufgebaut und sich über diesen verortet hat. Nicht nur verfügt sie über zeitliche sowie räumliche Routinen am neuen Ort, sondern auch über ein gesichertes Stadt(raum)wissen, welche ihr Orientierung und Handlungssicherheit ermöglichen und damit eine mehr oder weniger sichere Erwartbarkeit des Lebens vor Ort bedeuten. Auch war es Tina möglich, in

einzelnen Bereichen ihre eigenen Interessen – Design, Architektur, Mode – zu verfolgen und sich damit am neuen Ort wie gewünscht selbst verwirklichen zu können. Darüber hinaus konnte sie das Studium und die Universität, entsprechend ihrer eigentlichen Motivation, nach Kopenhagen zu gehen, kennenlernen. Da sie in ihrer Erzählung auch auf spezifische Kopenhagen-Bilder sowie lokale Charakteristika des Stadtlebens verweist und sich mit diesen identifiziert, sich also durch diese verwirklichen kann, kann auch festgehalten werden, dass sie sich nicht nur in, sondern auch über Kopenhagen verortet hat. Allerdings war es ihr nicht möglich, soziale Bindungen am neuen Ort aufzubauen und sich innerhalb einer Gemeinschaft zu verorten. Da sie nicht innerhalb der Austausch-Community Beziehungen aufbauen wollte, sondern innerhalb einer dauerhaft lokal gebundenen Gemeinschaft, ist sie an ihrem eigenen Anspruch gescheitert: Aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse sowie verschiedener Lebenssituationen und -welten war es ihr nicht möglich, wie gewünscht in Kontakt mit anderen zu treten und zu bleiben, sodass sie sich einsam und verloren als auch, trotz anderer Ebenen der Selbstverwirklichung, eingeengt in Kopenhagen fühlt. So fühlt sie sich mittlerweile zwar angekommen in der Stadt, d. h. sie empfindet aufgrund der genannten Aspekte ein Gefühl biografischer Kontinuität am neuen Ort, doch muss sie die bisherigen Grundlagen ihrer Verortung noch ausbauen und vertiefen; oder, wie sie es selbst formuliert: „Okay, ich bin jetzt schon angekommen glaub' ich, aber jetzt muss ich leben.“ Im Vergleich zum vorausgegangenen Interview zeigt sich deutlich, dass Tina zunächst scheinbar ohne große Mühen die Kontinuität bestehender Sinn- und Deutungsstrukturen sicherstellen konnte und eine soziale Anbindung fand, sodass sie auch von Kopenhagen als ihre Heimat sprach. Der auf dieser Erfahrung basierende Optimismus wurde durch die Erfahrungen der vergangenen Monate – dass der umfassende Ausbau der Verortungsgrundlagen, die in den ersten Monaten herausgebildet wurden, schwieriger ist als der Aufbau dieser – zunehmend auf die Probe gestellt, sodass sie ihre Situation mittlerweile differenzierter betrachtet und auch nicht länger von Kopenhagen als ihrem Zuhause oder ihrer Heimat spricht.

Zu guter Letzt

Das letzte Interview fand am 14. Juli statt. Tina war spontan Anfang Juni aus Kopenhagen abgereist und hatte sich dementsprechend auch nicht bei mir für ein letztes Interview in Kopenhagen gemeldet. Glücklicherweise sollte mich mein Rückweg über Berlin führen, sodass wir uns dort noch für ein Interview treffen konnten. Tina war zu diesem Zeitpunkt schon seit ca. fünf Wochen wieder in der Stadt, hatte sich um eine neue Wohnung sowie um einen neuen Job gekümmert und steckte außerdem mitten in den Vorbereitungen oder besser Vorüberlegungen für ihre Bachelorarbeit. Auch traf sie sich regelmäßig mit ihren FreundInnen und genoss den Sommer in der Stadt – sie war wieder zuhause angekommen. So trafen wir uns am Abend im Volkspark am Weinbergsweg, gelegen zwischen Mitte und Prenzlauer Berg. Eine Stunde vor dem Interview war ich mit dem Bus aus Stralsund angekommen und hatte erst den Tag zuvor eine mehrtägige, verregnete Fahrrad- und Zeltodyssee von Kopenhagen über Schweden und Rügen bis nach Stralsund hinter mich gebracht. In Berlin hatte es jedoch mittlerweile fast 30°C, sodass ich dementsprechend erschöpft zum Interview kam. Dennoch gelang es uns, in der entspannten und gemütlichen Atmosphäre eines lauen Sommerabends zwischen zahlreichen anderen Menschen im Park das Interview wie geplant durchzuführen. Die Umgebung durfte dazu geführt haben, dass das Interview als einziges meiner gesamten Erhebung weniger einem klassischen Interview als vielmehr einem Gespräch gleichkam, in

dem wir beide unsere Erfahrungen austauschten und gemeinsam über den Aufenthalt reflektierten, aber auch über viele andere Dinge sprachen.

Lennert: Ja warum wolltest du weg dann von Kopenhagen?

Tina: Ich dachte, ich hab' schon ... ich weiß nicht, vielleicht, ich, nicht dass ich, ich will nicht dass es ignorant klingt, aber ich dachte, ich hab' schon alles gemacht, was ich jetzt machen könnte und jetzt war schon irgendwie Zeit gekommen, einfach auch die Stadt zu verlassen, weil ich halt auch hier viel zu tun hatte. Und ähm ... ich muss meine Bachelorarbeit anfangen, und ich muss ein Thema finden und blablabla und ich muss erst mal eine Arbeit finden und dies und das und paar bürokratischen Kram erledigen und deshalb war für mich dann auch, dacht' ich mir so: Ja, ich kann jetzt auch gehen.

Tina und ich trafen uns zunächst in der Brunnenstraße, hatten also noch ein paar Meter bis zum Park und dem eigentlichen Interview zu laufen. Wir kamen selbstverständlich ins Gespräch, noch bevor ich das Aufnahmegerät einschalten konnte, und unterhielten uns sogleich über ihren Aufbruch von Kopenhagen. So war das erste, was mir Tina über ihre letzten Wochen erzählte, dass sie sich nur mehr in Kopenhagen gequält¹³³ hatte und einfach nicht mehr dableiben wollte. Nur wenige Tage nachdem sie alle Prüfungen bzw.

Seminararbeiten abgeschlossen hatte, war sie nach Berlin zurückgekehrt. Zwar hatte sie auch eine frühe Rückkehr auch geplant, doch war sie letztendlich zwei Tage früher, vollkommen spontan und ohne sich persönlich bei jemanden zu verabschieden, nach Berlin zurückgekehrt. Als primäre Ursachen für diese frühe Rückkehr nennt Tina das Ausgereizt-Seins möglicher Erkundungen und Entdeckungen in Kopenhagen sowie ihre universitäre Verpflichtungen in Berlin und diverse Notwendigkeiten, die sich aus ihrer Lebenssituation heraus ergeben. Ist das von ihr genannte Sättigungsgefühl aufgrund ihrer Erzählung über ihre Unternehmungen in Kopenhagen durchaus nachvollziehbar, bleibt bei den beiden letztgenannten Aspekten zu vermuten, dass es sich nur um nachträgliche Erklärungsversuche ihrer vergleichsweise frühen Rückkehr handelt, da diese an keiner anderen Stelle, auch in den vorausgegangenen Interviews, zu finden sind und auch eine solch spontane Rückkehr nicht erklären können. Um die Frage nach dieser zu klären, muss deshalb ihre Lebenssituation in Kopenhagen eingehend betrachtet werden.

Wie im vorausgegangenen Interview bereits deutlich geworden ist, hat sich Tina zwar in Kopenhagen verorten, jedoch nicht eine umfassende Bindung zur Stadt aufbauen können. Das von ihr beschriebene Gefühl fehlender Anbindung an und in Kopenhagen hat sich in den letzten Wochen ihres Aufenthalts gar noch verstärkt. Zwar verfügte Tina nach wie vor über einen geregelten Tagesablauf, der mit seinen zeitlichen und räumlichen Routinen ihr Leben vor Ort zu strukturieren half, und war stets bemüht, jeden Tag noch unbekannte Ecken zu entdecken und Neues zu erkunden, doch verfügte sich nach wie vor nicht über eine ausreichende soziale Anbindung in Kopenhagen, sodass sie das meiste allein erlebte und ihre Erfahrungen auch mit niemanden vor Ort teilen konnte. Zwar bekam sie mehrmals Besuch von Freundinnen aus Berlin und verbrachte sehr viel Zeit mit ihnen, konnte also auch Erlebnisse direkt mit anderen teilen, doch dürfte der Besuch das Gefühl fehlender Anbindung an eine lokale Gemeinschaft noch verstärkt haben – dürfte im Moment des Besuchs nicht nur der Unterschied zwischen individuellen und gemeinsamen Unternehmungen besonders deutlich geworden sein, sondern auch der zwischen der lokalen Community und Tina und ihren Freundinnen. Zwar konnte sie sich in vielen Bereichen wie gewünscht selbst verwirklichen und

¹³³ Hierbei handelt es sich um von Tina auch so verwendete Begriffe. Mir war es möglich, gleich nachdem wir uns einen Platz im Park gefunden hatten, einzelne Aspekte und Begriffe in meinem Forschungstagebuch zu notieren und festzuhalten.

Tina: Aber ich glaub', ich hätte ja auch ein anderes Bild bekommen, wenn ich eben ein bisschen länger geblieben wäre. Das könnte ja auch sein, theoretisch, dass man halt, ich mein, fünf Monate ist eine sehr sehr verdammt kurze Zeit. Und wenn man halt länger als fünf Monate bleibt, dann kommt man wirklich so an, und dann lernt man auch ganz viel und dann weiß man, wo man irgendwie günstig einkaufen kann oder wo man halt günstig essen kann usw. usf. Und ich wusste immer noch nicht, also es war für mich immer trotzdem irgendwie ein bisschen fremde Umgebung. Und man kennt die Menschen nicht und die Menschen sind auch sehr distanziert! Also sehr sehr distanziert, und so sehr zurückgezogen. Und es ist auch irgendwie schwierig, dann Bekanntschaften zu machen. Weil sie halt sehr reserved sind und, ja. [...]

Lennert: Ja. Ich hatt' halt das Gefühl, dass mir halt so die Menschen gefehlt haben, dass es so 'ne Art Kulissenstadt auch war. Ich kannte die Stadt sehr gut und ich kannte auch fast jede Ecke und es hat mir auch gefallen. Es war irgendwie wie so ein Objekt, was abstrakt ist und nicht so wirklich, ja ich weiß nicht, keine Ahnung.

Tina: Ja so richtig so fühlen kannst. Ja, aber das ist wirklich so. Und man gehört ja auch nicht zu dieser Stadt, obwohl halt das Alltägliche auch irgendwie so normal wird. Aber man gehört nicht selber zu dieser Stadt, zu dieser Umgebung. Man ist immer irgendwie ausgeschlossen. Und dadurch kannst du halt auch keine richtigen, wirkliche Erlebnisse machen.

Lennert: Ja mir ging es auch so, als wir gefahren sind, das war so, als würd' ich einen Raum verlassen, aber es war überhaupt keine Bindung da. Es war irgendwie so: Ich geh' jetzt aus dem Zimmer raus und fertig. Also ich war ganz erstaunt. Ich hab mir gedacht: Ach, ich bin so traurig, oder keine Ahnung, aber so gar nicht, das war mir einfach, ja, ich geh' halt.

Tina: Wie ein Kapitel so abgeschlossen: Schluss.

ihre eigenen Interessen verfolgen, doch ihr eigentliches Ziel, in die Lebenswelt vor Ort eintauchen und auch Teil dieser zu werden, konnte sie aufgrund der genannten Aspekte – fehlende sprachliche Kompetenz, welche ein Kennenlernen und Einschätzen der lokalen Bevölkerung sowie ein Überbrücken unterschiedlicher Lebenssituationen möglich macht – nicht erreichen. Darüber hinaus nennt sie erstmalig eine von ihr als Distanziertheit und Reserviertheit der lokalen Bevölkerung bezeichnete Atmosphäre in Kopenhagen als Ursache für ihre fehlende Anbindung an die Stadt: Trotz ihrer Mühen, mit anderen Kontakt zu treten, sollte es ihr einfach nicht gelingen, da die Bereitschaft der anderen hierfür fehlte. Doch anstatt sich noch weiter erfolglos um diesen zu bemühen, beschloss sie, ihre Koffer zu packen und zu fahren. In ihrer Erzählung wird deutlich, dass sie sich zwar durchaus ihrer eigenen Rolle in dem missglückten Versuch der Anbindung bewusst ist – so erwähnt sie ihre kritische Einstellung, die sie nicht bei allem sofort sich beteiligen lässt –, die hauptsächlichen Gründe liegen für Tina jedoch in einem Bereich außerhalb ihrer Einflusssphäre – bei der lokalen Bevölkerung sowie in den äußeren Umständen ihres Aufenthalts –, sodass der missglückte Versuch einer

Anbindung fast einem Schicksal gleichkommt, welches Tina keine andere Wahl ließ, als die Stadt zu verlassen. Denn diese bleibt ihr bis zuletzt fremd und unzugänglich, da sie nicht unvermittelt aus ihrer Eigenlogik heraus erfahren werden kann – das lokale Leben bzw. die Stadt sind bis zuletzt nicht selbstverständlich geworden, was jedoch die Grundlage für den Aufbau eines umfassenden Heimat-Gefühls für Tina wäre.

So ist auch die Erwähnung ihrer mangelnden Preiskenntnisse als Verweis auf die eingeschränkten Möglichkeiten zur lokalen Anbindung zu verstehen: Auch wenn ein Wissen um die Preise durchaus vorhanden ist und nicht mehr in jeder Situation neu erworben werden muss – schließlich kann sie mittlerweile durchaus einschätzen, was für Kopenhagener Verhältnisse günstig ist und was nicht –, ist das vergleichsweise hohe Preisniveau an sich in Kopenhagen und damit auch das Leben dort noch immer nicht selbstverständlich, sondern wird stetig mit Berlin verglichen und abgewogen. Darüber hinaus wird deutlich, dass das hohe Preisniveau die Umsetzung ihrer Interessen zunehmend

erschwert hat und sie dadurch in ihrem Alltag eingeschränkt hat. Auch war es ihr aufgrund mangelnder Dänisch-Kenntnisse nicht möglich, einen Arbeit in Kopenhagen zu finden, um das hohe Preisniveau ausgleichen zu können. Berlin hingegen wird nur wenige Woche nach ihrer Rückkehr durch den unmittelbaren Vergleich als besonders günstig erlebt – mittlerweile verfügt sie auch über eine Arbeit und kann ihr Leben über diese finanzieren.

Es fällt auf, dass Tina immer wieder auf die Aufenthaltsdauer zu sprechen kommt: Hätte sie mehr Zeit in Kopenhagen gehabt, dann hätte sie besser Dänisch lernen können, dann hätte sie vielleicht mehr Menschen und ihre Eigenheiten kennen lernen können, dann hätte sie einen Zugang zur lokalen Gemeinschaft finden können, dann hätte sie einen Job finden können, dann hätte sie ihr

Leben in Kopenhagen auch leben können.

Vor allem auf den letzten Punkt möchte ich noch einmal zu sprechen kommen, wurde er von Tina auch schon im zweiten Interview angedeutet, nun aber ausführlich diskutiert. So braucht es ihrer Meinung nach erst einmal sechs Monate, bis man in einer neuen Stadt angekommen sei. Denn erst dann habe man alle bürokratischen Formalia erledigt, habe sich an die neue Umgebung gewöhnt und habe ein grundlegendes lokales Wissen sowie ein grundlegendes Verständnis der Eigenlogik des neuen Wohnortes aufbauen können. Solang diese Aspekte nicht gegeben seien, sei auch ein wirkliches Alltagsleben am neuen Ort nicht möglich.

Worauf Tina im Folgenden verweist, ist v. a. das Erleben eigener Handlungsmacht im Alltag – neben der Möglichkeit zur Selbstverwirklichung und zur Herstellung eines Umweltbezugs ein zentraler Aspekt für Verortungsprozesse an einem Ort. So beklagt sie bereits im ersten Interview ihre Probleme bei der Anmeldung zu den Lehrveranstaltungen in Kopenhagen – diese universität-bürokratischen Probleme sollten bis zum Ende ihres Aufenthalts bestehen bleiben, denn bis zuletzt gab es Unklarheiten bzgl. der von ihr zu absolvierenden ECTS-Anzahl. Die von ihr beklagten „Bürokratiegeschichten“ betreffen außerdem weitere Notwendigkeiten wie das

Lennert: Als du hier wieder zurückgekommen bist: Wie war das für dich, wieder in Berlin zu sein?

Tina: Ja, wie es halt so ist, dieses Gefühl: Okay, zuhause zu sein. Und ich glaube was der Störfaktor ist und ich weiß nicht, ob man es wirklich als Störfaktor bezeichnen kann, ich glaube, das hat man überall, wenn man im Ausland, wenn man in einem neuen Umfeld sich befindet: Es gibt Sachen, die halt gemacht werden müssen und die einem schwer fallen, weil man wie gesagt die Kultur nicht kennt, weil man die Menschen nicht kennt und man hat dann irgendwie extrem viel zu tun auch. Zum Beispiel Bürokratiegeschichten. Und dann ist man halt irgendwie so ganz alleine gelassen, weil die verlangen von dir unglaublich viele Kopierunterlagen und dies und das und dann denkst du: Oh Gott! Und das nimmt einfach so viel Zeit und so viel Energie! Wobei du denkst: Okay, diese Zeit möchte ich eigentlich in andere Sachen investieren, nicht hier rumlaufen irgendwie irgendwelche Papiere und Unterlagen sammeln. Aber das hat man glaub' ich bei allen. Für mich, also ich bin dann zurückgekommen und dann kam so: Gut. Jetzt weiß ich wo ich wohnen werde, ich werde meine Freunde sehen und die Leute, die ich total gerne mag und ich werde mit denen Zeit verbringen und blabla und mein Leben einfach weiterführen. Hier in einem Ort wo ich mich auskenne. Und wo ich halt weiß, wo ich was machen kann und wo ich nicht von anderen Menschen abhängig bin. Aber vielleicht liegt das auch an meinem Charakter, weil ich halt eher so ein selbstständiger Typ bin und ich mag ja auch, alles alleine zu machen. Und in Kopenhagen war es dann noch ein bisschen schwierig, weil du halt immer gezwungen warst, irgendwie nach Hilfe zu suchen oder irgendwie nach Hilfe zu streben. Und das war dann irgendwie unangenehm, weil man nicht weiß wie man dahin kommt oder weil man nicht weiß wie man das macht. Und dann musst du halt irgendwie Leute fragen und dies und das. Und ja, das war irgendwie ein bisschen ... ja, das hat mich ein bisschen auch genervt. Und die Sprache nicht beherrscht. Und dann komm' ich hier an und gut, ich wusste wo es lang geht und, ja. Wie es funktioniert und, ja. Deshalb war das viel viel einfacher für mich.

Anmeldeprocedere für den StudentInnenausweis oder für die Meldung bei der Gemeinde von Kopenhagen. Dabei ist es nicht nur die Menge dieser Erledigungen, die sie beklagt, da sie ihr Zeit für Erkundungen vor Ort rauben, sondern auch die Erledigung dieser Notwendigkeiten selbst. Denn diese waren für Tina kaum allein zu bewältigen – des Öfteren bedurfte es der Hilfe, Nachfrage und Rückversicherung bei ProfessorInnen, Kommilitoninnen und anderen. Da sich Tina – nicht nur hier, sondern auch in anderen Kontexten sowie in den beiden vorausgegangenen Interviews – jedoch als selbstständige und unabhängige Person entwirft und in ihrem Alltag in Berlin auch (wieder) erfahren kann, erlebte Tina in Kopenhagen ein Gefühl eingeschränkter Handlungsmacht und konnte sich dementsprechend auch nicht wie gewollt bzw. nur z. T. in Kopenhagen verwirklichen.

Gemeinsam mit ihren nur z. T. hergestellten Umweltbezug – Tina konnte sich zwar mit ihrem Wohnviertel identifizieren, sich in und über dieses verorten, jedoch keinen Kontakt zu Einheimischen aufzubauen – führt dies Tina nach dem Ende ihres Aufenthalts zu der Einschätzung, dass sie zwar in Kopenhagen angekommen, aber nicht dort zuhause war.¹³⁴ Vielmehr bezeichnet sie ihre Zeit in Kopenhagen nun als einen Urlaub mit Verpflichtungen. Sie resümiert, dass sie während ihren ersten Wochen und Monaten noch sehr auf das Studium konzentriert war, war ihr erklärt Ziel doch, das Studiensystem sowie den besuchten Studiengang in Kopenhagen kennenzulernen. Allerdings hat sie ihre Lebenssituation in Kopenhagen zunehmend unter Druck gesetzt: Nicht nur waren bürokratische Notwendigkeiten etc. zu erfüllen und ein Leben am neuen Ort mit all seinen Implikationen wie FreundInnen finden, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden und an diese zu gewöhnen etc. aufzubauen, sondern es galt auch kollektive Erwartungen wie einen erfolgreichen Semesterabschluss zu erfüllen. Die soziale Disziplinierung des eigenen Lebens, welche in der durch die mobilitätsbedingte Diskontinuität des eigenen Lebens hervorgerufene Umbruchssituation besonders spürbar wird, baut für Tina einen Erwartungsdruck auf, der ihr das Leben in der Stadt zunehmend verleidet. Daher beschloss sie, sich aus eben diesen „Mittel-Zweck-Konstellationen“¹³⁵ zu lösen und die ihr zur Verfügung stehende Zeit mit (scheinbar) zweckfreien Erkundungen und Entdeckungen zu verbringen und sich von und in der neuen Umgebung mehr oder weniger treiben zu lassen, kurzum, müßig zu sein. Schäfer hält hierzu folgendes fest: „Der Alltag erfordert die routinehafte Erledigung zweckbestimmter Handlungen [...]. Muße bedeutet hingegen, sich vorübergehend aus diesen Handlungszusammenhängen zu lösen und eine gewisse Praxisentlastung herzustellen. Sie liegt also in der widersprüchlichen Einheit einer in sich un-praktischen Praxis.“¹³⁶ Auch wenn ich Schäfers hier erfolgende Reduzierung des Alltags auf Routine und Mittel-Zweck-Handlungen (abgesehen von der undeutlichen Begriffsdefinition) und dessen simplifizierende Alltags-Muße-Dualität nicht teilen kann, so scheint mir der Begriff der Praxisentlastung für meine Ausführungen wesentlich zu sein – denn nichts anderes versucht Tina durch die bewusste Abkehr von bestimmten kollektiven als auch individuellen Erwartungshaltungen zu erreichen. Durch diese versucht sie sich einen Raum zum Müßiggang zu eröffnen, welcher bei ihr aber nicht aus reinem Selbstzweck geschieht (sofern dies

¹³⁴ Wobei der Zeitpunkt des Interviews hier nicht unberücksichtigt bleiben kann – denn Tina kommt auch unter dem aktuellen Eindruck Berlins zu diesem Fazit. So stellt sie immer wieder direkte Vergleiche zwischen ihrem aktuellen Leben in Berlin und ihrem in Kopenhagen an. Allerdings schätzt sie ihre Situation seit dem letzten Interview ähnlich ein, sodass die gegenwärtige Situation ihres Lebens bzw. der Zeitpunkt des Interviews zwar als Einfluss-nehmend betrachtet werden kann, jedoch nicht als alles bedingend.

¹³⁵ Schäfer 2014: Strukturlogik.

¹³⁶ Ebd.

überhaupt jemals möglich ist), sondern über welchen sie versucht, in die Kopenhagener Lebenswelt einzutauchen und eine Gefühl der Teilhabe und Zugehörigkeit zu entwickeln. Da ihr aber zunehmend bewusst wird, dass das nicht möglich ist, deutet sie ihre Erkundungen um – sie dienen nun nur mehr dem Ausbau ihres Wissens über die Stadt und die Menschen, sie dienen dem scheinbar müßigen Zeitvertreib vor Ort. Durch die nicht durchführbare Anbindung an und Integration in das lokale Umfeld ist es zu einer weiteren, ungewollten Praxisentlastung gekommen, sodass Tina nun über ihre Erkundungen versucht, diese abzufedern. So sagt Tina deutlich, dass ihre Erkundungen fest in den Alltag integriert sind und helfen, ihren Tagen und damit ihrem Leben vor Ort Struktur und Orientierung zu geben. Es ließe sich wohl vortrefflich darüber streiten, ob hier noch von Müßiggang entsprechend Schäfers Aufsatz gesprochen werden kann, wird er doch zunehmend raum-zeitlich reguliert und routinisiert. Wesentlich jedoch ist, dass Tina die *Freizeit* ihrer letzten Tage in Kopenhagen noch immer als eine solche erlebt – scheinbar frei von äußeren oder inneren Zwängen erkundet sie die Stadt und genießt soweit wie möglich ihre freie Zeit dort. In Tinas Fall kann damit Müßiggang definitiv als Ausdruck einer auch als solchen erlebten Praxisentlastung gelesen werden (immerhin bezeichnet sie ihren Aufenthalt auch mehrmals als Urlaub), gleichzeitig hilft er ihr aber auch, eben diese abzufedern und einen Alltag aufrechtzuerhalten, ist also auch auch Grundlage dessen. Muße als un-praktische Praxis zu fassen greift daher in Tinas Fall viel zu kurz. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Tina nach den vier Monaten ihres Aufenthalts zwar in Kopenhagen angekommen war, d. h. dass sie raumzeitliche Routinen sowie, z. T., einen Umweltbezug aufbauen, sich z. T. selbst verwirklichen und z. T. auch an die neue Umgebung hat gewöhnen können, sich aber nicht zuhause in Kopenhagen fühlte. Hierfür fehlte es an einem umfassenden Umweltbezug über soziale Bindungen und eine über diese erfolgende Integration in die lokale Lebenswelt als auch an einem umfassenden Verständnis der Eigenlogik des Stadtlebens vor Ort, bedingt durch Tinas mangelnde Sprachkenntnisse sowie der dadurch als Distanziertheit und Reserviertheit erlebten „Eigenart“ der Menschen vor Ort. Dabei projiziert Tina die im Alltag erlebte Distanziertheit auf die gesamte Stadt. So ist sie der Meinung, dass die Stadt und ihre Bevölkerung unentwegt bemüht sind, ein bestimmtes Scheinbild von sich aufzubauen und dieses permanent im Stadtraum auch zu inszenieren: Die Däninnen als die glücklichsten Menschen auf der Welt und Kopenhagen als die perfekte Stadt zum Leben – allerdings nur solange, wie man nicht aus der Norm fällt. Die Distanz der Menschen röhre also auch daher bzw. realisiere sich darin, anderen nicht einen Blick hinter den Vorhang zu ermöglichen – denn dort könne man, so Tina, sehr tragische Bilder sehen. Basierend auf ihren eigenen Erfahrungen kommt sie so zu der Einschätzung, „dass Studenten eigentlich willkommen sind für eine gewisse Zeit hier in Dänemark, aber was irgendwie langfristige Aufenthalte angeht, dann ist es ihnen unangenehm, nicht erwünscht. Und ich glaube, das hatte man auch sehr sehr gut gesehen.“ Die Temporalität ihres Aufenthalts bedingte damit zunächst weniger eine spezifische Verortungspraxis bei Tina selbst als vielmehr eine spezifische Bindungspraxis bei den Menschen vor Ort, welche ihre umfassende Verortung in Kopenhagen verhinderten. Da sie aber auch entschied, nicht weiter zu versuchen, eine umfassende Bindung an die lokale Community zu erhalten, bedingte die Temporalität des Aufenthalts, wenn vielleicht auch nur indirekt und erst am Ende ihres Aufenthaltes, durchaus eine spezifische Lokalisierungspraxis bei Tina. Doch auch wenn sie letztendlich nicht Teil der lokalen Community wurde und ihre Hoffnungen bzgl. des Studiengangs enttäuscht wurden – zumindest ermöglichte ihr die Zeit in Kopenhagen den Aufbau biografisch und persönlich relevanter Kenntnisse, welche nun als ihr auch in Berlin von Nützen sowie als notwendig

für ihre aktuelle Lebenssituation seiend erachtet werden, und damit die Erfahrung biografischer Kontinuität.

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es Tina trotz erheblicher Einschränkungen möglich war, sich in und über Kopenhagen sowohl lebensweltlich als auch biografisch zu verorten. Denn auch wenn es ihr nicht gelang, die Kontinuität bestehender Sinn- und Deutungsstrukturen aufgrund der Verschiedenheit der Lebenswelt in Kopenhagen sowie der ungewohnten Eigenlogik der Stadt ausnahmslos und umstandslos sicherzustellen, so konnte sie doch, zumindest in manchen Momenten bzw. Aspekten wie der ihrem Wohnort in Berlin ähnlichen Atmosphäre ihres Wohnorts in Kopenhagen oder den ihren Interessen in Design, Mode und Architektur entsprechenden Angeboten wie diverse Museen, Geschäfte oder Veranstaltungen eine Kontinuität zu ihrem Alltagsleben in Berlin erfahren und zumindest teilweise einen Umweltbezug herstellen, aber sich auch selbst in der Stadt verwirklichen und durch raumzeitliche Routinisierungsprozesse einen Alltag in Kopenhagen aufbauen. Direkte Kontinuitätslinien zwischen den Orten waren entsprechend Tinas Interesse – dem völligen Eintauchen in die lokale Kultur als Grundlage eines vollwertigen Lebens vor Ort – nicht von Nöten, hätten die Umsetzung von Tinas Aufenthaltskonzept gar behindert.

Interessant ist, dass Tina im ersten Interview Kopenhagen als Heimat und Zuhause bezeichnet, empfindet sie zum Zeitpunkt des Interviews dort ihren Lebensmittelpunkt, da ihr eine Selbstverwirklichung und Aneignung bzw. Integration in die lokale Lebenswelt möglich scheint, aber möchte sie darüber auch die lebensweltliche Diskontinuität zu Berlin sowie die Gleichwertigkeit beider Orte betonen (wobei die Diskontinuität Bedingung für die Verlagerung des Lebensmittelpunktes entsprechend ihrer polytopischen Verortungspraxis ist). Im Verlauf der nachfolgenden Wochen relativiert sie ihre Aussage jedoch immer mehr, bis sie von Kopenhagen nur mehr als Urlaub spricht und damit ihren Aufenthalt zu einem Nebenschauplatz (ihres Lebens in) Berlins degradiert (wobei es sich hier wohl eher um einen in der Situation genutztes Mittel der Verdichtung und Veranschaulichung ihres Alltags in Kopenhagen als um ein Konzeptionalisierung ihrer Lebenssituation handeln dürfte). Es wird deutlich, dass Tina aufgrund der zunächst positiven Erfahrungen am neuen Ort als auch woanders eine sehr optimistische Grundeinstellung zu ihrem Aufenthalt hat, die sie jedoch aufgrund weiterer Erfahrungen immer mehr revidieren muss. Scheint ihr am Anfang die Erfüllung kollektiver sowie individueller Erwartungshaltungen in Kopenhagen möglich zu sein und bezeichnet sie die Stadt daher als ihren Lebensmittelpunkt, so wird ihr zunehmend bewusst, dass ihr, so zumindest empfindet sie es, die Realisierung ihres Lebens entsprechend ihrer Vorstellungen kaum möglich ist, da einerseits kollektive sowie individuelle Erwartungen und Interessen miteinander in Konflikt stehen, andererseits aber auch die Realität vor Ort – so erwähnt sie ihre mangelnden Sprachkenntnissen, welche ihr einen Zugang zur lokalen Bevölkerung und Kultur unmöglich machen, aber auch die „Eigenheit“ der KopenhagenerInnen sowie deren Einstellung gegenüber Austauschstudierenden – eine Anbindung zunehmend als unmöglich erscheinen lässt.

Da aufgrund der Temporalität des Aufenthalts Tina nicht unbegrenzt Zeit zur Verfügung steht, um weiterhin zu versuchen, ihr Leben entsprechend ihres ursprünglichen Vorhabens in Kopenhagen umzusetzen, entscheidet sie sich, ihren Aufenthalt entsprechend ihrer Lebensrealität vor Ort als Möglichkeit zur Selbstfindung und müßigen Kulturentdeckung umzudeuten. Diese Konzeption

erscheint aufgrund ihrer nachträglichen Anpassung für Tina ohne Weiteres im Alltag realisierbar (gewesen) zu sein, sodass ihr Aufenthalt im Rückblick als von biographischer und persönlicher Bedeutung seiend und damit als Erfolg gewertet werden kann. Somit bestimmt die Temporalität des Aufenthalts erst am Ende dessen Tinas konkrete lebensweltliche als auch biografische Lokalisierungspraxis (wobei das übergeordnete und ursprüngliche Ziel des Kennenlernens der Universität und des Studienganges unberührt bleibt). Da sie lebensweltliche Diskontinuitäten sowie biographische Kontinuitäten zwischen den beiden Orten gesucht als auch gefunden hat, lässt sich, auch wenn sie Kopenhagen zuletzt als Urlaub von ihrem Leben in Berlin bezeichnet, da sie sich nicht aufgenommen in der Stadt fühlte, von einer polytopischen Verortungspraxis bei Tina sprechen.

V. Resümee

Das Interesse der vorliegenden Arbeit bestand darin, zu erkunden, wie sich Erasmus-Studierende während ihres Auslandsaufenthalts in Kopenhagen sowohl lebensweltlich als auch biografisch verorten. Ausgehend von der Prämisse, dass der zeitlich begrenzte Studienaufenthalt in einer anderen Stadt als eine spezifische Form des Reisens eine Art lebensweltlich-biografischen Zwischenraum zwischen Herkunftsstadt und Ankunftsstadt, Hier und Dort, Kontinuität und Diskontinuität, Selbstverwirklichung und Selbsteinschränkung, Temporalität und Dauerhaftigkeit, Horizonterweiterung und Horizontverfestigung mit einer sich aus diesen Spannungen ergebenden, jeweils individuellen Eigenlogik, welche unter den konkreten Gegebenheiten vor Ort eine bestimmte sich im Alltag realisierende Umsetzung erfährt, eröffnet, begleitete ich meine InterviewpartnerInnen – Jonas, Flora, Konstantin und Tina – über ihr gesamtes Semester hinweg, um so einen Blick in ihr alltägliches Leben vor Ort zu erhalten und darüber die jeweilige Eigenlogik Kopenhagens zu erkennen: Wir führten gemeinsam Interviews und analysierten Stadtpläne, ich besuchte Wohnheime, Cafés und Parks (die mich sogar bis nach Berlin führen sollten), hörte Geschichten über Orte von Georgien bis zu den U.S.A und sah aus Fenstern nicht nur Menschen und gar Monate vorüberziehen, sondern in Erzählungen ganze Leben. Vor meinen Augen entstanden so vier sehr persönlich gefärbte, wenn auch vorerst lose Mosaiken, nicht nur des alltäglichen Lebens in Kopenhagen, sondern auch des persönlichen als auch biografischen Selbstverständnisses meiner InterviewpartnerInnen. Diese Teile galt es nun zu ordnen und nachvollziehbar zu einem verständlichen Gesamtbild zusammenzusetzen. Dabei wurde bewusst auf eine horizontale Darstellung der jeweiligen Erhebungsteile verzichtet, hätte dies im vorliegenden Fall eine umfassende Betrachtung der einzelnen Bilder wohl nur erschwert. So wurden Stück für Stück die jeweiligen „Kopenhagen“-Mosaiken zusammengelegt und sollen nun, zuletzt doch noch einmal nebeneinandergelegt, als Ganzes in den Blick genommen werden. Was können sie uns abschließend zeigen?

Wie in der Einleitung dargelegt, stellt Erasmus eine spezifische Form des edukativen Reisens in unserer heutigen Zeit dar. Ausgehend auf einem idealistischen Bildungsverständnis soll sie zuallererst der individuellen Horizonterweiterung der Studierenden¹³⁷ dienen, indem sie durch die Konfrontation mit differenten Alltäglichkeiten Selbstverständlichkeiten hinterfragen und neue Perspektiven eröffnen soll. Neben der Möglichkeit, durch den Aufenthalt an einer anderen Universität und möglicherweise in einer anderen Sprache zu studieren, werden daher fast den gesamten Aufenthalt begleitend zahlreiche unterstützende Angebote wie Sprachkurse, Mentoring, Kennenlernveranstaltungen oder Exkursionen angeboten. So soll es möglichst vielen möglich sein, neue, bis dahin völlig unbekannte Räume zu erschließen und sich im besten Fall auch in diesen nicht nur auszukennen, sondern sich auch sicher fühlen und agieren zu können. In jeder einzelnen Erzählung meiner Befragten war dieses Ideal, dass selbstverständlich nicht nur auf Erasmus reduziert werden kann, sondern auch in vielen anderen Reisepraktiken wie Work & Travel oder Au-Pair-Aufenthalte zu finden ist, in der ein oder anderen Weise zu erkennen, auch wenn es für die

¹³⁷ Wobei nicht nur die Reisenden in den Blick genommen werden sollten, sondern auch die Nicht-Reisenden, d. h. diejenigen, die an ihrer regulären Universität studieren und dort in Kontakt mit Erasmus-Studierenden kommen.

Befragten weniger mit Erasmus verknüpft war als vielmehr mit dem Aufenthalt im Ausland an sich. Zentral zur Umsetzung dieses idealistischen Bildungsverständnis war die Temporalität des Aufenthalts. Zum Einen war es vor allem die Dauer von mehreren Monaten, die die Zeit in Kopenhagen zu einer bedeutsamen Erfahrung für das eigene Leben, zu einer Horizonterweiterung nicht nur der Lebenswelt, sondern auch der Biografie werden ließ. Denn erst durch Dauerhaftigkeit des Aufenthalts war bzw. schien ein wirkliches Eintauchen vor Ort, eine wirkliche Auseinandersetzung und Aneignung, eine tatsächliche, da auf alltäglich gewordenen Realisierungen des vormals ungewohnten beruhende Umsetzung als auch Erweiterung bestehender Sinn- und Deutungszusammenhänge möglich. Hierfür reichte nicht aus, einfach nur am Ort zu sein und dort Tag für Tag das Leben zu beobachten, sondern es bedurfte einer umfassenden Teilhabe an diesem. Dies setzte jedoch zunächst voraus, sich selbst wie gewünscht auf einer alltäglichen Basis realisieren zu können, sprich es bedurfte einer, wenn auch nicht der Situation am Herkunftsor vollkommen, so zumindest doch in ihren grundlegenden Bahnen dieser entsprechenden Kontinuität der eigenen Lebenswelt, um auf Basis dieser aktiv in die Welt hinein treten und sich diese aneignen zu können. Die hierfür notwendigen Rahmenbedingungen waren in Kopenhagen z. T. zwar durchaus vorhanden, schienen den Akteuren aufgrund der Temporalität des Aufenthalts jedoch nur zum Teil gegeben bzw. nur unter Mühen umsetzbar. So verzichteten alle mehr oder weniger bereitwillig auf verschiedene Art und Weise auf bestimmte Aspekte ihrer gewohnten Lebens- resp. Alltagsgestaltung an ihren Herkunftsor in Kopenhagen – ein Beispiel wäre hier das Engagement an der Universität oder in Vereinen. Andere Rahmenbedingungen, welche für die Befragten einer umfassende Lokalisierung an einem Ort notwendig schienen – genannt sei z. B. das Beherrschung der Sprache vor Ort oder das Kennenlernen der lokalen Bevölkerung – waren aufgrund der Kurzzeitigkeit des Aufenthalts nur schwer zu realisieren und wurden dementsprechend auch von allen bemängelt. Zum Anderen eröffnete die begrenzte Dauer jedoch auch die Möglichkeit, sich von alltäglichen Verpflichtungen zu entbinden und in dem sich so eröffnenden Raum Neues zu probieren und auch bisherige Aspekte des eigenen Lebens bzw. der eigenen Person stärker auszuleben oder neu zu verhandeln. So erschwerte die Temporalität im Sinne ihrer Kurzzeitigkeit nicht nur eine (umfassende) Lokalisierung vor Ort – zugleich ermöglicht sie diese auch, da von Beginn an eine Rückkehr in geordnete Verhältnisse fest stand und damit eine eingeschränkte Verortung für die Befragten akzeptabel und neue Lokalisierung in anderen Räumen möglich wurde.

So lässt sich abschließend feststellen, dass die Temporalität des Aufenthalts eine bestimmte Verortungspraxis bei den Befragten bedingte und damit eines spezifischen Zwischenraum mit einer bestimmten Eigenlogik eröffnete, in dem und durch die es möglich war, Gewohntes als auch Ungewohntes, Gegebenes als auch Gewünschtes miteinander zu verknüpfen und zum Teil eines bzw. einer selbst werden zu lassen und dabei den eigenen lebensweltlich-biografischen Horizont, zumindest während der Zeit in Kopenhagen, zu öffnen und den Aufenthalt in die persönliche (Orts-)Biografie integrieren zu können.

Die Lokalität Kopenhagens spielte in den Verortungsprozessen der einzelnen InterviewpartnerInnen eine ambivalente Rolle. So diente sie einerseits als Mittel der Veranschaulichung in den Erzählungen, indem über lokale Charakteristika verschiedener Städte Differenzen zwischen eben diesen und dem individuellen Alltag und Leben in ihnen artikuliert werden konnten. Da das Erzählen selbst auch als eine Praktik der Lokalisierung meiner InterviewpartnerInnen am neuen Ort verstanden werden kann, verorteten sich die Befragten im Moment des Interviews nicht nur in Kopenhagen – schließlich

erfolgte die Auswahl der Intervieworte durch die Befragten nicht zufällig, sondern entsprach der jeweiligen urbanen Alltagspraxis dieser –, sondern auch über Kopenhagen (sowie über andere Städte), wenn auch indirekt, da lediglich durch die Erzählungen vermittelt. Andererseits waren in diesen selbst auch direkte Verortungen über die Stadt zu erkennen. So war zum Einen bspw. das Fahrrad-Fahren ein von allen geteiltes, lokal gebundenes Narrativ, über welches eine lebensweltliche Verortung realisiert wurde. Andere waren die Mode oder die junge alternative Szene in Vierteln wie Nørrebro. Auch der Wunsch nach (sozialer) Verortung nicht nur in der Stadt (denn diese war bei fast allen gegeben), sondern auch über diese (in dem Sinne, dass die lokale Bevölkerung als lokal gebunden begriffen und somit als Ausdruck eben dieser Lokalität verstanden wurde), wie er in der mehrfach geäußerte Klage über den fehlenden Kontakt zur Kopenhagener Bevölkerung deutlich wird, kann als Ausdruck der nach wie vor vorhandenen Bedeutung lokaler Charakteristika für individuelle Lokalisierungsprozesse gelesen werden. Zum Anderen wurde auch der Stadtraum selbst mehrfach zur Lokalisierung über die Stadt herangezogen. Ein Beispiel wäre hier der Hafenbereich in Islands Brygge oder die vielen Grünflächen in der Stadt (welche bei den jeweiligen Personen selbstverständlich verschieden stark zur individuellen Verortung über die Stadt herangezogen wurden).¹³⁸

Es bleibt allerdings die Frage bestehen, inwieweit es sich bei den Lokalisierungen über den Ort nicht nur um Lokalisierungen vor Ort handelt, d. h. ob und inwieweit sie an die konkrete Lebenswelt in Kopenhagen gebunden bleiben oder ob sie im Sinne einer biografischen Lokalisierung Wirkung über den Ort hinaus behalten. Denn es ist anzumerken, dass eine umfassende Aneignung und Realisierung des bis dahin Ungewohnten im (all)täglichen Leben und damit ein Selbstverständlichkeit-Werden dessen aufgrund der begrenzten Zeit zum Leben in Kopenhagen bis zum Zeitpunkt des letzten Interviews nicht möglich war. Zwar wurde von den Befragten mehrfach die Vermutung als auch das Vorhaben geäußert, dass das neu bzw. anders Angeeignete, das neu oder anders Realisierte auch längerfristig von Bedeutung in Alltag und Leben, und damit ortsungebunden, sein würde, doch bleibt zu fragen, inwieweit diese aufgrund der außerordentlichen (durch die temporalitätsbedingte Eigenlogik bedingte) Situationsgebundenheit der Erfahrungen sowohl im Erleben als auch in der Reflexion auf Kopenhagen beschränkt bleibt und damit – abgesehen von den Aspekten, bei denen dies von den Befragten auch erwünscht war – nicht mehr darstellt als nur eine Horizonterweiterung auf Zeit. Hier wäre eine, wie bereits bei Tina deutlich geworden, Erhebung nach der Rückkehr oder ein Vergleich mit Studierenden, welche 12 Monate auf Erasmus verbrachten, durchaus lohnenswert und interessant.

Auch wenn die verschiedenen lebensweltlichen-biografischen Situationen Jonas', Floras, Konstantins und Tinas in Kopenhagen mithilfe verschiedener Methoden sowie einer umfassenden Analyse und Darstellung verständlich dargelegt und die zu Beginn gestellten Fragen beantwortet werden konnten, bleibt dennoch anzumerken, dass es sich bei der vorliegenden Arbeit nur um einen kleinen Ausschnitt aus den vielfältigen und umfangreichen lebensweltlichen und biografischen Lokalisierungsprozessen der Befragten handelt und auch nur handeln kann. Denn letztendlich mussten zugunsten einer konsistenten, meinem Forschungsvorhaben (mit all seinen Implikationen wie der Fragestellung, dem Zeitbudget oder dem Arbeitsumfang) entsprechenden Erzählung viele in

¹³⁸ Auch waren im Falle von Islands Brygge der lokal spezifische Stadtraum und das lokal spezifische Stadtleben bzw. lokale Szenen eng miteinander verbunden, sodass es sich bei der hier vorgenommen Trennung der verschiedenen Bereiche lediglich um eine rein analytische handelt.

den Interviews genannte, in den Karten gezeichnete oder im Miteinander erlebte Aspekte außen vor bleiben und konnten nicht näher betrachtet werden. So wäre es ebenso möglich, die Interviews nicht nur als biografische Erzählungen, die großteils über Beschreibungen des Alltags in Kopenhagen vermittelt sind, zu lesen, sondern ebenso als sog. Kulturkontakterzählung, welche stärker über die sich ebenfalls im Alltag realisierende und über diesen vermittelte Auseinandersetzung mit dem bis dahin „Anderen“ und Ungewohnten zu berichten wissen.

Zuletzt bleibt noch zu sagen, dass die Zeit in Kopenhagen nicht nur für Jonas, Flora, Konstantin und Tina die Möglichkeit zur lebensweltlich-biografischen Horizonterweiterung und -realisierung bot, sondern in besonderer Weise auch mir und im Rahmen dieser Arbeit nicht nur sie Erzählungen über ihr Leben verfassen konnten und verfasst haben, sondern auch ich, diese Arbeit also nicht nur eine Erzählung über ihr Leben (in Kopenhagen) ist, sondern auch über meines. Durch eure Mithilfe all das erst ermöglicht habend, möchte ich euch danken.

VI. Literaturverzeichnis

Bahrdt, Hans Paul: Identität und biografisches Bewusstsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität, in: Rolf Wilhelm *Brednich*, Hannjost *Lixfeld*, Dietz-Rüdiger *Moser* et al. (Hrsg.), Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung (Freiburg i. B. 1982) 18–45.

Bauer, Katrin: „Ich packe meinen Koffer und nehme mit ...“ – Beheimatungs-Strategien von Erasmus-Studierenden, in: Migration – Heimat – Identität. Beiträge zum Bewusstsein der Begriffe (= Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 39, Siegburg 2011/2012) 35–52.

Bausinger, Hermann: Identität, in: Hermann *Bausinger*, Utz *Jeggle*, Gottfried *Korff* et al. (Hrsg.), Grundzüge der Volkskunde (Darmstadt 1999) 204–263.

Bendix, Regina / Löfgren, Orvar: Double Homes, Double Lives?, in: Ethnologia Europea. Journal of European Ethnology, Vol. 37, 1-2 (2007) 7–15.

Benjamin, Walter: Die Wiederkehr des Flaneurs, in: Die Literarische Welt (4. Oktober 1929): [<http://gutenberg.spiegel.de/buch/kritiken-und-rezensionen-1912-1931-2981/82>] (13. Januar 2015).

Binder, Beate: Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung, in: Silke Götsch, Thomas Hengartner, Sabine Doering-Manteuffel et al. (Hrsg.), Zeitschrift für Volkskunde 104 (Münster et al. 2008) 1–17.

Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten (= Soziale Welt Sonderband 2, Göttingen 1983) 183–198.

Brednich, Rolf Wilhelm: Methoden der Erzählforschung, in: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hrsg.), Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen und Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie (Berlin 2007) 57–77.

Brooks, Rachel / Waters, Johanna: Student Mobilities, Migration and the Internalization of Higher Education (Basingstoke/New York 2011).

Debord, Guy: Introduction à une critique de la géographie urbaine, in: Les Lèvres nues 6 (Bruxelles 6. September 1955): [<http://www.larevuedesressources.org/introduction-a-une-critique-de-la-geographie-urbaine,033.html>] (1. Februar 2015).

De Certeau, Michel: Kunst des Handelns (Berlin 1988).

Dellwing, Michael / Prus, Robert: Einführung in die unteraktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Lehrbuch (Wiesbaden 2012).

Dieckmann, Bernhard: Zwischen Relativismus und Universalismus. Zu einigen Problemen der Philosophie der Bildungsreise, in: Walter Georg, Manfred Heinemann, Eva Matthes et al. (Hrsg.), Bildung und Erziehung, Bd. 53/2 (Juni 2000).

Eisch, Katharina: Interethnik und interkulturelle Forschung. Methodische Zugangsweisen der Europäischen Ethnologie, in: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hrsg.), Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen und Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie (Berlin 2007) 142–167.

Elden, Stuart: Es gibt eine Politik des Raumes, weil Raum politisch ist. Henri Lefèvre und die Produktion des Raumes, in: An Architektur. Produktion und Gebrauch gebauter Umwelt 01–03 (Berlin, Juli 2002) 27–35.

Elis, Konstantinpeter: Reisen ist Bildung, wie umgekehrt Bildung Reisen ist, in: Konstantinpeter Elis (Hrsg.), Bildungsreise Reisebildung (Wien 2004) 3–19.

Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags, in: Kurt Hammerich und Michael Klein (Hrsg.), Materialien zur Soziologie des Alltags (= Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20/1978, hrsg. von René König und Friedhelm Neidhart, Opladen 1978) 22–29.

Foucault, Michel: Des Espace Autres, in: Architecture/Mouvement/Continuité 5 (1984) 46–49: [<http://foucault.info/documents/heteroTopia/foucault.heteroTopia.fr.html>] (05. Oktober 2014).

Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden (Wiesbaden 2009).

Führ, Eduard: Wieviel Engel passen auf die Spitze einer Nadel?, in: Eduard Führ (Hrsg.), Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff. Historisch–philosophisch–architektonisch (Wiesbaden/Berlin 1985) 10–32.

Ger, Gülist Warming: in: Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology, Vol. 35: 1-2 (Copenhagen 2005) 19–22.

Geschke, Sandra Maria: Doing Urban Space. Ganzheitliches Wohnen zwischen Raumbildung und Menschwerdung (Bielefeld 2013).

Gestrich, Andreas: Einleitung – Sozialhistorische Biographieforschung, in: Andreas Gestrich (Hrsg.), Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge (Göttingen 1988) 5–28.

Grimm, Jakob / Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Bd. 1 (Leipzig 1852, digitale Ausgabe:

Frankfurt a. M. 2004).

Gyr, Ueli: Erziehung in der Fremde. Beitrag zu einer Ethnographie der Übergänge, in: Rolf Wilhelm Brednich, Hannjost Lixfeld, Dietz-Rüdiger Moser et al. (Hrsg.), Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung (Freiburg i. B. 1982) 214–229.

Gyr, Ueli: Zwischen Anfang und Ende, Ende und Anfang. Verortungen des modernen Wohnungswechsels, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 103 (2007) 269–283.

Haase, Marcus / Krämer, Franziska: Reisen und Bildung. Bildungs- und Entfremdungsprozesse im jungen Erwachsenenalter am Beispiel von Work & Travel (Wiesbaden 2012).

Hasse, Jürgen: Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft (Bielefeld 2009).

Hessel, Franz: Spazieren in Berlin. Ein Lehrbuch der Kunst in Berlin spazieren zu gehn ganz nah dem Zauber der Stadt von dem sie selbst kaum weiß. Ein Bilderbuch in Worten (Leipzig/Wien 1929), neu herausgegeben von Moritz Reininghaus (Berlin 2011).

Hilti, Nicola: Nicht daheim und doch zuhause? – Über das Phänomen der Multilokalität, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 103 (2007) 181–199.

Hilti, Nicola: Lebenswelten multilokal Wohnender. eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung (Dissertation ETH Zürich 2011, verlegt in Wiesbaden 2013).

Hlavin-Schulze, Karin: „Man reist ja nicht um anzukommen.“ Reisen als kulturelle Praxis (Frankfurt/New York 1998).

Köstlin, Konrad: Heimat denken. Zeitschichten und Perspektiven, in: Manfred Seifert (Hrsg.), Zwischen Emotion und Kalkül. ‚Heimat‘ als Argument im Prozess der Moderne (Leipzig 2010) 23–38.

Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen, in: Zeitschrift für Volkskunde 74, hrsg. v. Hermann Bausinger und Bernhard Deneke (Stuttgart/Berlin/Köln et al. 1978) 198–215.

Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung (Berlin 2007).

Lehmann, Albrecht: Zum Wahrheitswert lebensgeschichtlicher Erzählungen. Aspekte der Regionalforschung, in: Sönke Friedrich und Manfred Seifert (Hrsg.), Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung (Dresden 2009) 37–48.

Löw, Martina: Raumsoziologie (Frankfurt 2001).

Lyotard, Francois: Das postmoderne Wissen (Wien 1994).

Mitchell, Katharyne: Educating the national citizen in neoliberal times: from the multicultural self to the strategic cosmopolitan, in: Transactions of the Institute of British Geographers. New Series, Vol. 28/4 (2003) 387–403.

Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften (Hamburg 1978).

Neuser, Wolfgang: Historische Einordnung der gegenwärtigen Wissensgesellschaft in die Entwicklung der westlichen Kultur, in: Wolfgang Neuser, Wissen begreifen. Zur Selbstorganisation von Erfahrung, Handlung und Begriff (Wiesbaden 2013) 17–65.

Pascolo, Sergio: Abitando Venezia (Venezia 2013).

Perec, Georges: Träume von Räumen (Zürich/Berlin 2013).

Rolshoven, Johanna: Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 103 (2007a) 157–179.

Rolshoven, Johanna: The Temptations of the Provisional. Multilocality as a Way of Life, in: Ethnologia Europea. Journal of European Ethnology, Vol. 37, 1-2 (2007b) 17–25.

Rolshoven, Johanna: Mobilitätskulturen im Parkour. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung, in: Reinhard Johler, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas (Hrsg.), Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung (Münster/New York/München et al. 2011) 52–60.

Rolshoven, Johanna: Das Figurativ der Vagabondage, in: Maria Maierhofer und Johanna Rolshoven (Hrsg.), Das Figurativ der Vagabondage. Kulturanalysen mobiler Lebensweisen (Bielefeld 2012) 15–29.

Rousseau, Jean-Jacques: Emil oder über die Erziehung, 2. Bd.: Reisen (1762): [<http://gutenberg.spiegel.de/buch/emil-oder-ueber-die-erziehung-zweiter-band-3815/27>] (24. September 2013).

Roth, Klaus: Erzählen und Interkulturelle Kommunikation, in: Klaus Roth (Hrsg.), Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation (= Münchener Beiträge zur Interkulturellen Kommunikation, Bd. 1, Münster/New York 1996) 63–78.

Saupe, Achim / Wiedemann, Felix: Narration und Narratologie. Erzähltheorien in der Geschichtswissenschaft (o. O., o. J.): [<http://docupedia.de/zg/Narration>] (5. Februar 2015).

Schäfer, Robert: Zur Strukturlogik des Tourismus. Kritische Anmerkungen zu Urs Stähelis und Annika Stähles „Infrastrukturen des Tourismus“ (29. Oktober 2014): [<http://www.pop-zeitschrift.de/2014/10/29/zur-strukturlogik-des-tourismusvon-robert-schafer29-10-2014/>] (08. Januar 2015).

Schiller, Janine: Wohnen als Identifikationsstrategie, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 103 (2007) 239–249.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens, in: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hrsg.), Methoden der Volkskunde (Berlin 2007) 169–188.

Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiografischen Erzählens, in: Thomas Hengartner und Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.), Leben – Erzählen: Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung: Festschrift für Albrecht Lehmann (Berlin 2005) 17–42.

Schröder, Hans Joachim: Biografisches Erzählen im Umgang mit Technik, in: Sönke Friedrich und Manfred Seifert (Hrsg.), Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung (Dresden 2009) 61–68.

Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen: Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums (Frankfurt a. M. 2012).

Schwanhäußer, Anja: Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene (Frankfurt a. M. 2010).

Schwertl, Maria: Wohnen als Verortung. Identifikationsobjekte in deutsch-/türkischen Wohnungen (= Münchner ethnographische Schriften. Kulturwissenschaftlich-ethnologische Untersuchungen zu Alltagsgeschichte, Alltagskultur und Alltagswelten in Europa, Bd. 6, hrsg. v. Institut für Volkskunde/ Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, 2010).

Sedlaczek, Dietmar: Von der Erzählerpersönlichkeit zum Alltäglichen Erzähler. Stationen der volkskundlichen Erzählforschung, in: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung, Bd. 38/1-2 (Göttingen 1997, hrsg. v. Rolf Wilhelm Brednich und Hans-Jörg Uther) 82–100.

Seifert, Jörg: Stadtbild, Wahrnehmung, Design. Kevin Lynch revisited (= Bauwelt Fundamente 148: Stadtgestaltung/Stadterlebnis, hrsg. von Ulrich Conrads und Peter Neitzke, Basel/Gütersloh/Berlin 2011).

Seifert, Manfred: Begrenzte Ordnung – entgrenzte Dynamik? Der Faktor ‚Raum‘ als Herausforderung an die Europäische Ethnologie, in: Petr Lozoviuk (Hrsg.), Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes (= Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 29, Leipzig 2009a) 35–52.

Seifert, Manfred: Ego-Dokumente im Spannungsfeld von Forschungsperspektiven und

Sammlungspraxis. Zum Stellenwert lebensgeschichtlicher Forschung im aktuellen Wissenschaftsdiskurs und ihre Konzeption am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, in: Sönke Friedrich und Manfred Seifert (Hrsg.), *Alltagsleben biografisch erfassen. Zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung* (Dresden 2009b) 11–36.

Seifert, Manfred: Das Projekt „Heimat“ – Positionen und Perspektiven. Zur Einführung, in: Manfred Seifert (Hrsg.), *Zwischen Emotion und Kalkül. ‚Heimat‘ als Argument im Prozess der Moderne* (Leipzig 2010) 9–22.

Seifert, Manfred: Heimat und Spätmoderne. Über Suchbewegungen nach Sicherheit angesichts von Mobilität, Migration und Globalisierung, in: *Migration – Heimat – Identität. Beiträge zum Bewusstsein der Begriffe* (= Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 39, Siegburg 2011/2012) 199–221.

Simmel, Georg: Exkurs über den Fremden, in: Georg Simmel: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (Berlin 1908) 509–512: [http://socio.ch/sim/soziologie/soz_9_ex3.htm] (22. September 2014).

Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben* (Frankfurt a. M. 2006).

Stock, Mathis: „Touristisch wohnet der Mensch“. Zu einer kulturwissenschaftlichen Theorie der mobilen Lebensweisen, in: Johanna Rolshoven, Hasso Spode, Dunka Sporen et al. (Hrsg.), *Mobilitäten!* (= *Voyage. Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung*, 2014) 186–201.

Szczepanski, Stefan: Reflexionen über das Alltägliche, in: Kurt Hammerich und Michael Klein (Hrsg.), *Materialien zur Soziologie des Alltags* (= Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 20/1978, hrsg. von René König und Friedhelm Neidhart, Opladen 1978) 314–324.

Waldenfels, Bernhard: Heimat in der Fremde, in: Eduard Führ (Hrsg.), *Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff. Historisch-philosophisch-architektonisch* (Wiesbaden/Berlin 1985) 33–41.

Wilk, Richard: Smoothing, in: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology*, Vol. 35: 1-2 (Copenhagen 2005) 23–27.

Willim, Robert: Menuing, in: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology*, Vol. 35: 1-2 (Copenhagen 2005) 125–129.

VII. Anhang

Abstract

Am Beispiel von vier AustauschstudentInnen des Erasmus-Programms wird betrachtet, wie sich Menschen sowohl lebensweltlich als auch biografisch in einer temporären Umgebung verorten.

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit ist, dass für Personen innerhalb einer Gesellschaft, in der Mobilität für viele alltäglich geworden ist, die Kontinuität gewohnter Erfahrungswelten nicht länger als gegeben betrachtet werden kann und der oder die Einzelne sich zunehmend immer wieder neu verorten muss, wobei der eigene Platz in der Welt seine Ortsexklusivität verliert und lebensweltliche sowie biografische Lokalisierungen nicht selten über mehrere Orte zugleich erfolgen. Diese Mehrfachlokalisierungen können dabei sowohl ein gleichzeitiges Nebeneinander der jeweiligen Orte (multilokal) als auch ein ungleichzeitiges Nacheinander dieser (polytopisch) bedeuten.

Von besonderer Relevanz dabei ist, dass je nach individueller Konzeptionalisierung des jeweiligen Aufenthalts an mehreren Orten sich für den oder die EinzelneN ein eigener Raum mit spezifischer Eigenlogik eröffnet, welche sowohl Einfluss auf die alltägliche Lokalisierungspraxis als auch auf die biografische Lokalisierungspraxis sowohl vor Ort als auch über die Orte hinweg hat. So eröffnet der Erasmus-Aufenthalt als eine in Zügen an die idealistische Bildungsreise erinnernde, aber dennoch offene Reiseform den Studierenden die Möglichkeit, den eigenen Horizont zugleich zu erweitern als auch wie gewünscht umzusetzen, wobei die lebensweltlich-lebensgeschichtliche Relevanz des Ortes bzw. des Aufenthalts in Begriffen wie Add-On, Urlaub mit Verpflichtungen oder auch Zuhause sichtbar wird. Für die Lokalisierung an, zwischen und über die Orte hinweg werden dabei folgende Praxen als zentral erachtet: Zum Einen ist es die Alltagspraxis der Befragten. Diese ermöglicht die Aneignung und Integration des bis dahin Ungewohnten in gewohnte Sinn- und Deutungszusammenhänge in direkter Auseinandersetzung mit der Umwelt als Grundlage der Herstellung eines Umweltbezuges und der Erfahrung eigener Wirkmächtigkeit in der neuen Umgebung und damit die Erfahrung persönlicher Kontinuität am neuen Ort. Zum Anderen ist es die Erzählpraxis der Befragten. Diese ermöglicht die Erfahrung persönlicher Kontinuität über die im Erzählen erfolgende nachträgliche Ordnung bzw. Umdeutung des Erlebten entsprechend bestehender individueller Sinn- und Deutungszusammenhänge.

Empirische Grundlage der Arbeit stellt eine sechsmonatige qualitative Erhebung in Kopenhagen dar, bei welcher die vier Studierenden über ihr Semester hinweg mit Interviews sowie Mental Maps begleitet wurden, um so sowohl auf lebensweltlicher als auch biografischer Ebene den individuellen Lokalisierungsprozess am neuen Ort abbilden zu können.

Es zeigt sich, dass in beiden Lokalisierungssphären dem Wissen um die Temporalität des Aufenthaltes ein besondere Bedeutung zukommt. So bedingt es bestimmte Strategien der Aneignung der neuen Umgebung bei den Befragten und öffnet und schließt damit den Raum zur freien Entfaltung der eigenen Persönlichkeit zugleich, indem es bereits im Vorhinein eine spezifische biografische Konzeptionalisierung des Aufenthalts zwischen biografischem Add-on und vollwertigem Lebensabschnittsort bedingt, wobei auch deutlich wird, dass es, abhängig von den vor Ort gemachten Erfahrungen, im Erzählen der Studierenden zu einer laufenden Aktualisierung und Anpassung dieser Konzeptionalisierung kommt.

Außerdem wird die Bedeutung Kopenhagens und seiner lokalen Charakteristika, ob physisch-materiell oder bildlich-imaginär, für die jeweiligen Lokalisierungsstrategien deutlich, wobei zwischen Verortungen *am Ort* und *über den Ort* differenziert wird. So meint eine *Lokalisierung am Ort* die Möglichkeit zur Sicherstellung von persönlicher Kontinuität an einem Ort, ohne dass dessen spezifischer Charakter dabei von Bedeutung ist – ein Beispiel wäre die Möglichkeit zum Fortgehen: Zwar kann aufgrund der vorhandenen Bars oder Clubs solch eine Alltagspraktik trotz lebensweltlicher Variationen mehr oder weniger problemlos umgesetzt werden, doch bleibt der lokale Charakter, sofern vorhanden, irrelevant hierfür. Eine *Lokalisierung über den Ort* hingegen meint, dass lokale Spezifika zentral in und für die Verortungsprozesse werden – ein Beispiel wäre hier das Fahrrad fahren: als für Kopenhagen charakteristische betrachtete Alltagspraktik ermöglicht es in seiner Umsetzung die Anknüpfung an lokale Charakteristika und damit eine Verortung über den Ort. Darüber hinaus stellt sich außerdem die Frage nach einer Lokalisierung *vor Ort*, d. h. inwieweit Verortungen auf die Zeit in Kopenhagen beschränkt bleiben oder ob sie ihre temporär-lebensweltliche Gebundenheit verlieren und zum Teil der jeweiligen Person und damit orts- und zeitungebunden werden, doch muss diese aufgrund der begrenzten Ressourcen zunächst unbeantwortet bleiben.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Nachname / Vorname	Pfeiffer, Lennert
Titel	Bachelor of Arts

Schul- und Berufsbildung

1999-2007	Léon-Foucault-Gymnasium Hoyerswerda Abschluss: Abitur
2008-2012	Universität Wien BA in Kultur- und Sozialanthropologie, Spezialisierung Stadtethnologie, Cultural Studies, Sound Studies Abschluss: Bachelor of Arts
seit 2012	Universität Wien MA in Europäische Ethnologie
seit 2013	Technische Universität Wien BA in Raumplanung und Raumordnung
2014	Januar bis Juli Studien- und Forschungsaufenthalt an der Københavns Universitet im Rahmen des Erasmus- Programms, Kopenhagen, Dänemark

Wissenschaftliche und universitäre Erfahrungen

2009-2013	aktives Mitglied der IG Kultur- und Sozialanthropologie
seit 2010	Mitglied mehrerer Curricular- und Berufungskommissionen: Curricularkommission Änderung des BA-Studiums Kultur- und Sozialanthropologie Berufungskommission Materielle Kultur und Konsumption Berufungskommission Qualitative Forschungsmethoden
2010-2012	Mitglied der Studienkonferenz Kultur- und Sozialanthropologie
2010/11	Ausbildung zum Peer - Mentor Leiter mehrerer Erstsemestrigentutorien als auch Mentoring - Gruppen
2011	Organisation von und Mitarbeit in verschiedenen Projekten: Lehrveranstaltung „Freiheit - Konzeptionen, Repräsentationen, Probleme“ SS 2011 1. Kultur- und sozialanthropologisches Synthesium DGV-Tagung „Wa(h)re Kultur?“
2013/14	Fachtutor am Institut für Europäischen Ethnologie der Universität Wien:

Lehrveranstaltung „Kulturtheorien“ SS 2013 / WS 2014
Teilnahme am Forschungsprojekt „Sommerfrische“
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien

Praktika und Projekte

2012	April bis Juli Volunteer bei „lowernine.org“, New Orleans Wiederaufbau überfluteter Stadtviertel sowie Anregung von Community-Building-Prozessen in zerstörten Nachbarschaften
2012	August bis September Praktikum im „Quartiersmanagement Hellersdorf“, Berlin: Stadtviertelbetreuung sowie EinwohnerInnenberatung Durchführung eines Hörsapaziergangs „Flaneure des Klangs – Klanglandschaft Hellersdorf“

Sonstige Berufserfahrungen

seit 2010	Österreichische HöchschülerInnenschaft Studierendenberatung, Inskriptionsberatung, Messebetreuung
2011/12	BeSt 2 / BeSt 3 Messe- und Standbetreuung
2012/13	Der Standard Marketing und Vertrieb
2014/15	Redaktionelle Tätigkeiten im Rahmen des Buchprojektes zur Universitätsgeschichte "650 Jahre Universität Wien - Aufbruch ins neue Jahrhundert"

Wissenschaftliche Methodenkenntnisse

Qualitative Verfahren	Teilnehmende Beobachtung, Interviews, Hörsapaziergänge, Mental Mapping, Stadbegehungen
Quantitative Verfahren	Fragebogenerstellung, -erhebung und -auswertung (SPSS- Kenntnisse), Nadelmethode

Weitere Fähigkeiten und Kompetenzen

EDV-Kenntnisse	MS-Office, OSX, Pages, Numbers, Moodle
Sprachkenntnisse	Deutsch, Englisch C1, Französisch A2, Dänisch A2
Soziale Kompetenzen	Motivationstechniken, Projektorganisation, Gruppenbildungstechniken

Publikationen

2014 Lebensgefühl Sommer. Von Sehnsüchten, Schattenseiten und Lichtungen im Stadtwald, in: Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.), Sommer_frische. Orte-Bilder-Praktiken (Wien 2014) 115-142.